This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

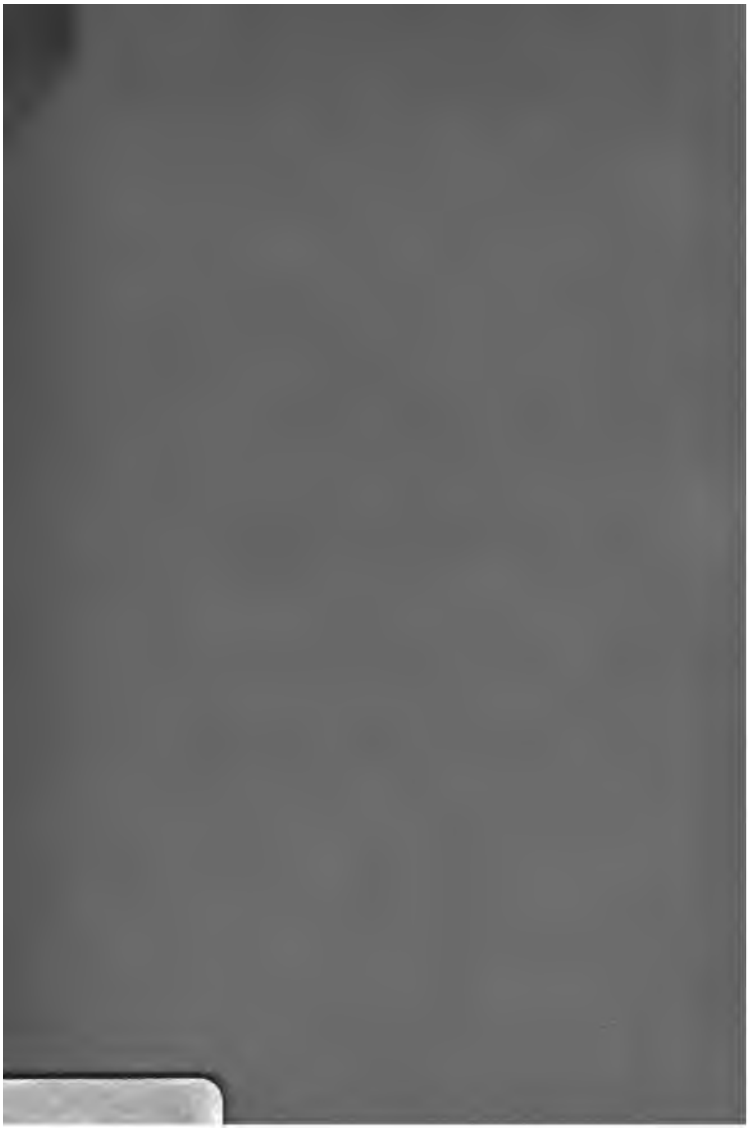
A 401042

Herbrugghr.

Reisen und Jagden in Nord-Amerika.

chh andlung
ing— Pa.

RECEIVED IN EXCHANGE
FROM
Manistee Public Library



Reisen und Jagden in Nord-Amerika

von

Louis und Georges Perbrugghe.

Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert.

Bremen.
Verlag von Hinricus Fischer.
1881.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Exchange
Manitoba Pub Lib.
3-21-30

Inhalt.

		Seite
I.	New-York	1
II.	Die Mammuth-Höhlen	31
III.	Ein amerikaniſches Feſt	44
IV.	Von New-York nach dem Felſengebirge	50
V.	Die Ebene und das Gebirge	63
VI.	Von Denver nach der Großen Salzſeeſtadt	89
VII.	Brigham Young und die Mormonen	103
VIII.	Kalifornien	135
IX.	Indianer und Büffel	152
X.	Winter in Canada	193
XI.	Der Süden	216
XII.	Die Amerikaner	237
XIII.	Mexiko	261
XIV.	Eine ſpaniſche Colonie	292
XV.	Die Schwarze Republik	321
XVI.	Rückkehr nach Frankreich	349

Anmerkung des Herausgebers.

Obwohl der Titel den Namen zweier Verfasser trägt, wird der Leser in den Erzählungen und den persönlichen Bemerkungen doch häufig die Form des Singulars statt des Plurals, das „ich" statt des „wir" angewandt finden. Der Bequemlichkeit und der lebhaften Schilderung wegen haben sich nämlich die Verfasser in die Arbeit getheilt; Herr Georges Verbrugghe hat sich besonders mit diesem ersten Theile beschäftigt, während Herr Louis Verbrugghe sich den zweiten, die Reisen in Süd-Amerika*), vorbehalten hat.

*) Wird demnächst erscheinen.

I.

New-York.

New-York. — Broadway. — Der „Wall". — Die Quais. — Der Hafen. — Die reichen Stadtviertel. — Central-Park. — Omnibus und Tramways. — Apotheker. — Die Bars. — Der „New-York Herald". — Die Theater. — Die Polizei. — Die Diebe. — Der Telegraph. — Die Feuer-Spritzen.

In dem Augenblick, wo der Dampfer, welcher uns von Havre herüberbrachte, an seinem Quai im Hafen von New-York anlegte, vertraute uns ein amerikanischer Passagier, mit dem wir auf der Ueberfahrt bekannt geworden, während er auf unser zahlreiches Gepäck einen ironischen Blick warf, daß die Douane seines Landes sich bezüglich aller importirten Gegenstände äußerst streng erweise; er setzte schnell hinzu, daß die Douaniers selten dem Zauber des Dollars widerständen. Auf diese Auskunft gestützt, steckte ich dem Beamten, der sich mit meinen Kolli beschäftigte, unbemerkt einen Louis zu; sie wurden sogleich wieder zugeschnallt. — „Was thun Sie?" rief mein Amerikaner. — „Sie sehen ja, ich folge Ihrem guten Rathe." — „Durchaus nicht, achten Sie auf

mich.“ Er ließ eine Fünf-Dollar-Note vor den Augen seines Douaniers blicken; der Douanier, bestochen, versah die Koffer mit einem weißen Kreidezug als Passierschein und beförderte sie auf der Stelle; aber als er die Hand ausstreckte, um die erhoffte Banknote zu empfangen, faltete der andere sie zusammen und steckte sie ruhig wieder in die Tasche: „Denken Sie an diese Lehre,“ sagte er mir, „über Sie werden diese Leute lachen; vor mir hegen sie die größte Achtung; ich habe sie angeführt.“ —

Wir haben soeben die Bekanntschaft der Amerikaner gemacht.

Man hat uns das Hôtel der Fünften Avenue empfohlen: wir steigen dort ab. Wie alle amerikanischen Hôtels bietet es ein vollständiges Ganzes in den gewöhnlichen Bequemlichkeiten: Eisenbahn-Bureaux, Telegraphen-Aemter, Theater-Agenturen, Lebens-Versicherungen, Bäder, Barbier, Hutmacher, Schneider und Apotheker, kurz alles findet sich in diesem ungeheuren Bazar vereinigt; die Passanten machen dort ihre Einkäufe und wandeln das Vestibül thatsächlich in einen öffentlichen Platz um. Der Amerikaner, der den Tumult und den Lärm anbetet, miethet sich gern im Hôtel ein; es widerstrebt ihm nicht, dort seine Brautnacht zu verleben: prächtige Zimmer sind besonders zu diesem Zwecke bestimmt. Oft richtet er dort mit Frau und Kindern seine Wohnung ein; er vermeidet so die Sorgen einer Haushaltung. Es ist das angenehmste und wenigst

kostspielige Leben; es ist auch das Leben, welches am meisten Prahlen gestattet: eine amerikanische Dame gestand mir naiv, daß sie das Hôtel jeder andern Wohnung vorzöge; man könnte dort besser sehen, daß sie und ihr Mann bei jeder Mahlzeit Champagner zu sechs Dollar tränken.

Der Pensionspreis ist derselbe in den Hauptstädten wie in den Dörfern, in New-York derselbe wie in dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten; der amerikanische Hôtellier rechnet in folgender Weise: „Ich gebe für fünfundzwanzig Francs täglich alles Nothwendige: Kost, Logis, Dampfheizung, Gas, warmes und kaltes Wasser; man beklagt sich, in der sechsten Etage ebensoviel, als in der ersten zu zahlen? aber es gibt ja keine Etagen: der Ascenseur hebt sie auf."

Es gibt keine eigentliche Table d'hôte: jeder kommt, wann es ihm paßt, bestellt seine Mahlzeit und entfaltet eine Serviette von wahrhaft lächerlicher Kleinheit, ein wirkliches Taschentuch. Die Speisen sind höchst mittelmäßig: der Kellner bringt die ganze Mahlzeit zugleich; er stellt eine Menge kleiner Teller rund um dich auf; wie in den Feenmärchen erscheint das Diner vollständig servirt; gewöhnlich werden durch dieses gleichzeitige Auftragen die Gerichte kalt und der Tisch überfüllt; ist das Mahl ein reicheres, so ist man fast gezwungen, den Tisch zu vergrößern.

Das Trinkgeld, diese allzu direkte Steuer, wird in Amerika noch nicht zum Voraus erhoben; Kellner in-

dessen, die das Geldstück stolz mit den Worten zurückweisen: „Ich bin ein freier amerikanischer Bürger", kommen nicht vor; diese Redensart wird von ihnen nur gebraucht, um einem unangenehmen Dienste zu entgehen; so weigern sich die weißen Dienstboten, das Schuhzeug zu reinigen; der Fremde sieht sich gezwungen, zu den kleinen umherziehenden Stiefelputzern seine Zuflucht zu nehmen, die ihm in untadelhafter Weise die Schuhe und den unteren Hosenrand wichsen; was die Elegants der Stadt betrifft, so tragen diese hierfür selbst Sorge, und ein Wichskasten macht einen Theil ihres Toiletten-Necessärs aus.

New-York ist weit entfernt, eine einzige Stadt zu sein: das Handelsviertel, das der Banken, das der Aristokratie, sind ebensoviel verschiedene Städte; unter Aristokratie verstehe ich die Amerikaner, die die meisten Dollars besitzen.

Eine ungeheure Straße durchzieht New-York von einem Ende zum anderen: in ihrem Verlaufe durchschneidet sie schräg jede Straße und jede Avenue, ähnlich einem Querbalken auf einem Wappenschild: es ist der Broadway, eine lange Perspective, wo die letzten Gebäude sich halb in fernem Dunste verlieren. Der Broadway ist die große Arterie, welche das Leben von einem äußersten Ende dieses Riesenkörpers zum andern gelangen läßt, von Nord nach Süd, vom Kopfe zu den Füßen: alles geht zum Broadway, alles kommt vom Broadway, alles passirt den Broad-

way. Dieser ungeheure Strom empfängt hunderte von Zuflüssen. Ruhig in seinem Anfange, dann durch die Straßen anschwellend, die wie ebensoviel Nebenflüsse in ihn ausmünden, rollt er zuletzt dahin, eine tobende Fluth. Müßige Fremde, Handwerker und Geschäftsleute, der Broadway führt alles bunt durcheinander mit sich; die Fluth steigt und fällt zu bestimmter Stunde; der Abend bringt die Ebbe; der Broadway sinkt in seinen Ursprung zurück.

Welches Leben! welches Treiben! welch ein Aufwand von Lebenskraft! man muß sehr vorsichtig gehen, will man nicht zur Strafe jeden Augenblick umgerannt werden. Die Tabakhändler entrollen vor ihren Läden Gestalten in glänzenden Farben; Chinesen in voller Gala, unzüchtig gekleidete Frauen, Indianer in kriegerischer Haltung haben gewöhnlich die Aufgabe, die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden anzuziehen. Zwischen den Fenstern wehen im Winde, bisweilen in die amerikanischen Farben eingefaßt, die alltäglichsten Reklame, oder ungeheure Wahlzettel, so breit wie die Straße und so hoch wie die Häuser; in langen Reihen, ähnlich den Bäumen einer Avenue, strecken riesige Telegraphenpfähle ihre großen Arme in die Luft; der elektrische Funken läuft von einem Hause zum andern; das Drahtnetz wird dichter in dem Maße, wie man von der Unterstadt her näher kommt, und bildet schließlich ein wirkliches metallisches Gewebe. Neben festen die wandelnden Schilder: ausstaffirt mit glänzendem, symbo-

lischem Flitterwerk, laufen arme Teufel, ewige Juden der Reklame, eingeschachtelt zwischen zwei Tafeln, die Trottoirs ab: freie Bürger, zur Marter des Schandpfahls verurtheilt; von weißem Grunde heben sich in Schwarz folgende Anzeigen ab: „Die schönsten Gebisse fertigt X an und die besten künstlichen Busen kauft man bei T . . .“

Die kleinen Wetterdächer, die Krambuden bergen Gewerbtreibende, die ebenso geschickt wie auf unsern Boulevards zerbrochenes Porzellan wieder zu kitten, oder Messer ohne Schneide in Rasiermesser umzuwandeln verstehen. Wenig große Läden, kein Luxus, kein Ausstellen, kein verführerisches Schaufenster; Käufer und Verkäufer legen auf diese Kleinigkeiten kein Gewicht. Um sieben Uhr hört der Tumult auf; das Lärmen läßt nach; die Fußgänger werden weniger zahlreich, die Wagen seltener; die Kaufleute sind heimgekehrt, die einen nach der Oberstadt, die andern nach New-Jersey, nach Hoboken, nach Staten-Island, die sparsamsten nach Brooklyn, das man den Schlafsaal New-Yorks benannt hat. Ebensowenig wie in der City von London wohnt man nicht am Broadway; dort arbeitet man.

Der Wall ist das Centrum der Börsenthätigkeit; es ist auch das Centrum für die Thätigkeit der Taschendiebe; knöpf' den Ueberzieher über deinem Portefeuille zu. Der Wall ist außerdem das Lieblingsviertel der Juristen; Banquiers und Advokaten wohnen dicht beisammen: sie haben, scheint es, oft einander nöthig.

Nun kommen die Quais; ein Tramway durchläuft sie, immer von Reisenden besetzt; Lokomotiven bedienen sich seines Geleises, um Waggons zu den verschiedenen Docks zu befördern; und bisweilen fährt, während die Glocke aus allen Kräften läutet, ein ganzer Zug auf denselben Schienen zwischen zwei Wagen. Schiffe aus allen Theilen der Welt stoßen mit ihrem Bugspriet drohend in die Straße vor: die Dampfkrahnen lassen in die tiefen Schiffsräume Baumwolle, Getreide, Salzfleisch und Tabak hinab .... Schnell ... schnell ... morgen kommen andere an. Ueber unzählige Masten ragen die kolossalen Pfeiler der Brücke von Brooklyn mit ihrem letzten Theil noch hinaus, der durch die Höhe undeutlich wird.

Das Leben im Hafen ist außerordentlich: nicht eine Welle, so zu sagen, die nicht ihren Remorqueur, ihren Dampfer, oder ihre Yacht trägt; dies alles geht, kommt, eilt, verwickelt sich, entwirrt sich, ohne sichtbare Anstrengung, wie ebensoviel lebende Wesen; die weißen Segel neigen sich bis aufs Meer herab, die Schrauben wirbeln, der Dampf zischt in lautem, sich wiederholendem Takt; alles stampft reißend schnell, alles strebt in voller Eile direkt seinem Ziele zu. Die ferry-boats fahren von einem Ufer zum andern, an den Inselchen anlegend, den Strom wieder hinauffahrend, alle Punkte berührend; die Omnibus der Bai bewegen sich mit der größten Leichtigkeit; sie fahren rück- wie vorwärts, ein einfacher Pflock genügt, das Steuer festzustellen,

welches dann zum Vorderſteven wird; Waaren und Güterwagen, Thiere und Menſchen kommen bunt durch einander herein; die Pferde, an dieſe Ueberfahrten gewöhnt, zeigen ſich nicht unruhiger, als ihre Kutſcher. Bei der Ankunft fährt das ferry in eine Art Trichter, aus nachgebenden, ſtarken Bohlen gebildet; die Stöße werden durch die Elaſtizität dieſer Mauer gemildert; von rechts und links zurückgeſtoßen, wie ein Federball beim Ballſpiel, legt das Vordertheil eben am Quai an: alles ſteigt aus; das ferry fährt wieder ab.

Die Verwendung des Dampfes wird aufs äußerſte getrieben: ich habe einen alten Chaland, der auf allen Seiten leckte, mit Steinen beladene Boote ſchleppen ſehen; man hatte ihm einfach eine Schraube und eine Maſchine eingeſetzt; ſein Eigenthümer, ein junger Mann, trug allein dafür Sorge, ihn zu ſteuern, zu heizen und das Waſſer auszupumpen, welches eindrang. Dieſer ſelbige Mann, der jetzt ſeinen Chaland in einen Remorqueur umgewandelt hat, wird eines Tages ſeinen Remorqueur in eine Flotte umwandeln.

In den obern Stadtvierteln kreuzen ſich die Straßen regelmäßig in rechtem Winkel mit den Avenuen. Aus der Vogel-Perſpective ſtellt die Stadt ein Rieſen-Damenſpiel dar. Man ſollte glauben, ſie ſei an einem einzigen Tage von ein und demſelben Baumeiſter erbaut, der für das Geradlinige eingenommen war. Eine Stunde nach ſeiner Ankunft kann ſich der Fremde in einer ſo geometriſchen Stadt nicht mehr verirren. Die

Straßen, alle sich ähnlich, sind der Reihe nach durch Nummern bezeichnet; selbst die Häuser haben sich angestrengt, einander zu gleichen; ihr einförmiges Aussehen vermehrt noch das Eintönige; es gibt wenig monumentale Gebäude; die Denkmäler sind die Geschichte der Völker, und ein junges, hundertjähriges Volk hat keine Geschichte; die Amerikaner, diese stolzen Emporkömmlinge, leben der Zukunft und nicht in der Vergangenheit. Das Schatzamt, die City Hall, die Post, die Douane, der Justiz-Palast, die Kirchen sind eher Steinhaufen als Prachtbauten.

Da die Geschäftsstadt täglich mehr anwächst, weichen die aristokratischen Viertel vor diesem Umsichgreifen zurück. Die Ausdehnung, die New-York seit etwa anderthalb Jahrzehnten genommen hat, ist wahrhaft unglaublich; ehemals war nur das äußerste Ende der Insel Manhattan, auf welcher die Stadt erbaut ist, von Wohn- und Geschäftshäusern bedeckt. Man ging wie über Land zu der Stelle, wo heute sich das Hôtel der Fünften Avenue erhebt. Diese reißend schnelle Entwickelung wurde die Grundlage von kolossalen Vermögen: im Jahre 1858 schätzte man das Terrain, an der Ecke von Chamber Street und Broadway gelegen, auf fünf Tausend Francs; heute ist es ungefähr eine Million werth. Inmitten dieses unerhörten Wachsens wird die Sage, welche an die bescheidene Entstehung New-York's knüpft, vergessen; diese Sage ist übrigens einfach ein Kapitel aus dem Virgil: die Indianer

bewilligten nach reichlichem Zechen den ausgeschifften Europäern soviel Land, als sie mit einer Büffelhaut bedecken könnten. Die Europäer zerschnitten diese Haut in äußerst schmale Streifen, und konnten so eine große Menge Landes einschließen. Die Indianer, durch diesen feinen Betrug in gute Laune versetzt, bestätigten den Vertrag: diese Büffelhaut ist die Weltstadt geworden.

Der Park, heute ziemlich weit entfernt, wird eines Tages der Mittelpunkt von New-York werden; im Park geben die eleganten Wagen sich ihre Rendez-vous; die buggies, auf sehr hohen und fast unsichtbaren Rädern ruhend, sehen Mähmaschinen ähnlich; die Pferde haben einen langen Bug, sie sind für weiten Trab gut gebaut. Nur wenige Personen haben in New-York Equipage; manche freilich besitzen Wagen, aber versäumen es, sich ihrer zu bedienen; abgesehen von den Zügen, welche die Quais durchfahren, geht eine Luft-Eisenbahn um die Stadt; aber die Hauptbeförderungsmittel sind die stages und die cars. Die stages, deren alle Welt sich bedient, die reichsten Männer, wie die coquettesten Frauen, sind kleine, weiß angestrichene Omnibus; die Füllungen sind mit ländlichen Scenen ausgeschmückt, deren Farbe die Kunst nicht rettet; ein Imperial gibt's nicht; ist das Innere voll, so klettert man aufs Dach und klammert sich dort fest, so gut wie's geht; ein Conducteur ist auch nicht vorhanden; jeder Reisende wirft selbst den Fahrpreis in einen Glasbehälter; der Kutscher kann von seinem Sitze oben die Einzahlungen contro-

liren. Diese Büchsen sind drum nicht weniger der allgemeine Sammelplatz für falsches Geld. Der Passagier, welcher sein Geld wechseln lassen muß, tritt mit dem Kutscher in eine Art Postverkehr; er zahlt seinen Dollar durch einen Schalter und erhält die change unter Couvert zurück. Unser Factotum beschäftigt sich zugleich mit den Pferden und den Reisenden.

Ein Spiegel, der das ganze Innere reflektirt, ein Spion, meldet dem Kutscher das Einsteigen eines neuen Passagiers und die neu zn empfangende Zahlung. Ein hervorragender Zug im amerikanischen Charakter ist nämlich die Verminderung der Beamten und Zwischenpersonen. Alle ihre Erfindungen, große oder kleine, streben dahin, eine Arbeit abzuschaffen, oder eine zweite zu erreichen; schon bedienen sie sich der Schreibmaschine, bald werden sie die Rechenmaschine erfinden; haben sie nicht die Frage angeregt, ihre so complicirte Orthographie zu ändern, und hinfort die Sprache so zu schreiben, wie sie gesprochen wird?

Die cars oder tramways durchfahren fast jede Straße; das Innere dieser beliebten Wagen gewährt einen sehr malerischen Anblick: jeder liest seine Zeitung, schneidet an seinem Stückchen Holz, kaut Tabak, oder pfeift; diese Unterhaltungen stehen in Amerika in hohen Ehren; die letztere ist so allgemein, daß das Pfeifen im Theater ein Zeichen des Beifalls geworden ist. Die Zahl der Plätze in den cars ist keine begrenzte, und bisweilen setzt sich eine Dame wohl einem Herrn auf

die Knie. Die armen Pferde, welche diese zusammengedrängte Menschenmenge ziehen, erliegen oft zur Zeit der Hundstage; binnen wenigen Tagen hat allein die Gesellschaft der cars der Zweiten Avenue ihrer hundert und fünfzig verloren, die vom Sonnenstich getroffen wurden.

In der Unterstadt finden sich in größerer Zahl die bars und die Apothekerläden; die Apotheker sind eigentlich Verkäufer von Getränken; sie besitzen das werthvolle Privilegium, Liqueure sogar am Sonntag verkaufen zu dürfen; an diesem Tage nimmt man bei ihnen sein Gläschen brandy, das auf Polizeibefehl am bar verweigert wird. Der Cognac schlüpft als Medicament durch. Diese Apotheken sind übrigens wahre Bazare: wünschst du eine Cigarre, ein Glas Cognac, oder ein Abführmittel? verlangst du einen Korb Champagner oder Schwefelwasser? Opiumtinktur, Sodawasser oder Postmarken? Tritt nur ohne Furcht ein.

Das bar-room ist meistens ein Keller; die große Menge der Kunden steht an den Zahltisch gelehnt; keine Sitze, man bleibt auf den Beinen: der beschäftigte Amerikaner hält sich nicht länger auf, als um den Mund zu öffnen; er stürzt das kleine Glas Whisky die Kehle hinunter, und läßt ihm ein großes Glas Wasser folgen, „um den Geschmack zu nehmen", trocknet sich den Mund mit der Rückseite der Hand, oder an der an einem Nagel hängenden allgemeinen Serviette, und geht sogleich wieder fort. Das nachlässige Aeußere

der Gäste steht im Gegensatz zu der Sauberkeit der Bedienung; die reichsten Kaufleute legen für das Detail ihrer Kleidung eine völlige Verachtung an den Tag; in ihrem office empfangen sie in Hemdsärmeln, ohne Kragen oder Manchetten; hindert sie dies am Zahlen und Einkassiren? sie werden es durchaus nicht übel nehmen, wenn ein Fremder, nach dem Anzug urtheilend, sie mit ihren Ladendienern verwechselt.

In New-Orleans ist das Haupt-bar-room ein wahres Wunder; täglich um elf Uhr ist ein großer Tisch servirt; jeder kann dort essen, ohne zu zahlen, nur mit der Bedingung, daß er am Zahltisch einen einfachen drink nimmt; man sieht, in Amerika finden sich außerordentliche Dinge, selbst freie Mahlzeiten.

Die bar-keepers haben es in der Wissenschaft der Mischungen und zusammengesetzten Getränke sehr weit gebracht; sie gießen dir, ohne sie zu mischen, in einem Glase, so groß wie ein Fingerhut, neun Liqueure von verschiedener Färbung auf einander; dieses Glas verwandelt sich in ihren geschickten Händen in ein Harlekinskleid.

Fast alle Getränke werden sorgfältig mit zerstoßenem Eise gemengt, denn der Gebrauch des Eises ist in den Vereinigten Staaten allgemein. Sein Consum ist ein ungeheurer. Im Winter wird es durch besondere Maschinen zerschnitten und als regelmäßige Würfel zum Verkauf zugerichtet; man bewahrt es in Eiskellern auf, die durch zwei Häuser gebildet werden, von denen eins im

andern steht, wie eine kleinere Schachtel in einer größeren; der Zwischenraum ist mit schlechten Wärmeleitern ausgefüllt. Man wendet es an zur Conservirung aller Sachen, selbst der Leichname. Ein Herr, der eben ums Leben gekommen war, wurde mit Eisblöcken bedeckt; da einer von ihnen zerschmolz, stürzte das Ganze mit Krachen zusammen; man glaubte, der Todte kehre ins Leben zurück, und jeder floh erschreckt durch diese offenbare Wiederauferstehung.

Die verbreitetste Industrie in New-York ist die der kleinen Zeitungs-Verkäufer; jedermann kauft hier sein Journal, und der ärmste Handwerker gibt ohne Zögern seine fünfundzwanzig Cents dafür aus; die Begierde des Amerikaners nach Neuigkeiten ist höchst charakteristisch; er will alles wissen und zwar sofort. Einer meiner Freunde, der einen Wald im Innern Florida's besaß, hatte dort eine kleine Dampf-Schneidemühle eingerichtet; zwei Männer versahen die Arbeit; in diesem verlorenen Winkel erhielten sie noch ihre Zeitung, die der Conducteur des Zuges ihnen im Fluge zuwarf. Dieser Leidenschaft muß man zum großen Theile die hier so verbreitete allgemeine Bildung zuschreiben; der Amerikaner findet in seinen Zeitungen die Kapitel der Tagesgeschichte und eine Uebersicht der Universal-Wissenschaft. Während unsere Presse sich meistentheils bemüht, ihren Lesern eine Ansicht aufzudrängen, die Hälfte der Thatsachen zu verheimlichen, um aus der andern ihren Anschauungen entsprechende Schlüsse zu ziehen, überläßt

der amerikanische Journalismus dem Publikum die Sorge, sich sein Urtheil selbst zu bilden; er stellt sich zur einzigen Aufgabe, alle Ereignisse zu berichten, die zwischen den beiden Polen eintreten; er beschäftigt reporters, und nicht politische Schriftsteller; diese Neuigkeits-Jäger sind immer auf dem Anstand; wird ein Diebstahl begangen, so folgen sie der Spur des Diebes, um ihn um Einzelheiten zu bitten; ein Redakteur des „Daily Graphic", der die Hinrichtung eines Verurtheilten „nach der Natur" wiedergeben wollte, begab sich zum obersten Gerichtsbeamten und bat ihn, die Hinrichtung um eine halbe Stunde zu beschleunigen, damit seine Skizze noch denselben Tag erscheinen könnte.

Wenige Blätter in Europa sind so geschickt redigirt wie der „New-York Herald"; nichts scheut Herr Bennett, weder Zeit, noch Anstrengung, noch Geld; er zögert nicht, einen Stanley zur Aufsuchung eines Livingstone auszusenden; als wirkende Kräfte dienen ihm sein ungeheures Vermögen, seine Armee von Berichterstattern, die Elektricität, Extra-Züge, endlich seine Dampf-Yachten, die vor der Bai kreuzen und den Schiffen entgegenfahren, um deren überseeische Berichte zu erfahren, noch bevor erstere von den Hafenwächtern signalisirt sind; bisweilen kosten die Telegramme einer einzigen Woche der Zeitung 7000 Dollars; gewisse Depeschen sind mit 50,000 Francs bezahlt worden. Der Verkauf der Zeitung deckt die Kosten; die Annoncen und kleinen Correspondenzen ergeben einen jährlichen

Gewinn von zwei Millionen. In diesem Lande, wo die Reklame eine so große Rolle spielt, ist die vierte Seite einer Zeitung eine Goldgrube; der Eigenthümer eines Tageblattes, der gegen den Brauch seiner Tochter eine Mitgift geben wollte, trat ihr diese vierte Seite auf sechs Monate ab; als er sein Eigenthum zurücknahm, besaß seine Tochter ein wirkliches Vermögen. Annoncen von Schwindlern, Spekulanten, die gegen ein Darlehn von zehn Dollars tausend zurückzahlen wollen, (sicheres Geschäft, volle Garantie), von Frauen, die, dem Geliebten allzu reif, sich einen Mann zu kaufen wünschen, alles nimmt die Zeitung auf und schlägt Geld aus den unsittlichsten Reklamen.

Keinem fällt es ein, ihr das zum Verbrechen anzurechnen; das amerikanische Schamgefühl ist weniger leicht beleidigt, als das unsere: in dem aristokratischen Viertel steht ein Haus, das alle Welt unter dem Namen Frühgeburts-Tempel kennt, der Palast der Miß Carriage; die jungen Leute verheimlichen einander nicht, daß sie dort ehemals ihre Maitressen hingeführt haben; ich habe das Etablissement loben hören als gut geführtes Haus mit ausgezeichneter Bedienung. Discretion eben so streng als theuer bezahlt.

Die Polizei hat mehr als ein Mal versucht, dieses Hospital aufzuheben, das zum Kirchhof wird; die Eigenthümerin hat einfach damit gedroht, ihr Regiſter zu veröffentlichen; zu viel hochgestellte Personen haben In-

tereſſe an ihrem Schweigen, als daß die Polizei wagte, ſie bloßzuſtellen.

Wenig große Theater gibt's in New-York; die kleinen Bühnen haben eine ſehr unterhaltende Specialität: es ſind die minstrels; ſo nennt man die Schauſpieler, welche, das Geſicht mit Ruß geſchwärzt, die Geſänge, den Gang, die Geſichter der Neger parodiren; die Nachahmung iſt eine vollkommene, und bei ſolchen Vorbildern iſt es unmöglich, nicht das Burleske zu erreichen.

Eigentliche café-chantants kennt man nicht; die bier-garden ſind Bierhäuſer, wo die Bedienung eine weibliche iſt; einige finden ſich mitten am Broadway: ſie ſind durch eine Bretterwand in zwei Theile getrennt: im erſten halten ſich die Gäſte auf, man erräth, was im zweiten geſchieht. Ein Herr am Eingang ertheilt dir folgenden Wink: „Dreißig hübſche junge Mädchen ſind als Schenkmamſells neu angekommen.“

Eine viel geſuchte Beluſtigung iſt die Pantomime. Der amerikaniſche Hanswurſt iſt ſehr heiter und ſehr ſpöttiſch. Der Hanswurſt hat eine Wurſt geſtohlen; ein policeman hat es geſehen, nähert ſich und ſtreckt die Hand aus, um die Hälfte des köſtlichen Raubes zu beanſpruchen; der Hanswurſt weigert ſich; der ſchwer beleidigte policeman will ihn zur Wache abführen; aber der Hanswurſt hat den lichtvollen Gedanken, dem detective mit der Wurſt zu drohen, deren äußerſtes Ende ſich wie ein Revolvergriff krümmt; der detective

zittert vor Schrecken, und auf des Hanswurſts Befehl legt er ſeine ganze Kleidung ab. Der Hanswurſt verkappt ſich darin, um alle Handlungen eines policeman nachzuahmen: er klopft an ein über die Zeit offenes Reſtaurant, und für ein Glas Bier geſtattet er, das Reglement zu verletzen; er ſieht einen Dieb kommen, er verbirgt ſich weiſe; aber einen Trunkenen nimmt er hart und roh mit. — Alles dies wird mit viel Leben und Wahrheit wiedergegeben; was die Polizei betrifft, ſo kümmert ſie ſich wenig um dieſe Sarkasmen; ſie weiß ſehr wohl, daß im Augenblick der Noth die Uniform ihrer Beamten ebenſo wie deren kleiner Knotenſtock ſtets geachtet ſind. Der Amerikaner unterwirft ſich in der That ohne Murren allem, was die Obrigkeit vertritt; während bei uns der Polizeibeamte in den Augen der Menge immer Unrecht hat, hat er hier immer Recht; die Polizei verdient indeſſen eine ſcharfe Kritik, und erweiſt man ſich ihr gegenüber auch ſehr fügſam, ſo ſchenkt man ihr doch durchaus kein Vertrauen; der Privatmann findet es weit klüger, ſelbſt über die Ordnung und ſeine eigene Sicherheit zu wachen; das iſt übrigens durchaus nicht ſo leicht, denn die Diebe ſind in Ueberfluß vorhanden. Beware of pickpockets, das iſt das große Loſungswort in den Vereinigten Staaten; man findet dieſe Aufſchrift ſelbſt an den Oertern, wo man am wenigſten Gefahr läuft, ſich zu zweien zu treffen. Die Kühnheit der Gauner iſt unglaublich; in New-York haben die Damen die Ge-

wohnheit, ihre Gänge in der Stadt mit dem Portemonnaie in der Hand zu machen; mehr als eine Lady hat ihre Börse durch einen unverschämten Dieb sich entreißen sehen. Eines Tages haben auf offenem Broadway drei Individuen, die in einen Omnibus stiegen, gewagt, von den Mitfahrenden ein Lösegeld zu erpressen, um sich dann in der Menge zu verlieren, ehe noch ihre Opfer, durch den Anblick der Revolver eingeschüchtert, einen Hülferuf ausgestoßen hatten.

Eine sehr verbreitete Industrie ist die der gamblers: diese Spieler von Profession sind höchst gerieben darin, Leuten mit naiven Gesichtern eine Spielparthie vorzuschlagen, die immer zu ihrem Vortheil endet: ein biederer Farmer aus Texas hat mir folgendes Abenteuer erzählt, dessen unglücklicher Held er selbst gewesen war: er befand sich auf Reisen in einer Stadt des Westens; ein Mensch kommt mit offenen Armen auf ihn zu: „Halloh," ruft er voller Freude, „welch glückliches Zusammentreffen! Ihr seid wohl Lewis, aus Virginien?" — „Nein," antwortet der Farmer einfach, „ich bin Johnson, aus Bronsville." — „Ah!" sagt der Andere, „entschuldigen Sie;" und er entfernt sich, eilt aber sogleich zu einem Helfershelfer, um diesem den Namen des muthmaßlichen Opfers mitzutheilen; zwei Tage später redet ihn der Helfershelfer seinerseits an: „Halloh, das glückliche Zusammentreffen! nicht wahr, Johnson, aus Bronsville?" — „Ja," sagte der andere. Ein Wiedererkennen findet statt zwischen diesen beiden Fremm-

den, die sich niemals gesehen haben. Johnson, entzückt, einen Bekannten wieder zu treffen, offerirt, darauf zu trinken, und geht auf eine Parthie Karten ein, die man ihm hinterlistig vorschlägt: das gewählte Spiel ist das three cards monte (Kümmelblättchen); der gambler legt drei Karten vor sich hin; Johnson wählt eine, auf die er setzen will; der Banquier läßt mit beiden Händen die Karten schnell von rechts nach links, von links nach rechts wandern; als er still hält, muß Johnson angeben, wo sich die Karte befindet, die er gewählt hat; die eine der drei, eine Coeur acht, glaube ich, war durch ein fingerlanges Eselsohr deutlich ausgezeichnet: Johnson wählt diese, er erkennt sie leicht wieder, und gewinnt mehrere Male hintereinander. Sein Gegner, der sehr ärgerlich scheint, schlägt ihm nun einen beträchtlichen Einsatz vor; Johnson geht darauf ein, sicher, zu gewinnen; das Spiel mit seinen Kniffen beginnt wieder, die drei Karten fliegen auf den Tisch. „Dies ist Coeur acht!“ ruft, als sie still liegen, unser Freund ganz stolz, indem er auf die Karte mit dem Eselsohr zeigt; sie wird umgedreht; trotz des Eselsohrs war es Pique-Dame!

Die gamblers üben ihre Kunst hauptsächlich auf den Eisenbahnen, wo die Länge der Strecken schnell eine gewisse Vertrautheit unter den Reisenden herbeiführt; keiner beklagt die Grünen, die sich anführen lassen; hat ihre Zeitung sie nicht gewarnt, daß gewisse Individuen die Reise von New-York nach San-Francisco als einziges Handwerk treiben? hat die Gesellschaft selbst nicht

in ihren Wagen angeschlagen: „Jeder Fremde, der auf unserer Strecke spielt, wird unfehlbar bestohlen werden!"?

Zahlreicher als die gamblers sind die Bezwinger feuerfester Geldschränke; sie lachen der complicirtesten Schlösser, der undurchbohrbaren Stahlthüren, der Fallthüren, die unter den Füßen einsinken, der burglar-alarm, die durch ein ertönendes Läutewerk die Gegenwart eines Eindringlings in ein Zimmer anzeigen; sie haben ersonnen, zu allererst dem Kassirer ihren Besuch abzustatten, und zwingen ihn, das Pistol auf die Schläfe gerichtet, selber die Mittel anzugeben, sich bestehlen zu lassen; die Geldschränke mit Zifferblatt bieten allein einige Sicherheit; Dank einem Uhr-System können sie vor einer bestimmten Stunde nicht geöffnet werden, selbst nicht mit den richtigen Schlüsseln.

Zuweilen bedarf es allerdings nur eines fast lächerlichen Umstandes, um ihre Geschicklichkeit zu vereiteln: ein New-Yorker Kaufmann bemerkt eines Abends beim Verlassen seines Comptoirs, daß der Geldschrank nicht schließt; er sieht sich genöthigt, die Thür einfach zuzudrücken, ohne zwei Mal herumdrehen zu können; in der Nacht dringen die burglars bei ihm ein; sie versuchen, den offenen Geldschrank zu öffnen: selbstverständlich konnten sie das nicht noch thun, was schon gethan war; sie verließen den Ort, ohne Zweifel über das Complicirte eines Schlosses fluchend, dessen einziges Verdienst war, verdreht zu sein.

Diese Schurken zeigen sich bisweilen von einer Galanterie, die man weder bei Dieben noch bei Yankees

anzutreffen erwarten sollte. Folgende Thatsache ist mir von der Cousine der Person selber erzählt worden, welcher das Abenteuer begegnete: ein Dieb dringt bei einer Dame von wunderbarer Schönheit ein; er hebt das Moskito-Netz, sieht sie schlafen; er geht fort, indem er ein kleines Billet auf der Brust der Schlafenden zurückläßt; es war darin mit ein oder zwei orthographischen Fehlern gesagt: „Sie sind so schön, daß ich nicht den Muth habe, Ihnen etwas zu nehmen.“

Es ist übrigens selten, daß Privatleute wagen, Beträge von einiger Bedeutung bei sich aufzubewahren; die Handelshäuser selbst haben kein Geld in ihren Kassen; die kleinsten Summen werden sogleich nach Empfang nach einer Bank gebracht: Kaufleute und Gesellschaften leisten ihre Zahlungen nur durch Checks. Was die Ladenbesitzer angeht, so lassen sie, statt ihre Waaren hinter Eisenverschluß zu schützen, womit der Dieb bald fertig werden würde, einfach das Gas die ganze Nacht in ihren Läden brennen, damit jeder Vorübergehende das Innere überwachen kann.

Viele Privatleute lassen bei sich einen telegraphischen Apparat einrichten, der sie in direkte Verbindung mit einem Polizeiposten setzt; drückst du auf den elektrischen Knopf, so stellt sich fünf Minuten später ein policeman bei dir ein, um dir Beistand zu leisten.

Die Amerikaner, welche den Dampf zu allem Möglichen im Haushalt sich nutzbar gemacht haben, konnten nicht ermangeln, den Telegraph zu vervollkommnen; sie

haben sich daraus einen vielseitigen Diener geschaffen; wieviel Amerikaner schicken nicht lieber eine Depesche, als daß sie einen Brief schreiben? Hier dient die Elektricität nicht nur dazu, Todesfälle oder Geburten anzuzeigen, oder Geld zu erbitten; sie dient zum Correspondiren im weitesten Sinne.

Für geringen Zins übernimmt eine Gesellschaft, eine Telegraphenleitung zwischen deinem Comptoir und deinem Ausladeplatz herzustellen, wenn du Rheder bist; zwischen deiner Wohnung und deiner Bank, wenn du Geschäftsmann bist. Besser noch, während du ruhig in deinem Lehnstuhl sitzest, ist ein kleiner Apparat neben dir ohne Aufhören thätig: ein langer Papierstreifen wickelt sich ununterbrochen ab, und jeder Satz, den der Telegraph punktirt, verkündet dir die in den Gold- und Papier-Notirungen eingetretenen Aenderungen, die neuen Verwickelungen der orientalischen Frage, die tausend und zweite Revolution in Mexiko.

Wenn du den elektrischen Knopf, dessen Berührung genügt, um die Polizei herbeizurufen, zwei Mal drückst, erscheint sogleich ein Bursche von fünfzehn Jahren, um deine Befehle und Aufträge in Empfang zu nehmen; drückst du drei Mal, so siehst du bald die Feuerspritzen im tollsten Jagen herbeieilen; letzterer Dienstzweig ist nicht der wenigst nützliche.

Die Brände sind in der That sehr häufig in New-York; die unbedeutenden Feuer ebenso wie die großen Unglücksfälle gerechnet, erreichen sie den schrecklichen

Durchschnitt von fünf täglich; am vierten Juli steigt diese ungeheure Zahl auf fünfundsiebenzig; freilich feiert man an diesem Tage mit großen künstlichen Zuthaten das Fest der Unabhängigkeit. Aber die New-Yorker haben dem Feuer einen erbitterten Krieg erklärt und heute sind sie vortrefflich zur Vertheidigung gerüstet; bei dem großen Brande in Boston, der drei volle Tage währte, wurde New-York von der Stadt des Nordens um Hülfe gebeten, und New-York war es, dem sie ihre Rettung verdankte.

Noch vor Kurzem bestanden die Spritzen-Compagnien aus Freiwilligen; die Privat-Initiative der Einwohnerschaft bildete und unterhielt sie allein; jede Compagnie setzte damals ihre Eitelkeit darin, bei einem Brande zuerst herbeizueilen, und wenn sie unterwegs eine Rivalin traf, lieferte sie ihr eine Schlacht, um ihr die Ehre zu entreißen, die erste Hülfeleistung zu bringen: während dieses Streits gingen die Häuser in Rauch auf. Dies System besteht noch in einigen Städten des Südens, in New-Orleans z. B., fort. Dem Freiwilligen, der das Jahr über bei keinem Brande gefehlt hat, wird eine Medaille zuerkannt; einige junge Leute engagiren sich einen policeman, mit dem Auftrag, sie zu wecken, wenn in der Nacht Lärm gemacht wird.

Seit mehreren Jahren hat die Stadt diesen wichtigen Dienstzweig in die Hand genommen; sie zählt zweiundvierzig Dampfspritzen-Compagnien; für die Hafenbrände ist ein Spritzenboot unaufhörlich geheizt. Es

bestehen außerdem sechs Babcock-Compagnien; die Babcock-Apparate sind kleine, tragbare Cylinder: sie enthalten hundert Gallonen eines chemischen Products, welches nicht wie das Wasser das Feuer ertränkt, sondern es erstickt; der Gebrauch dieser höchst nützlichen, aber höchst kostspieligen Apparate ist ein sehr verbreiteter, besonders auf dem Lande, wo kein Wasser in der Nähe zu finden ist; ich habe sie auch auf allen Etagen der großen Hôtels, in den Waggons und an Bord der großen Dampfer gesehen.

Das hier gebräuchliche Leiter-System ist eine in Frankreich unbekannte, oder wenigstens nicht nutzbar gemachte französische Erfindung. Diese Leitern lassen sich nach Art eines japanischen Rohrs in einander schieben; zieht man sie mittels einer Kurbel aus, so erhält man eine außerordentliche Höhe. Am Tage der ersten Versuche verursachte diese neue Erfindung einen schweren Unfall: eine der Leitern löste sich und mehrere Menschen kamen ums Leben; aber in Amerika schrecken einige Todte nicht ab und die Feuerwehr hat sich dies System wacker zu eigen gemacht, das ihr gestattet hat, oft die Bewohner des dritten Stocks in einem Hause zu retten, das weder erste noch zweite Etage mehr hatte.

Der Wagen, welcher diese Leitern trägt, ist übermäßig lang; um diesem großen Gerippe das Wenden auf den Straßen ohne Umstürzen zu gestatten, sind die Hinterräder wie die Vorderräder beweglich und können sich unter dem Karren getrennt drehen; ein hinten

sitzender Feuerwehrmann regelt diese Bewegung durch eine Kreisscheibe oder eine Stange: es ist ein wirkliches Steuer.

Jede Compagnie besteht aus einem Hauptmann, einem Lieutenant und zehn Mann, deren Sold sich auf 1200 Dollar beläuft; sie sind nicht zu hoch bezahlt, wenn man erwägt, daß ihr Leben beständig der Gefahr ausgesetzt ist.

Herr Gicquel, Chef des am meisten im Mittelpunkt gelegenen und wichtigsten Quartiers, hat uns höchst zuvorkommend angeboten, seine Spritzen vor uns manövriren zu lassen; es stehen unter seinem Befehl acht Spritzen- und drei Leiter-Compagnien; die Aufsicht nöthigt ihn, bald an der einen, bald an der andern Stelle zu schlafen; wenn er einmal die Nacht im eignen Hause zubringt, so meldet ihm sein Special-Telegraph die Brände.

Unser liebenswürdiger Führer erklärt uns zuerst den Mechanismus der Alarmglocken: an jeder Straßenecke ist an einem Telegraphenpfeiler ein kleiner Kasten befestigt; eine Adresse auf dem Kasten gibt an, wo sich der Schlüssel aufbewahrt findet; man wählt einen die ganze Nacht offenen Ort, gewöhnlich ein Hôtel. Entdeckt ein Miether, oder ein Vorübergehender einen entstehenden Brand, so holt er schnell den Schlüssel, öffnet den Kasten und drückt einen elektrischen Knopf; dieser Knopf läßt in dem betreffenden Hauptquartier des Feuers eine Glocke ertönen, und die Glocke zeigt von selber die

Nummer des Kastens, d. h. die Unglücksstelle an; vom Hauptquartier wird das Lärmsignal nach den verschiedenen Stationen auf elektrischem Wege sofort nach Empfang weiter gemeldet, und in einigen Augenblicken stehen alle Spritzen hinter ihren Thüren zum Ausfahren bereit. Sie eilen indessen nicht alle herbei; nur diejenigen, welche sich in der Nähe des bedrohten Punktes befinden; die andern haben je nach ihrem Standort ein zweites oder drittes Signal abzuwarten.

Herr Gicquel hat uns seine Elite-Compagnie, seine crack-company, in Augenschein nehmen lassen; sie befindet sich in der Achtzehnten Straße; wir sind am Ziel: Herr Gicquel thut einen leichten Schlag; eine Wache öffnet schweigend eine kleine Thür, Theil eines ungeheuren Thorwegs, der Chef gibt sich zu erkennen, die Wache macht Platz; wir treten ein. Wir sehen uns in einem weiten, sorgfältig wie ein Vorzimmer oder einen Salon gepflegten Raume. Es ist einfach eine Remise, denn da steht die Spritze und hier der leichte zweirädrige Wagen, mit einem ungeheuren Knäuel Guttapercha-Schläuchen beladen; es ist gar nur ein Stall, denn drei fertig gezäumte Pferde liegen dort an ihren Plätzen und schlafen: sie bleiben Tag und Nacht im Geschirr. Welche Reinlichkeit, welcher Luxus! wie weiß diese Wände sind, wie sorgfältig dieser Fußboden gesäubert und geglättet ist; die Farben an dem Wagen sind so frisch, als wären sie gestern aufgestrichen, und die Spritze, dieses glänzende Spielzeug mit seinem viel-

Feuer wurden angezündet und der Dampf ziſchte eben ſo bald, wie die andere Spritze angeſpannt wurde! Es liegt im amerikaniſchen Charakter, alles aufs Aeußerſte zu treiben; in der Schnelligkeit haben die Yankees das Mittel gefunden, ſich die Zeit unterthan zu machen.

II.

Die Mammuth-Höhlen.

Washington. — Cincinnati. — Louisville. — Die Höhlen.

Da sind wir zurück von einem kurzen Ausflug durch die Nachbarstaaten: Washington, Cincinnati, Louisville.

Washington, der Sitz der Regierung, besitzt im höchsten Grade den auffallenden Charakter der großen amerikanischen Städte: Eintönigkeit und Einsamkeit. Die Straßen sind breit und gut unterhalten; die größte führt uns zum Capitol: auf einem Hügel erbaut, wie sein berühmter Namensvetter, ist das Capitol ein Denkmal von imposantem Aeußern; es befindet sich wohl auf seiner Höhe; der Raum rund herum ist frei, und auf den ersten Blick erfaßt man dieses große Ganze in seinen schön proportionirten Einzelheiten.

Auf dem Capitol ist jeder zu Hause; da gibt's keine Huissiers, welche, die Kette um den Hals, den Eintritt versagen; die dort tagen, sind nur die Abgesandten des Volks, und das Volk muß das volle Recht der Controle über sie haben; die beiden großen Gebäude-Körper,

der des Senats und der der Kammer, sind gleich gastlich; ich habe alle Thüren öffnen, und wo es mir paßte, eintreten können; keiner hat mir eine besondere Karte, oder einen Erlaubnißschein abgefordert, und ich habe bei dieser Gelegenheit die Hochachtung bewundert, welche die Amerikaner vor der persönlichen Freiheit hegen.

Was das „Weiße Haus", die Wohnung des Präsidenten, betrifft, so bietet es nichts Bemerkenswerthes; es ist in Wirklichkeit ein Haus, keineswegs ein Palast; übrigens ist das Staatsoberhaupt sich völlig darüber klar, daß es nicht der Schlußstein des Gewölbes, sondern einfach ein auf die andern aufgesetzter Stein ist; man kann den Präsidenten wegnehmen, ohne die Republik zu erschüttern, wie man ein Capitäl wegnehmen kann, ohne die Säule zu erschüttern.

Wenn wir die Stadt der Regierung mit der Stadt des Handels vertauschen, so kommen wir nach Cincinnati oder Percopolis, der Schweinestadt; das Beiwort bezieht sich auf die Opfer der Bewohner: man tödtet hier Schweine für die ganze Welt. Diese fetten Todeskandidaten werden in einem Gebäude, das eine Menge Etagen zählt, durch ein Hebewerk bis hoch unters Dach gezogen; auf jeder dieser Etagen befindet sich ein Henker für genau bestimmte Verrichtungen; das Schwein wird von seinem Golgatha herabgelassen und an den Leidensstationen aufgehalten; der erste Henker schlachtet es ab, der zweite weidet es aus, der dritte, was weiß ich? In Folge dieser Arbeitstheilung zieht das Hebewerk ein

quiekendes Thier voller Leben hinauf; Schinken läßt es wieder herab.

Diese Fabrikation geht außerhalb der Stadt vor sich; die Stadt selber, langweilig, unfreundlich und nächst Pittsburg die rauchgeschwärzteste der Union, liegt am Fuße eines steil abfallenden Hügels vom Flusse eingeengt; aber da sie fortwährend höher klettert, so setzen schräg ansteigende Hebewerke die alten Stadtviertel unten mit den neuen Bergvierteln in Verbindung. Vom Gipfel des Hügels, sagt uns unser Kutscher, genießt man eine prächtige Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung; gleich sitzen wir in einer kleinen Eisenbahn, ähnlich der des Croix-Rousse in Lyon; in zwei Minuten sind wir oben; aber die Fabrikschlote lagern eine schwarze Wolke auf die Stadt; umsonst versuchen wir, durch diesen großen Rauchvorhang hindurchzusehen.

Kentucky genießt einer doppelten Berühmtheit: es besitzt die hübschesten Frauen Amerikas und die schönsten Höhlen der Welt; dieser zweifache Ruf ist beiderseits ein verdienter; auf meiner Durchreise bin ich in Louisville nur anmuthigen Gesichtern begegnet; was die Mammuthhöhlen betrifft, so freue ich mich, sie im einzelnen besichtigt zu haben. Von Louisville hat uns eine Eisenbahn nach Cave-City geführt, und von Cave-City bringt uns ein schlecht in den Federn hängendes Kariol auf grundlosem Wege nach dem Hôtel, das vor dem Eingang zu den unterirdischen Gängen erbaut ist. Auf der Fahrt stark durchrüttelt, ist es mir nicht un-

angenehm, an dieſem äußerlich anſtändigen Hauſe anzuhalten; wir ſind unſer drei in dem Wagen, denn ein junger Boſtoner, den wir im Zuge trafen, hat ſich uns angeſchloſſen, um uns keine Minute mehr zu verlaſſen; als der Wirth ſo wenig Gäſte ſieht, ruft er in hochtrabendem Tone, daß er für zweihundert Perſonen Unterkommen habe.

Wir wechſeln nicht die Kleidung, die Grotte iſt trocken; wir laſſen ſelbſt unſere Mäntel in dem großen Saale des Hôtels hängen; bei der ewig gemäßigten Temperatur der Höhle würden ſie nur eine unnütze Laſt ſein. Kaum haben wir den Garten durchſchritten, als wir uns am Rande einer trichterförmigen Oeffnung ſehen; ein leichter Dunſt entſteigt dem großen Loche, während ein Bach vor dem Eingang einen kleinen Waſſerfall bildet, der ſich als glänzender Streif von dem Dunkel abhebt. Wir ſteigen etwa dreißig wackelige Stufen hinab; unſer Führer zündet die Lampen an, wir treten ein; ſogleich wird die Luft lauer.

Wir blicken um uns: wir ſind vor allem betroffen durch die Höhe und die weite Ausdehnung dieſer Höhlungen; wir ſind nicht gezwungen, halb gekrümmt zu gehen; ein geräumiger Gang führt uns unter eine hohe Kuppel: „Sie werden ſogleich dort oben zu Nacht eſſen," ſagt uns unſer Führer. In der That befindet ſich dieſe Rotunde genau unter dem Speiſeſaal des Hôtels.

Ein wenig weiter hin ſenkt ſich die Wölbung und ich fühle meine Pelzmütze etwas Weiches ſtreifen.

Ich trete einen Schritt zurück und sehe einen schwarzen Punkt, ähnlich einem dicken Champignon. Ich strecke die Hand aus, um ihn los zu reißen; ich finde einen warmen Körper ohne Widerstand, weshalb ich ihn, kaum gefaßt, wieder fahren lasse; es war eine Fledermaus, die, den Kopf nach unten, dort hing; ich rufe meinen Führer, um sie ihm zu zeigen; er sieht mich höchst mitleidig an und sagt mir, die Achseln zuckend: „Ich habe deren Millionen hier.“ Er log nicht, denn diesen ganzen Gang entlang habe ich dicke, schwärzliche Massen gesehen, die, an die Felsen gepreßt, in Klumpen herabhingen; diese ekelhaften kleinen Thiere schlagen in diesem großen, unterirdischen Palast alljährlich ihr Winterquartier auf. Der Schein unserer Laternen weckt sie halb, und bei unserm Vorübergehen stoßen sie mißtönende Schreie aus, aber sie haben nicht die Kraft, sich aus ihrer Erstarrung völlig aufzurütteln und fallen schwer zu Boden, wenn wir sie in die Luft werfen, um zu versuchen, ob sie fliegen. Glückliche Thiere, denen die schlechte Jahreszeit im Schlafe vergeht!

Unser Führer ist ein alter Neger von höchst fröhlichem Gemüth; er versteht übrigens sein Handwerk vollkommen und setzt uns mit einem Ernste, der sonst nur wirklichen Geologen eigen ist, die verschiedenen Naturerscheinungen auseinander, welche bei der Krystallbildung obgewaltet haben; lieber aber gibt er sich Scherzen hin und wiederholt die Bonmots, die er von seinen zahlreichen Kunden aufgeschnappt hat; kurz er be-

angenehm, an diesem äußerlich anständigen Hause anzuhalten; wir sind unser drei in dem Wagen, denn ein junger Bostoner, den wir im Zuge trafen, hat sich uns angeschlossen, um uns keine Minute mehr zu verlassen; als der Wirth so wenig Gäste sieht, ruft er in hochtrabendem Tone, daß er für zweihundert Personen Unterkommen habe.

Wir wechseln nicht die Kleidung, die Grotte ist trocken; wir lassen selbst unsere Mäntel in dem großen Saale des Hôtels hängen; bei der ewig gemäßigten Temperatur der Höhle würden sie nur eine unnütze Last sein. Kaum haben wir den Garten durchschritten, als wir uns am Rande einer trichterförmigen Oeffnung sehen; ein leichter Dunst entsteigt dem großen Loche, während ein Bach vor dem Eingang einen kleinen Wasserfall bildet, der sich als glänzender Streif von dem Dunkel abhebt. Wir steigen etwa dreißig wackelige Stufen hinab; unser Führer zündet die Lampen an, wir treten ein; sogleich wird die Luft lauer.

Wir blicken um uns: wir sind vor allem betroffen durch die Höhe und die weite Ausdehnung dieser Höhlungen; wir sind nicht gezwungen, halb gekrümmt zu gehen; ein geräumiger Gang führt uns unter eine hohe Kuppel: „Sie werden sogleich dort oben zu Nacht essen," sagt uns unser Führer. In der That befindet sich diese Rotunde genau unter dem Speisesaal des Hôtels.

Ein wenig weiter hin senkt sich die Wölbung und ich fühle meine Pelzmütze etwas Weiches streifen.

Ich trete einen Schritt zurück und sehe einen schwarzen Punkt, ähnlich einem dicken Champignon. Ich strecke die Hand aus, um ihn los zu reißen; ich finde einen warmen Körper ohne Widerstand, weshalb ich ihn, kaum gefaßt, wieder fahren lasse; es war eine Fledermaus, die, den Kopf nach unten, dort hing; ich rufe meinen Führer, um sie ihm zu zeigen; er sieht mich höchst mitleidig an und sagt mir, die Achseln zuckend: „Ich habe deren Millionen hier.“ Er log nicht, denn diesen ganzen Gang entlang habe ich dicke, schwärzliche Massen gesehen, die, an die Felsen gepreßt, in Klumpen herabhingen; diese ekelhaften kleinen Thiere schlagen in diesem großen, unterirdischen Palast alljährlich ihr Winterquartier auf. Der Schein unserer Laternen weckt sie halb, und bei unserm Vorübergehen stoßen sie mißtönende Schreie aus, aber sie haben nicht die Kraft, sich aus ihrer Erstarrung völlig aufzurütteln und fallen schwer zu Boden, wenn wir sie in die Luft werfen, um zu versuchen, ob sie fliegen. Glückliche Thiere, denen die schlechte Jahreszeit im Schlafe vergeht!

Unser Führer ist ein alter Neger von höchst fröhlichem Gemüth; er versteht übrigens sein Handwerk vollkommen und setzt uns mit einem Ernste, der sonst nur wirklichen Geologen eigen ist, die verschiedenen Naturerscheinungen auseinander, welche bei der Krystallbildung obgewaltet haben; lieber aber gibt er sich Scherzen hin und wiederholt die Bonmots, die er von seinen zahlreichen Kunden aufgeschnappt hat; kurz er be-

luſtigt uns höchlichſt; übrigens habe ich ſtets eine gewiſſe Sympathie für die Schwarzen gehegt: dieſe großen Burſche freuen ſich über ein Nichts wie die Kinder, und ich habe ſie oft ſo herzlich lachen hören, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit einzuſtimmen.

Der unſere hielt oft an, um loszuplatzen, indem er einen ungeheuren Mund voll glänzender Zähne öffnete: „Meine Herren," ſagte er uns, auf ein Lager von Kalkſteingebilden zeigend, „das iſt die Teufelskanzel. Nur ruhig, heute iſt er nicht da," und er lachte ſich halb todt.

Man mußte ihn ſehen, wie er ſich ſeitwärts in einen Durchgang, „des Dicken Noth" genannt, hineinſchob. Er erzählte uns unter krampfhaftem Lachen, wie eines Tages ein ungeheurer Yankee es verſucht hatte, da hineinzukommen; wie er ſelber ihn bald gezogen, bald gedrückt habe, ohne ihn zwiſchen den Felſen platter bekommen zu können. Der dicke Bauch des armen Mannes wird ihm bis an ſeinen Tod Vergnügen machen.

„Des Dicken Noth" iſt ein impoſanter Engpaß zwiſchen zwei hohen Wänden; die, welche mehr als zweihundert Pfund wiegen, müſſen, heißt es, auf die Hoffnung verzichten, den Reſt der Höhle zu ſehen, ihre Corpulenz verbietet ihnen den Durchgang.

Die außerordentliche Trockenheit der Höhle (es regnet hier niemals, bemerkt geſcheit der Neger), erklärt die Seltenheit der Kryſtallbildungen; es ſickert kein Waſſer durch die Wölbungen und es können alſo nicht

durch Verdunstung jene durchscheinenden Niederschläge sich ablagern, die nach und nach zierliche kleine Säulen bilden: unser Führer läßt uns indessen vor einer Gruppe dieser Säulchen anhalten; die von oben haben sich mit denen an der Erde vereinigt; doch das ist nur dazu da, um ein schreckliches Wortspiel anzubringen: „Stalagmite and stalactite ... all ‚tied‘ now.“

Immer gewissenhafter im Erklären, spart er uns kein einziges Detail; er zeigt uns die sonderbaren Formen, welche die dunklen Flecke von Eisen-Oxyd an der Decke bilden; er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einige wunderbare Aehnlichkeiten dieser Flecke mit Thieren oder menschlichen Wesen: dies hier ist ein Riese, der mit Kindern Gaukeleien treibt; weiterhin das ein Ameisenbär und noch vieles andere mehr. „Meine Herren,“ ruft er, „besehen Sie sich diesen Schattenriß einer dicken Frau.“ — „In der That,“ sage ich, „was für eine ungeheure Brust!“ — „Nicht doch, mein Herr, Sie sehen sie von hinten.“

Es wäre höchst überraschend gewesen, wenn das Nützlichkeitsgenie des Amerikaners außer dem Zeigen selbst nicht auch nach einer praktischen Verwendung der Höhlen gesucht hätte. Ein Doktor, durch ihre stets gleiche Temperatur verleitet, kam auf den Gedanken, dort schwindsüchtige Kranke zu behandeln. Er ließ mehrere kleine Häuser ohne Mörtel bauen und installirte da seine Patienten: es waren fünfzehn. Einer von ihnen starb nach einigen Wochen eines unterirdischen Todes;

sogleich wanderten die andern in Masse aus, zum Lichte empor; in weniger als Monatsfrist waren sie wieder ins Dunkel zurückgeschickt, und dies Mal, um nicht wieder zu kommen. Die armen Menschen mußten weniger krank sein, als sie selbst dachten, daß sie selbst kurze Zeit einer derartigen Lebensweise hatten Widerstand leisten können. Als freiwilligen Gefangenen brachte man ihnen ihre Portion aus dem über den Höhlen erbauten Hôtel; unser Neger gestand uns unbefangen, daß der Eigenthümer diese sichern Kunden sehr bedauert habe.

Wir dringen in Seitengänge vor: wir klettern natürliche Abhänge hinan, und wir ersteigen Leitern und Treppen; bei einer von ihnen fehlt eine Stufe; ein schwerer Beschauer, der, ich weiß nicht wie, durch „des Dicken Noth" durchgeschlüpft ist, hat hier eine unläugbare Spur seines Besuches hinterlassen. Dieser erste Theil der Höhle ist überall bemerkenswerth durch seine Höhe und seine Weite, bietet aber nur wenig Säulen und zierliche Bildungen; ich hatte mir andere Wunder vorgestellt; bald sollte ich eins sehen, das ich niemals vergessen werde.

Wir befanden uns in einem großen, kreisrunden Saale. — „Setzen Sie sich," sagt uns unser Führer, und er wies auf ein Brett, das, über zwei Felsblöcke gelegt, eine primitive Bank bildete; er trägt die Lampen fort und stellt sie so auf, daß ihr uns fast unsichtbares Licht voll auf die Decke des Steinsaals fällt. — „Blicken Sie aufwärts," ruft er uns zu, „Sie werden den

Himmel sehen.“ Wir richten den Blick nach oben und sehen eine dunkelblaue Wölbung, von der sich in hellen Umrissen eine darunter her laufende Galerie abhebt. Sterne funkeln in lebhaftem Glanz an dem fast schwarzen Hintergrund: es ist offenbar der Himmel, den man durch eine Spalte sieht.

„Schelm!“ rufen wir dem Neger zu, „es ist eine Oeffnung im Felsen.“

— „Nein, meine Herren! es ist keine Oeffnung vorhanden.“ Und er lachte wie toll. — „Sehen Sie, ich werde Ihnen eine Wolke vorzaubern.“ Und unter fortwährendem Lachen streckt er die Hand langsam über die Lampen hin; wir sehen allmälig eine dicke, schwarze Wolke den gestirnten Himmel verdunkeln. — „Jetzt,“ fährt der Neger fort, „werde ich Ihnen das Schauspiel eines Sonnenaufgangs vorführen.“

Er verschwindet mit allen Lampen und läßt uns in der völligsten Dunkelheit; niemals hatte ich den Eindruck eines so tiefen Schwarz gehabt: die Finsterniß war so undurchdringlich, daß sie so zu sagen greifbar schien.

Plötzlich wird ein schwacher Lichtschimmer am äußersten Ende eines Ganges sichtbar: das ist die Morgenröthe. Die Wirkung ist hübsch, doch weit entfernt von erreichter Täuschung; die schweren Tritte des Negers, wie er näher kam, genügten, sie zu zerstören; endlich kommt er bei uns an: es ist heller Tag. „Haben Sie

angenehm, an diesem äußerlich anständigen Hause anzuhalten; wir sind unser drei in dem Wagen, denn ein junger Bostoner, den wir im Zuge trafen, hat sich uns angeschlossen, um uns keine Minute mehr zu verlassen; als der Wirth so wenig Gäste sieht, ruft er in hochtrabendem Tone, daß er für zweihundert Personen Unterkommen habe.

Wir wechseln nicht die Kleidung, die Grotte ist trocken; wir lassen selbst unsere Mäntel in dem großen Saale des Hôtels hängen; bei der ewig gemäßigten Temperatur der Höhle würden sie nur eine unnütze Last sein. Kaum haben wir den Garten durchschritten, als wir uns am Rande einer trichterförmigen Oeffnung sehen; ein leichter Dunst entsteigt dem großen Loche, während ein Bach vor dem Eingang einen kleinen Wasserfall bildet, der sich als glänzender Streif von dem Dunkel abhebt. Wir steigen etwa dreißig wackelige Stufen hinab; unser Führer zündet die Lampen an, wir treten ein; sogleich wird die Luft lauer.

Wir blicken um uns: wir sind vor allem betroffen durch die Höhe und die weite Ausdehnung dieser Höhlungen; wir sind nicht gezwungen, halb gekrümmt zu
hen; ein geräumiger Gang führt uns unter eine hohe
:l: „Sie werden sogleich dort oben zu Nacht essen,"
s unser Führer. In der That befindet sich diese
genau unter dem Speisesaal des Hôtels.
wenig weiter hin senkt sich die Wölbung und
meine Pelzmütze etwas Weiches streifen.

verbarg sich; als sie ihn endlich entdeckten und ergreifen wollten, floh der arme Unsinnige weit hinweg, eine Beute höchsten Entsetzens. Unser Neger erzählt uns auch die Erforschung des Malstrom, von einem kühnen Reisenden unternommen, der, ein Seil um die Lenden, furchtlos in diese schreckliche Tiefe hinabstieg; während man ihn wieder hinaufzog, fing das Seil durch die Reibung Feuer; er wäre auf immer wieder hinabgestiegen, wenn nicht einige der Anwesenden schleunigst den Inhalt ihrer Kürbisflaschen auf den entstehenden Brand ausgeleert hätten.

Ich würde nicht enden, wollte ich alle die Merkwürdigkeiten aufzählen, die mythologischen Plätze, den Lethe-See, die grundlosen Schlünde, die Abgründe, wo unser Neger brennende Papierstückchen hineinwirft, die ihnen eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Höllenrachen verleihen; das Cleveland-Kabinet, dessen Wände mit anmuthigen, blendendweißen Krystallisirungen ausgeziert sind, Blumen von wunderbarer Durchsichtigkeit und Feinheit, Kamelias, Rosen und Fliederblüthen.

Der Fluß ist Gegenstand gelehrter Abhandlungen über seine Bewohner: Fische und Krebse sind des Seh-Organs beraubt; besser gesagt, dieses Organ ist in Folge seiner Nutzlosigkeit in dem ewigen Dunkel abgestorben: welche Stütze gewährt diese Vernichtung des Augensystems den Theorien Darwins! Die Fische sehen unsern Gründlingen sehr ähnlich, aber sie sind farblos und durchscheinend; die Krebse, gleichfalls farblos, sind

höchst sonderbar anzusehen, wenn sie noch leben; ich habe mehrere davon der Merkwürdigkeit halber mitgebracht.

Die letzte drollige Bemerkung unseres Negers richtet sich gegen die Touristen mit ihrem schlechten Geschmack, ihren Namen mit Lampenruß an die Kalkstein-Wände und Decke zu schmieren: „Ich gestatte das nicht mehr," sagt er uns, „es verdirbt ‚meine' Höhle." Durch das ewige Zeigen der Höhle hält sich der biedere Mensch schließlich für ihren Eigenthümer; seine Entrüstung kennt keine Grenzen mehr, wenn er uns den Namen Smith zeigt, der an der Wand steht: „Ist es nicht eine Schande," ruft er, „wenn einer Smith heißt!" In Amerika ist dieser Name nämlich derart verbreitet, daß man im Französischen vergebens ein Aequivalent dafür suchen würde.

„Ehemals," sagt er uns, „zeigte ich diesen Namen aller Welt, und ich scherzte mit Vergnügen darüber; als ich mich aber eines Tages gegen drei Besucher spottend äußerte, wurden sie böse; ins Hôtel zurückgekehrt, vernahm ich, daß es drei Smith waren, alle drei von New-York: da gab es Smith Straße sechsunddreißig, Smith Whiskey und Smith den Getäuschten." Diese Spitznamen sind in der That nicht selten in Amerika, wo eine kleine Zahl Namen eine unendliche Menge Personen bezeichnet; so zwar, daß man, weil die Vornamen zur Unterscheidung nicht hinreichen, dahin kommt, die Einzelnen nach der Straße, wo sie wohnen, nach

ihrem Lieblings-Getränk, oder ihrem häuslichen Unglück näher zu bestimmen.

Endlich, nachdem wir an dem äußersten Ende der Grotte angelangt sind, kehren wir auf demselben Wege zurück und machen diesen langen, großartigen Gang noch einmal; in diesen Höhlungen und diesen Verzweigungen, deren Netz hundert und fünfzig Meilen mißt, haben die Wasser, wenn sie nicht zu feinen Spitzen, zu schlanken Säulchen, zu Kapitälen und wunderbaren Karnießen krystallisirt sind, gigantische Dome, riesige Gänge, unergründliche Schlünde ausgehöhlt. Die Mammuthhöhle ist durchaus kein Gnomen-Palast, es ist die furchtbare Wohnung der Cyklopen. Diese Grotten, die weitesten der Welt, sind das würdige Seitenstück zu den Niagarafällen.

Nach einem Marsch, der neun Stunden gedauert hat, wartet unser im Hôtel ein gutes Abendessen. Am folgenden Tage reisen wir ab nach New-York. Beim Abschied von dem jungen Bostoner, unserm Reisegefährten während dieser beiden Tage, wechseln wir unsere Karten, und, meiner Treu, wir können uns des Lachens nicht enthalten, als wir auf der seinigen lesen: C. W. J. Smith.

III.

Ein amerikaniſches Feſt.

Philadelphia iſt diejenige Stadt, welche durch ihre allzu reichen Bewohner allzu groß und allzu weitläufig erbaut iſt; ſie können ſie nicht ausfüllen; jeder beſitzt dort ſein eigenes Hôtel, faſt ſeine Straße und bewegt ſich ſo in einem weiten, leeren Raume. Die Avenuen dehnen ſich ins Unendliche aus, alle einförmig, alle gleich, alle triſt; fünf tauſend Nummern folgen einander auf ſtets ähnlichen Wohnungen; die Sonne, das Lächeln dieſer Häuſer, geht über ſie hin, ohne daß ſie heiterer ausſehen; in dieſer Atmoſphäre erſtirbt die Fröhlichkeit, der Geiſt wird ſchlaff und ſchläft ein. Sonntags ſind die Lektüre einer Bibel, die man ſchon auswendig kennt, und der Trauergeſang der Pſalmen die einzigen Zerſtreuungen, welche Penn ſeinen Puritanern erlaubt hat. In den monotonen Straßen, auf den öden Squares, in den verlaſſenen Parks herrſcht ein unumſchränkter Gebieter: die Langeweile.

Einen Tag gleichwohl, einen einzigen Tag im Jahre,

höchst sonderbar anzusehen, wenn sie noch leben; ich habe mehrere davon der Merkwürdigkeit halber mitgebracht.

Die letzte drollige Bemerkung unseres Negers richtet sich gegen die Touristen mit ihrem schlechten Geschmack, ihren Namen mit Lampenruß an die Kalkstein-Wände und Decke zu schmieren: „Ich gestatte das nicht mehr," sagt er uns, „es verdirbt ‚meine' Höhle." Durch das ewige Zeigen der Höhle hält sich der biedere Mensch schließlich für ihren Eigenthümer; seine Entrüstung kennt keine Grenzen mehr, wenn er uns den Namen Smith zeigt, der an der Wand steht: „Ist es nicht eine Schande," ruft er, „wenn einer Smith heißt!" In Amerika ist dieser Name nämlich derart verbreitet, daß man im Französischen vergebens ein Aequivalent dafür suchen würde.

„Ehemals," sagt er uns, „zeigte ich diesen Namen aller Welt, und ich scherzte mit Vergnügen darüber; als ich mich aber eines Tages gegen drei Besucher spottend äußerte, wurden sie böse; ins Hôtel zurückgekehrt, vernahm ich, daß es drei Smith waren, alle drei von New-York: da gab es Smith Straße sechsunddreißig, Smith Whiskey und Smith den Getäuschten." Diese Spitznamen sind in der That nicht selten in Amerika, wo eine kleine Zahl Namen eine unendliche Menge Personen bezeichnet; so zwar, daß man, weil die Vornamen zur Unterscheidung nicht hinreichen, dahin kommt, die Einzelnen nach der Straße, wo sie wohnen, nach

ihrem Lieblings-Getränk, oder ihrem häuslichen Unglück näher zu bestimmen.

Endlich, nachdem wir an dem äußersten Ende der Grotte angelangt sind, kehren wir auf demselben Wege zurück und machen diesen langen, großartigen Gang noch einmal; in diesen Höhlungen und diesen Verzweigungen, deren Netz hundert und fünfzig Meilen mißt, haben die Wasser, wenn sie nicht zu feinen Spitzen, zu schlanken Säulchen, zu Kapitälen und wunderbaren Karnießen krystallisirt sind, gigantische Dome, riesige Gänge, unergründliche Schlünde ausgehöhlt. Die Mammuthhöhle ist durchaus kein Gnomen-Palast, es ist die furchtbare Wohnung der Cyklopen. Diese Grotten, die weitesten der Welt, sind das würdige Seitenstück zu den Niagarafällen.

Nach einem Marsch, der neun Stunden gedauert hat, wartet unser im Hôtel ein gutes Abendessen. Am folgenden Tage reisen wir ab nach New-York. Beim Abschied von dem jungen Bostoner, unserm Reisegefährten während dieser beiden Tage, wechseln wir unsere Karten, und, meiner Treu, wir können uns des Lachens nicht enthalten, als wir auf der seinigen lesen: C. W. J. Smith.

III.

Ein amerikaniſches Feſt.

Philadelphia iſt diejenige Stadt, welche durch ihre allzu wenigen Bewohner allzu groß und allzu weitläufig wurde: ſie können ſie nicht ausfüllen: jeder beſitzt ſein eigenes Hôtel, faſt ſeine Straße und bewegt ſich ſo in einem weiten, leeren Raume. Die Avenuen dehnen ſich ins Unendliche aus, alle einförmig, alle gerade, alle mit: fünf tauſend Nummern folgen einander auf faſt ähnlichen Wohnungen: die Sonne, das Lächeln dieſer Häuſer, geht über ſie hin, ohne daß ſie heiterer ausſehen: in dieſer Atmoſphäre ermüdet die Fröhlichkeit, der Geiſt wird ſchlaff und ſchläft ein. Sonntags ſind die Lektüre einer Bibel, die man ſchon auswendig kennt, und der Trauergeſang der Pſalmen die einzigen Zerſtreuungen, welche Penn ſeinen Puritanern erlaubt hat. In den monotonen Straßen, auf den öden Squares, in den verlaſſenen Parks herrſcht ein unumſchränkter Gebieter: die Langeweile.

Einen Tag gleichwohl, einen einzigen Tag im Jahre,

bietet diese Stadt ein seltsames Schauspiel; wie Dornröschen bricht sie den Zauber, der sie in todtenähnlichem Schlaf gefangen hält: die stumme, sie redet, die todte, sie ersteht wieder auf; dieser wunderbare Tag ist der vierte Juli; nirgends feiert man diesen Jahrestag der Freiheit so glänzend; ist diese Stadt nicht die historische Stadt der Unabhängigkeit, die, wo die heilige Glocke zur Empörung rief? An diesem Tage zählen die Häuser mehr Fahnen als Fenster, die Straßen mehr Menschen als Steine; die menschliche Fluth steigt unaufhörlich. Die Fahnen beschatten die Avenuen in ihrer ganzen Länge und lassen die drei Farben des freien Amerika stolz wallen; die weißen Sterne im blauen Grunde und die rothen Linien treffen sich bei jeder Bewegung; im Knopfloch der Männer, am Busen der Frauen glänzt die National-Kokarde; die Pferde, die Wagen, die Straßen, die Hôtels, die Menge, mit Bannern behangen, geschmückt, beflaggt, bunt geziert, alles ist Licht und Leben: es ist das Glanzfest: das Rom des Nero hätte die Quäkerstadt beneiden können.

Alle Zimmer sind in Beschlag genommen, wir klettern auf ein Dach; Männer, Frauen, Kinder drücken sich an die Mauern. Die Nacht bricht herein, bengalische Feuer werden angezündet von unten bis zu den Dächern hinauf und werfen auf die Menge einen blutigrothen Schein; die Straße steht wie in Flammen, die Schwärmer fliegen von Balconen und Fenstern, man bombardirt sich mit Feuerkugeln, wie beim Carneval in Rom

höchst sonderbar anzusehen, wenn sie noch leben;' ich habe mehrere davon der Merkwürdigkeit halber mitgebracht.

Die letzte drollige Bemerkung unseres Negers richtet sich gegen die Touristen mit ihrem schlechten Geschmack, ihren Namen mit Lampenruß an die Kalkstein-Wände und Decke zu schmieren: „Ich gestatte das nicht mehr," sagt er uns, „es verdirbt ‚meine' Höhle." Durch das ewige Zeigen der Höhle hält sich der biedere Mensch schließlich für ihren Eigenthümer; seine Entrüstung kennt keine Grenzen mehr, wenn er uns den Namen Smith zeigt, der an der Wand steht: „Ist es nicht eine Schande," ruft er, „wenn einer Smith heißt!" In Amerika ist dieser Name nämlich derart verbreitet, daß man im Französischen vergebens ein Aequivalent dafür suchen würde.

„Ehemals," sagt er uns, „zeigte ich diesen Namen aller Welt, und ich scherzte mit Vergnügen darüber; als ich mich aber eines Tages gegen drei Besucher spottend äußerte, wurden sie böse: ins Hôtel zurückgekehrt, vernahm ich, daß es drei Smith waren, alle drei von New-York: da gab es Smith Straße sechsunddreißig, Smith Whiskey und Smith den Getäuschten." Diese Spitznamen sind in der That nicht selten in Amerika, wo eine kleine Zahl Namen eine unendliche Menge Personen bezeichnet; so zwar, daß man, weil die Vornamen zur Unterscheidung nicht hinreichen, dahin kommt, seinen nach der Straße, wo sie wohnen, nach

ihrem Lieblings-Getränk, oder ihrem häuslichen Unglück näher zu bestimmen.

Endlich, nachdem wir an dem äußersten Ende der Grotte angelangt sind, kehren wir auf demselben Wege zurück und machen diesen langen, großartigen Gang noch einmal: in diesen Höhlungen und diesen Verzweigungen, deren Netz hundert und fünfzig Meilen mißt, haben die Wasser, wenn sie nicht zu feinen Spitzen, zu schlanken Säulchen, zu Kapitälen und wunderbaren Karnießen krystallisirt sind, gigantische Dome, riesige Gänge, unergründliche Schlünde ausgehöhlt. Die Mammuthhöhle ist durchaus kein Gnomen-Palast, es ist die furchtbare Wohnung der Cyklopen. Diese Grotten, die weitesten der Welt, sind das würdige Seitenstück zu den Niagarafällen.

Nach einem Marsch, der neun Stunden gedauert hat, wartet unser im Hôtel ein gutes Abendessen. Am folgenden Tage reisen wir ab nach New-York. Beim Abschied von dem jungen Bostoner, unserm Reisegefährten während dieser beiden Tage, wechseln wir unsere Karten, und, meiner Treu, wir können uns des Lachens nicht enthalten, als wir auf der seinigen lesen: C. W. J. Smith.

den Sonnenaufgang gesehen?" fragte er triumphirend. — Wir hatten ihn vernehmlich gehört.

Unter andern Merkwürdigkeiten der Höhle läßt er uns ein ganz gewöhnliches Echo vernehmen, das aus der Tiefe eines Brunnens kommt.

„Pah!" sage ich, „dies Echo ist nicht halb das von Killarney in Irland: wenn man ihm zuruft: Wie geht's Ihnen? so antwortet es: Sehr gut, danke, und Ihnen?" Der Neger sieht mich einige Sekunden verdutzt und staunend an; endlich sagt er:

„Wir haben hier ein ähnliches, ich werde es Ihnen zeigen."

Sogleich neigt er sich über die Tiefe und ruft: „Wie geht's Ihnen?"

Das Erstaunen war an mir, als ich ein sehr schwaches Echo antworten höre: „Sehr gut, danke, und Ihnen?" Mein Neger war Bauchredner.

Was für Geschichten erzählt uns nicht dieser unerschöpfliche Schwätzer unterwegs: die der drei Paare, welche von Louisville kamen, um sich in den Höhlen zu verheirathen, da sie, sagt er, ihre Vereinigung im Angesicht der Sonne nicht wagten; die jenes unglücklichen jungen Mannes, welcher seinen Hut vergessen hatte und der sich beim Wiedersuchen in dem Labyrinth verirrte; er lief sechsunddreißig Stunden in den Gängen umher; die Angst machte ihn toll; und — eine bei dieser Art Abenteuern sehr gewöhnliche Erscheinung — als seine Führer laut nach ihm riefen, schwieg er und

verbarg sich; als sie ihn endlich entdeckten und ergreifen wollten, floh der arme Unsinnige weit hinweg, eine Beute höchsten Entsetzens. Unser Neger erzählt uns auch die Erforschung des Malstrom, von einem kühnen Reisenden unternommen, der, ein Seil um die Lenden, furchtlos in diese schreckliche Tiefe hinabstieg; während man ihn wieder hinaufzog, fing das Seil durch die Reibung Feuer; er wäre auf immer wieder hinabgestiegen, wenn nicht einige der Anwesenden schleunigst den Inhalt ihrer Kürbisflaschen auf den entstehenden Brand ausgeleert hätten.

Ich würde nicht enden, wollte ich alle die Merkwürdigkeiten aufzählen, die mythologischen Plätze, den Lethe-See, die grundlosen Schlünde, die Abgründe, wo unser Neger brennende Papierstückchen hineinwirft, die ihnen eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Höllenrachen verleihen; das Cleveland-Kabinet, dessen Wände mit anmuthigen, blendendweißen Krystallisirungen ausgeziert sind, Blumen von wunderbarer Durchsichtigkeit und Feinheit, Kamelias, Rosen und Fliederblüthen.

Der Fluß ist Gegenstand gelehrter Abhandlungen über seine Bewohner: Fische und Krebse sind des Seh-Organs beraubt; besser gesagt, dieses Organ ist in Folge seiner Nutzlosigkeit in dem ewigen Dunkel abgestorben; welche Stütze gewährt diese Vernichtung des Augensystems den Theorien Darwins! Die Fische sehen unsern Gründlingen sehr ähnlich, aber sie sind farblos und durchscheinend; die Krebse, gleichfalls farblos, sind

höchst sonderbar anzusehen, wenn sie noch leben;' ich habe mehrere davon der Merkwürdigkeit halber mitgebracht.

Die letzte drollige Bemerkung unseres Negers richtet sich gegen die Touristen mit ihrem schlechten Geschmack, ihren Namen mit Lampenruß an die Kalkstein-Wände und Decke zu schmieren: „Ich gestatte das nicht mehr," sagt er uns, „es verdirbt ‚meine' Höhle." Durch das ewige Zeigen der Höhle hält sich der biedere Mensch schließlich für ihren Eigenthümer; seine Entrüstung kennt keine Grenzen mehr, wenn er uns den Namen Smith zeigt, der an der Wand steht: „Ist es nicht eine Schande," ruft er, „wenn einer Smith heißt!" In Amerika ist dieser Name nämlich derart verbreitet, daß man im Französischen vergebens ein Aequivalent dafür suchen würde.

„Ehemals," sagt er uns, „zeigte ich diesen Namen aller Welt, und ich scherzte mit Vergnügen darüber; als ich mich aber eines Tages gegen drei Besucher spottend äußerte, wurden sie böse; ins Hôtel zurückgekehrt, vernahm ich, daß es drei Smith waren, alle drei von New-York: da gab es Smith Straße sechsunddreißig, Smith Whiskey und Smith den Getäuschten." Diese Spitznamen sind in der That nicht selten in Amerika, wo eine kleine Zahl Namen eine unendliche Menge Personen bezeichnet; so zwar, daß man, weil die Vornamen zur Unterscheidung nicht hinreichen, dahin kommt, die Einzelnen nach der Straße, wo sie wohnen, nach

ihrem Lieblings-Getränk, oder ihrem häuslichen Unglück näher zu bestimmen.

Endlich, nachdem wir an dem äußersten Ende der Grotte angelangt sind, kehren wir auf demselben Wege zurück und machen diesen langen, großartigen Gang noch einmal; in diesen Höhlungen und diesen Verzweigungen, deren Netz hundert und fünfzig Meilen mißt, haben die Wasser, wenn sie nicht zu feinen Spitzen, zu schlanken Säulchen, zu Kapitälen und wunderbaren Karnießen krystallisirt sind, gigantische Dome, riesige Gänge, unergründliche Schlünde ausgehöhlt. Die Mammuthhöhle ist durchaus kein Gnomen-Palast, es ist die furchtbare Wohnung der Cyklopen. Diese Grotten, die weitesten der Welt, sind das würdige Seitenstück zu den Niagarafällen.

Nach einem Marsch, der neun Stunden gedauert hat, wartet unser im Hôtel ein gutes Abendessen. Am folgenden Tage reisen wir ab nach New-York. Beim Abschied von dem jungen Bostoner, unserm Reisegefährten während dieser beiden Tage, wechseln wir unsere Karten, und, meiner Treu, wir können uns des Lachens nicht enthalten, als wir auf der seinigen lesen: C. W. J. Smith.

III.

Ein amerikaniſches Feſt.

Philadelphia iſt diejenige Stadt, welche durch ihre allzu reichen Bewohner allzu groß und allzu weitläufig erbaut iſt; ſie können ſie nicht ausfüllen; jeder beſitzt dort ſein eigenes Hôtel, faſt ſeine Straße und bewegt ſich ſo in einem weiten, leeren Raume. Die Avenuen dehnen ſich ins Unendliche aus, alle einförmig, alle gleich, alle triſt; fünf tauſend Nummern folgen einander auf ſtets ähnlichen Wohnungen; die Sonne, das Lächeln dieſer Häuſer, geht über ſie hin, ohne daß ſie heiterer ausſehen; in dieſer Atmoſphäre erſtirbt die Fröhlichkeit, der Geiſt wird ſchlaff und ſchläft ein. Sonntags ſind die Lektüre einer Bibel, die man ſchon auswendig kennt, und der Trauergeſang der Pſalmen die einzigen Zerſtreuungen, welche Penn ſeinen Puritanern erlaubt hat. In den monotonen Straßen, auf den öden Squares, in den verlaſſenen Parks herrſcht ein unumſchränkter Gebieter: die Langeweile.

Einen Tag gleichwohl, einen einzigen Tag im Jahre,

bietet diese Stadt ein seltsames Schauspiel; wie Dornröschen bricht sie den Zauber, der sie in todtenähnlichem Schlaf gefangen hält: die stumme, sie redet, die todte, sie ersteht wieder auf; dieser wunderbare Tag ist der vierte Juli; nirgends feiert man diesen Jahrestag der Freiheit so glänzend; ist diese Stadt nicht die historische Stadt der Unabhängigkeit, die, wo die heilige Glocke zur Empörung rief? An diesem Tage zählen die Häuser mehr Fahnen als Fenster, die Straßen mehr Menschen als Steine; die menschliche Fluth steigt unaufhörlich. Die Fahnen beschatten die Avenuen in ihrer ganzen Länge und lassen die drei Farben des freien Amerika stolz wallen; die weißen Sterne im blauen Grunde und die rothen Linien treffen sich bei jeder Bewegung; im Knopfloch der Männer, am Busen der Frauen glänzt die National-Kokarde; die Pferde, die Wagen, die Straßen, die Hôtels, die Menge, mit Bannern behangen, geschmückt, beflaggt, bunt geziert, alles ist Licht und Leben: es ist das Glanzfest: das Rom des Nero hätte die Quäkerstadt beneiden können.

Alle Zimmer sind in Beschlag genommen, wir klettern auf ein Dach; Männer, Frauen, Kinder drücken sich an die Mauern. Die Nacht bricht herein, bengalische Feuer werden angezündet von unten bis zu den Dächern hinauf und werfen auf die Menge einen blutigrothen Schein; die Straße steht wie in Flammen, die Schwärmer fliegen von Balconen und Fenstern, man bombardirt sich mit Feuerkugeln, wie beim Carneval in Rom

mit Gypskügelchen; Feuergarben durchschießen die Nacht, ein Platzregen von Funken verbrennt die Vorübergehenden; sie schütteln sich wie begossene Pudel, und fliehen unter den nächsten Balcon; dieselben Unannehmlichkeiten verfolgen sie. Ueberall ertönen Revolver- und Flintenschüsse, das Knallen folgt sich wie Trommelwirbel; ernste Bürger zünden Knallpatronen an und werfen sie in die dichteste Menge; je heftiger die Explosion ist, um so lauter und allgemeiner ist das Lachen; keinen beunruhigt der Lärm, das Feuer, der Rauch; die auf die Schienen gelegten Petarden knallen los beim Darüberfahren der cars; die erschrockenen Pferde stolpern nicht mehr. Ein Gentleman wirft in seiner Begeisterung ein brennendes Zündhölzchen in einen mit Feuerwerk überfüllten Laden: Gebäude, Herr und Diener, alles fliegt in die Luft: Hurrah! hurrah! Bisweilen erzeugt eine heranpfeifende vergessene Kugel einen einzelnen Aufschrei inmitten des Volkslärms, hurrah, es fällt einer für die amerikanische Unabhängigkeit!

Endlich werden am äußersten Ende der Straße, in der Ferne sich verlierend, undeutlich Sterne sichtbar; die Menge geräth in Aufruhr, es ist der Festzug. Der Vorbeimarsch ist ohne Ende; in langer Reihe tragen Wagen Transparente; keine Ordnung in der Aufeinanderfolge dieser von hinten erhellten Rahmen, von denen sich die Namen der Nationen und der großen Männer abheben, denen Amerika den Willkommen bietet: zwischen dem Prachtwagen einer Nation und dem eines

Gouverneurs bewegt sich lärmend eine Reklame, oder ein Wahlzettel. Nicht hier ist das eigentliche Schauspiel: die wogende Menge ist es, ihr ungestümes Drängen, jenes magnetische Fluidum, das die überhitzten Körper und Geister entwickeln; ein Alkohol- und Menschengeruch steigt auf, eine enthusiastische Empfindung macht sich Luft: Hurrah Washington! Hurrah Lafayette! Hurrah freies Amerika!

Am folgenden Tage zieht der wirkliche Festzug herum; alle Compagnien der großen Armee der Vereinigten Staaten rücken, die Waffe in der Hand, stolz, behenden Schrittes auf; einer jeden zieht ihre Musik voran, einer jeden folgen die Träger von Eiswasser. Die Trachten sind verschieden und phantastisch, Uniformen und Verkleidungen stoßen und berühren sich. Hier die Corps von Maryland, von Massachusetts, von Virginien, von Kentucky, von allenthalben. Dort die Männer von der Grenze, die Damhirschtödter, weiterhin die rauhen Goldsucher; hier wieder ein Bataillon Neger, ein Indianerstamm, die Freimaurerlogen, die Handwerkervereine, kurz das gesammte Volk.

Die großen Wehrgehänge aus Büffelleder kreuzen sich auf der Brust wie zwei Kreuzesarme; den grauen Jacken und weißen Hosen folgen die blauen, roth gestreiften Röcke und Hosen, die galonirten Mäntel, die Dreimaster, die Stiefel mit Goldknöpfen; der Säbel macht dem Degen Platz, das Gewehr dem Revolver; bei den Einen ist der Oberkörper roth und die Beine

weiß, die Andern sind oben weiß und unten blau; diese wieder tragen den Purpurdolman und den grauen Kalpack von Astrachan mit Scharlachfeder; kein Wölkchen am Himmel, kein Schatten auf der Erde; die Sonne bescheint die Bajonnette, wird gebrochen und in Strahlenbündeln zurückgeworfen, die Farben erglänzen; alles ist Lebenskraft auf lebenskräftigem Boden; es ist ein Gewirre von Blitzen, eine Lichtorgie; in der Wärme-Ausstrahlung zittert die Atmosphäre, der Staub selbst verwandelt sich in Goldstaub.

Jede Compagnie wird bei ihrem Vorbeimarsch begrüßt, die Taschentücher wehen von allen Fenstern; Blumen, Schwärmer und Vivatrufe, alles regnet durcheinander; die Begeisterung, dieser ansteckende Rausch, bemächtigt sich eines jeden: man klatscht selbst den policemen Beifall, deren Doppelreihe das Ende des Zuges bezeichnet; ihr kleiner Knotenstock ist bekränzt und vergoldet: Hurrah die policemen!

Dem Delirium folgt die Ruhe; eilen wir nach Independance-Hall! Dieses ehrwürdige Heiligthum, diese Bundeslade der amerikanischen Unabhängigkeit, wird zum Wallfahrtsort. Hier wird unter erhabenem Schweigen die berühmte Erklärung verlesen, welche die zu einem allgemeinen Congreß versammelten Vertreter der Vereinigten Staaten am vierten Juli 1776 abgaben. Man hört mit entblößtem Haupte, aufmerksam, schweigend zu. Das Beifallsklatschen dieser thatkräftigen Hände, die Rufe aus diesen starken Brüsten begrüßen

dieſe Erklärung, die, obſchon heute ein Jahrhundert alt, doch immer jung wie die Freiheit iſt.

Das Feſt iſt zu Ende; eine belebte und lärmende Menge vertauſcht die Straße mit dem bar-room; ein Glas Whiskey in der Hand begrüßt man die Wiederkehr eines ſo ruhmvollen Tages; keiner entzieht ſich dieſer Pflicht, viele erfüllen ſie mit allzu großer Gewiſſenhaftigkeit; pah! ein gefälliger Freund bringt ſie nach Hauſe; beim Erwachen werden ſie vielleicht gewahr, daß ſie ſich, gegen die Mauer rennend, beſchädigt oder daß ſie ihre Uhr verloren haben, was thut's! ſie haben die amerikaniſche Unabhängigkeit gefeiert, ſie haben auf zahlreiche Rendezvous „beim nächſten Centenarium" getrunken. Mancher Kopf iſt voller Beulen, manche Bruſt braun und blau geſchlagen, manche Rippe eingedrückt. Ein Hurrah dieſen Märtyrern der Freiheit!

weiß, die Andern sind oben weiß und unten blau; diese wieder tragen den Purpurdolman und den grauen Kalpack von Astrachan mit Scharlachfeder; kein Wölkchen am Himmel, kein Schatten auf der Erde; die Sonne bescheint die Bajonnette, wird gebrochen und in Strahlenbündeln zurückgeworfen, die Farben erglänzen; alles ist Lebenskraft auf lebenskräftigem Boden; es ist ein Gewirre von Blitzen, eine Lichtorgie; in der Wärme-Ausstrahlung zittert die Atmosphäre, der Staub selbst verwandelt sich in Goldstaub.

Jede Compagnie wird bei ihrem Vorbeimarsch begrüßt, die Taschentücher wehen von allen Fenstern; Blumen, Schwärmer und Vivatrufe, alles regnet durcheinander; die Begeisterung, dieser ansteckende Rausch, bemächtigt sich eines jeden: man klatscht selbst den policemen Beifall, deren Doppelreihe das Ende des Zuges bezeichnet; ihr kleiner Knotenstock ist bekränzt und vergoldet: Hurrah die policemen!

Dem Delirium folgt die Ruhe; eilen wir nach Independance-Hall! Dieses ehrwürdige Heiligthum, diese Bundeslade der amerikanischen Unabhängigkeit, wird zum Wallfahrtsort. Hier wird unter erhabenem Schweigen die berühmte Erklärung verlesen, welche die zu einem allgemeinen Congreß versammelten Vertreter der Vereinigten Staaten am vierten Juli 1776 abgaben. Man hört mit entblößtem Haupte, aufmerksam, schweigend zu. Das Beifallsklatschen dieser thatkräftigen Hände, die Rufe aus diesen starken Brüsten begrüßen

dieſe Erklärung, die, obſchon heute ein Jahrhundert alt, doch immer jung wie die Freiheit iſt.

Das Feſt iſt zu Ende; eine belebte und lärmende Menge vertauſcht die Straße mit dem bar-room; ein Glas Whiskey in der Hand begrüßt man die Wiederkehr eines ſo ruhmvollen Tages; keiner entzieht ſich dieſer Pflicht, viele erfüllen ſie mit allzu großer Gewiſſenhaftigkeit: pah! ein gefälliger Freund bringt ſie nach Hauſe; beim Erwachen werden ſie vielleicht gewahr, daß ſie ſich, gegen die Mauer rennend, beſchädigt oder daß ſie ihre Uhr verloren haben, was thut's! ſie haben die amerikaniſche Unabhängigkeit gefeiert, ſie haben auf zahlreiche Rendezvous „beim nächſten Centenarium" getrunken. Mancher Kopf iſt voller Beulen, manche Bruſt braun und blau geſchlagen, manche Rippe eingedrückt. Ein Hurrah dieſen Märtyrern der Freiheit!

IV.

Von New-York nach dem Felsengebirge.

Chicago. — Milwaukee. — Madison. — Kansas-City. — Die Auswanderer. — Die Ebene. — Ankunft in Denver.

Von New-York nach Chicago sechsunddreißig Stunden Eisenbahn: wundervolle Fahrt durch fünf Staaten, durch das industriereichste Land der Welt; überall Bergwerke und Hochöfen; der aufgewühlte Boden läßt seine Schätze fließen; die Wasserläufe haben ihre Kraft nutzbar machen sehen: sie arbeiten mit den Menschen. Wir kommen durch Pittsburg, die Eisen- und Kohlenstadt: in den Werken hallt es wieder von dem Lärm der Hämmer; die Essen speien lange Flammen; über der Stadt breitet sich ein dichter Rauch aus, zu schwer, um sich zu erheben; die Kohle hat ihren Farbenton der ganzen Gegend verliehen; die Arbeiter sind schwarz und schwarz die Häuser; Himmel und Erde sind von Ruß geschwärzt; nichts fehlt diesem Gemälde grau in grau, was an den Besuch Dickens bei den Gnomen der Unterwelt erinnert.

Kein Reiseunfall: einmal nur hinter Alliance schleicht

sich ein kleiner Bettler (eine Ausnahme in diesem Lande, wo es keine Bettler giebt) in unsern car und theilt Prospekte an uns aus, die also lauten:

„Lieber, guter Freund, ich bin taubstumm; sei so gut und gieb mir fünf oder zehn Cents; meine Mutter ist arm, ungern nur bittet sie für mich darum."

Die Nähe Chicagos kündet sich durch eine Reihe von Dörfern an. Unser Expreß ist zum Lokalzug geworden; er macht häufig Halt. Diese Dörfer bestehen bisweilen aus etwa zehn ganz neuen Häusern, die auf freiem Felde aufgeführt sind. Eine ungeheure Tafel kündigt den Verkauf dieser Häuser an: es ist ein Industrieller, der aus Spekulation mit wenig Kosten eine Stadt zu gründen sucht; er wird diesem Stadt-Embryo seinen Namen verleihen, wofern er nicht doch vorzieht, sie Paris, London, Berlin, Lima, Hongkong, Kairo zu taufen, denn die Amerikaner haben die Manie, die Namen der alten Welt auf ihre Städte anzuwenden, und so kann man die Reise um die Welt machen, ohne die Vereinigten Staaten zu verlassen.

Zusehends wird der Weiler zur Stadt: heri nihil, hodie vicus, cras civitas. Gestern wuchs nur Gras dort, heute baut man Schule und Kirche, morgen werden Paläste erstehen. Dieses Land bietet das merkwürdige Schauspiel von Städten ohne Kirchhof; man hat noch nicht Zeit gehabt, dort zu sterben.

Endlich zeigt sich das ungeheure Chicago, wie es mit seiner ganzen Schwere die Ebene drückt. Die

„Große Königin der Seen“ schaut auf die Besitzungen, welche ihr gehören; keine Unebenheit entzieht sie ihrem Blicke. Chicago, das noch keine vierzig Jahre besteht, ist das treffendste Beispiel menschlicher Thätigkeit: diese riesige Stadt ist mit der erstaunlichen Schnelligkeit der Champignons aufgeschossen (Mushroom-City). Zu rasch erbaut, anfangs in schlechter Lage, mußte man den Platz wechseln: ein ganzes Stadtviertel wurde Haus um Haus in Wagen über die Straßen transportirt. Nichts hat ihrer Entwicklung zu schaden vermocht: zwei Mal wurde Chicago vom Feuer verzehrt; der Brand vom 9. October 1871 ist eines der schrecklichsten Mißgeschicke, die der neuen Welt auferlegt wurden. Alles flammte wie ein Streichhölzchen; der Wind förderte den Brand, wurde heiß, indem er über dieses Gomorrha hinstrich, und blies noch warm über Holland, hundert Meilen davon. Heute zeigt man die bei der Katastrophe geretteten Häuser als Merkwürdigkeit und wir haben folgende Inschrift lesen können, die sich an einem Backsteinhause befindet: „Dieses Gebäude ist das einzige, welches den beiden Bränden entgangen ist.“ Eine Reklame, gestützt auf Thatsache*).

Dem alten Phönix gleich ist Chicago aus seiner Asche glänzender und schöner wieder erstanden;

*) Die verschiedenen Abschätzungen der Verluste, welche die Stadt erlitten hat, schwanken zwischen 200 und 500 Millionen Dollar.

Quader haben die Bretter ersetzt; prächtige Wohnungen sind an Stelle baufälliger Häuser getreten, die Einwohner haben Banken erbaut, deren jede ein Palast ist; mehr als zweihundert Kirchen haben sie errichtet; die State-Street ist von großartigen Gebäuden eingefaßt und das Hôtel, wo wir wohnen, Palmer House, ist ein wirklich monumentales Bauwerk.

Nach Chicago richtet sich die wachsende Fluth der Einwanderung. Früher begann hier der Far-West, der ferne Westen, der große Westen: die Ansiedler, welche, die Flinte in der Hand, ihre Pflugschaar führen, haben das Gebiet der Indianer und der Büffelheerden täglich kleiner gemacht; die Prairie, diese frucht-, wasser- und baumlose Graswüste hat sich in reiche Erntefelder umgewandelt. Chicago ist der Stapelplatz für alle diese Reichthümer. Ein, den Niagara entlang gegrabener Kanal eröffnet einen direkten Weg bis nach Europa, und dieses weite Magazin ist, obwohl im Binnenlande gelegen, der erste Getreidehafen geworden. Heute holt ein Schiff, das von Liverpool kommt, sich seine Ladung direkt von diesem Welt-Kornspeicher. Die Königin des Westens wirft sich zur Nebenbuhlerin New-Yorks auf; während indessen New-York sich auf einer Insel gefangen sieht, breitet Chicago sich längs seines ungeheuren Sees auf einer Ebene ohne Ende aus*).

*) Die erste Hauptzählung, am 1. Juli 1837 angestellt.

Eine zweite bedeutende Stadt erhebt sich an den Ufern des Michigansees: Milwaukee, dessen Bevölkerung mehr deutsch als amerikanisch ist; die Söhne Germaniens haben dort ihre Sprache eingeführt; auch haben sie dort ihren Geschmack für das Bier eingeführt, und Milwaukee ist ein wichtiger Mittelpunkt für die „Lagerbier"-Produktion geworden. Nicht eine Stadt, sondern eine Brauerei haben sie gegründet.

Von Milwaukee gelangen wir nach Madison. Madison ist jung: fünfundzwanzig Jahre kaum; seine Straßen sind, obwohl schon abgesteckt, noch nicht von Häusern eingefaßt. Wir haben dort Einsamkeit gefunden, aber eine lachende Einsamkeit. Die Kaufleute und Banquiers sitzen in ihren Bureaux und scheinen geduldig zu warten, nicht auf Kunden, sondern auf Bevölkerung; sie haben den Vorhang aufgehen sehen, die große Stadt nimmt ihren Anfang.

Die Hauptstadt von Wisconsin zeigt mit Stolz ihr Capitol von unerträglicher Weiße; sie ist besonders stolz auf ihre beiden Seen, Mendona und Menota, die ein doppelter Schmuck für sie sind; etwas höher auf einem Plateau gelegen, schaut sie mit Wohlbehagen auf sie

---

ergab für die Stadt nur 4170 Einwohner. Die von 1875 verzeichnet 395,408. Die von 1876 erreicht die Zahl von 450,000. Die Herren Wright, Baleſtier und Broß haben folgende Ziffern für das künftige Wachsthum aufgeſtellt: eine Million im Jahre 1885; zwei Millionen im Jahre 1921; drei bis vier Millionen im Jahre 1976.

herab. Diese von Hügeln umgebenen Seen erscheinen wie kreisrunde Schalen, die bis zum Rande mit blauem Wasser gefüllt sind. Einige Stunden davon liegt der Teufelsweiher, einem einfachen Thautropfen, einem Diamanten vergleichbar, der in schwarze Felsen gefaßt ist.

Um Madison herum liegen, fast unbekannt, eine Menge Ortschaften in dem hügeligen Terrain verborgen; ich weiß nicht, ob sie überhaupt einen Namen tragen. Eins dieser Dörfer, sagt man uns, hat eine ergiebige Jagd. Wir ziehen auf die Entdeckung dieses Stadt-Embryos aus; eine winzige Locomotive führt uns unter starken Stößen auf Holzschienen fort; wir sehen uns in einen Güterwagen gestopft, wo man drei wackelige Stühle für die ladies vom Lande aufgestellt hat; eine Oeffnung vorn läßt den Rauch und die Funken der Maschine eindringen. Die Fahrt geht über kleine Seen, kleine Sümpfe, kleine Flüsse, endlich setzt uns unsere Miniatur-Locomotive an der Thür eines kleinen Hôtels ab.

Das Schild sagt Hôtel; ich möchte lieber Baracke sagen; der Eigenthümer quartiert seine ganze Familie aus, um für die beiden Fremden, die sein guter Stern ihm sendet, Unterkommen zu schaffen; die Sache scheint bei ihm durchschnittlich ein Mal im Jahr vorzukommen. Wie die meisten amerikanischen Landbewohner, ist er mit den herzlichsten Händedrücken höchst verschwenderisch; mit Erstaunen vernimmt er, daß mein Bruder und ich zu unserm Vergnügen und nicht in Geschäften

reisen. Er stellt uns seine Familie vor, wir speisen alle zusammen zu Nacht; nach der Mahlzeit nöthigt man uns, unsere Gewehre aus den Kästen zu holen, man nimmt sie uns aus der Hand, man legt sie an, man läßt die Batterien spielen, man durchstöbert unsere Patronentaschen. Ueberrascht hören wir die intimsten Fragen an uns richten, als wäre das selbstverständlich; der forschende Amerikaner dringt so weit wie möglich in dein Privatleben ein, ebenso wie er selber dir schon in der ersten Stunde seine ganze Geschichte erzählt; ohne viel rednerische Formen stellt er nur bündige Fragen: sind Sie verheirathet? was für ein Geschäft haben Sie? sind Sie reich? . . .

Am folgenden Morgen in der Frühe trägt uns ein auf vermöge ihrer Feinheit fast unsichtbaren Rädern ruhender buggy schnell durchs Holz; der Kutscher, selber Jäger, hat's eilig, anzukommen, und fährt an den schlechten Stellen nicht im geringsten langsamer: der buggy springt über die tiefen Wagenfurchen weg. Als Wild finden wir graue Eichhörnchen vor; diese Thiere, von recht starkem Umfang, klettern in Schraubenwindungen die Bäume auf und nieder und hüpfen wie Vögel von einem Zweig zum andern; der Schuß ereilt sie so zu sagen im Fluge.

Der Jäger in Amerika ist, wie allenthalben sonst, zur Uebertreibung geneigt, und diese grauen Eichhörnchen, die übrigens ein höchst köstliches Gericht liefern, sind das ganze Wild dieses kleinen Gebietes, das wir

so mühsam entdeckt haben; der Fischfang freilich ist ergiebiger, denn die Fische sind in ihren Seen gefangen geblieben, während das Wild vor dem Einwanderer floh. Wir beeilen uns, nach Chicago zurückzukehren, von wo wir sogleich nach dem Felsengebirge abreisen.

Schon hat sich Chicago in der Ferne verloren; nur seine ewige Dunstwolke deutet es am Horizont noch an; den neuen Westen werden wir erst halbweges der Felsenberge finden; weit hinter Kansas-City durchfahren wir noch cultivirtes Land, wo der Mais seine riesigen Halme emporstreckt, die sich kaum im Winde beugen, während das Getreide nur mit Mühe das allzu schwere Haupt aufrecht hält. Die Ackermaschinen durchziehen rastlos dieses ebene Terrain, bald Furchen schneidend, bald das Gepflügte eggend, bald die Ernte mähend; der Ackerbau wird in den Vereinigten Staaten wie die andern Industrien mit der Maschine betrieben: arbeitet sie nicht gleichmäßiger und billiger als der Mensch?

Bisweilen gestattet eine Unterbrechung in den Feldern eine Durchsicht, wo dann der Blick bis zum Horizonte reicht; die fast farblosen Prairien verschmelzen in der Ferne unmerklich mit dem Blau des Himmels. Der Missouri, breit, ruhig, imposant, wälzt mühelos seine gelben Fluthen dahin; er hat sich kein tiefes Bett gegraben, er steigt selbst bis auf die Prairie; seine Inseln, fast mit dem Wasser gleich, sind nicht im Stande, die Eintönigkeit zu unterbrechen; das Wasser steht

niedrig und läßt einen spiegelglatten Schlamm sehen; keine kräftige Linie, keine auffallende Färbung. Das Gemälde gewinnt Bedeutung nur durch die Unermeßlichkeit des Rahmens.

In Kansas-City treffe ich zum ersten Male auf Auswanderer in ihrer bunten Menge; die Familien sind durchaus vollzählig; der Großvater und die ganz kleinen Kinder, das schneeige Haupt und die Blondköpfchen, ruhen auf derselben Bank; alle haben den atlantischen Ocean durchreist; jetzt wollen sie die öden Ebenen durchreisen. Arme Leute, die das gelobte Land suchen, wie viele werden fern von der Schwelle sterben! Die Kinder lassen sich führen, ermüdet, bestaubt, aber ohne Unruhe; die sorgenvollen Mütter denken zurück an das verlassene Land; die Hoffnung auf bessere Zukunft tröstet sie kaum über die elende Vergangenheit. Von dem eintönigen Hintergrund dieser alltäglichen Physiognomien heben sich gebräunte Gesichter mit energischen Zügen und einem harten, fast wilden Ausdrucke ab; das sind die Miner, die, welche nach den Black-Hills gehen, die, welche in den schwarzen Bergen irgend einen unbekannten Platz zum Goldsuchen zu finden gedenken und den Reichthum weit mehr vom Zufall, als von der Arbeit erwarten.

In einer Ecke des Bahnhofes sitzt ein alter Beamter mit blauer Brille unter einem kleinen Schutzdach; vor ihm liegt der Plan der Ländereien, die er für Rechnung der Eisenbahngesellschaft verkauft; um ihn

herum Mineralien und Erzeugnisse aus dem Pflanzenreich, Proben der Reichthümer, welche diese Ländereien für all' und jeden abwerfen; er rühmt die Vortrefflichkeit des Bodens und bemüht sich, den Auswanderern, von denen die meisten nicht lesen können, eine Karte vorzubuchstabiren; er bezeichnet ihnen auf dem Papier ein kleines nummerirtes Viereck, dann zeigt er ihnen ungeheure Maiskolben oder reiche Pepiten und sagt ihnen: „Dies alles kann das liefern." Er lügt nur halb und der Auswanderer ist sicher, daß ihn seine Parzelle ernährt, — wenn er dorthin kommt.

Wir fahren den Lauf des Kansas weiter hinauf; einige Städte erheben sich an seinen fruchtbaren Ufern, Lawrence, Topeka u. s. w., alle in den Jahren 1854 und 1858 entstanden; Sainte-Marie ist früher von den Jesuiten gegründet, in der Absicht, die Indianer des Landes zu bekehren; diese Mission ist heute beendet: es gibt keine Indianer mehr.

Um Mitternacht gelangen wir in die Ebene; am andern Morgen befinde ich mich mit Tagesanbruch hinten auf dem Waggon; die Sonne geht auf in der Axe des Zuges und ihr erster Strahl, über eine Fläche hingleitend, die eben wie ein stehendes Wasser ist, trifft auch mich im Nu. Der Horizont krümmt sich ringsum in vollkommener Rundung; keine Wellenlinie: es ist ein Ocean! ein Ocean, denn die Telegraphenpfeiler tauchen mit der Spitze aus dem Horizont hervor, wie die Masten eines Schiffes; ein Ocean, denn der Wind weht und

streicht über die Prairie hin; vom Pole kommend hat er kein Hinderniß angetroffen.

Diese unermeßlichen Strecken heißen das „Böse Land“: es ist ein monotones Gemälde, in seiner ganzen Ausdehnung überall von der gleichen, matten Staubfärbung; zerstreute Gebeine, Büffelschädel oder Antilopenhörner heben sich im Vordergrunde ab; menschliche Skelette lassen die Ebene noch unheimlicher erscheinen; es sind die Reste von Auswanderern, die, dies weite Gebiet des Todes betretend, dort ihr Grab gefunden haben.

Das „Böse Land“ wird nicht vom Menschen bewohnt; kein Pionier hat die Kühnheit gehabt, diese Erde zu bearbeiten, die den Pflug ermüden würde, ohne Ernte zu bringen; der Boden ist sandig; ein hartes, krauses Gras nur wächst dort in Fülle, das Büffelgras; es genügt zur Ernährung unzähliger Heerden; wilde Thiere und Hausthiere leben hier auf demselben Gebiete: Antilopen, das Haupt zurückgeworfen, fliehen leicht dahin, fast ohne den Rasen zu berühren, während Hunderte von Ochsen in der Umgebung der durch die Dürre halb versiegten Bäche weiden; sie werden von einigen Hirten zu Pferde gehütet; ihre mageren Ponys mit den Knieen pressend, sammeln diese Heerdentreiber die Rinder in vollem Galopp oder lassen zu ihrer Verfolgung ihre großen, schwarzen, magern und hungrigen Hunde los.

Jeden Augenblick pfeift der Dampf wie verzweifelt,

um eine Heerde Kühe zu schrecken, die sich auf den Schienen gelagert haben und nicht weichen wollen; manches eigensinnige Thier wird die Bahn wohl erst geschunden und von dem Schienenräumer heftig bei Seite gestoßen verlassen. Das Bahngeleise entlang haben die Prairiehunde wahre Städte erbaut; sie benehmen sich wie Schildwachen; auf den Hinterbeinen sitzend, sehen diese Thierchen ernst und furchtlos uns an sich vorüberfahren. Auf jeder Lache stehenden Wassers lassen Enten sich schwerfällig nieder; die Prairiehühner fliegen mit Anstrengung auf, während ein großer Raubvogel ohne Flügelschlag seine weiten concentrischen Kreise beschreibt.

Drei Stunden lang fahren wir durch eine Wolke von Heuschrecken; durch den Gegenwind des Zuges mit fortgerissen, wirbeln sie hinter uns her; ihre durchsichtigen Flügel funkeln in der Sonne und diese Tausende weißer Punkte besäen den Himmel wie mit Sternen; sie sehen aus wie lebendige Schneeflocken.

Die Eisenbahn erstreckt sich immer weiter, gerade gegen Westen. Palisaden sind bis zu dreißig Meter Höhe errichtet: es sind Schneeschirme; an ihnen sollen sich die Schneestürme aus Norden brechen. Dann und wann halten wir an elenden, wurmstichigen Bretterhütten; um sie herum hat man erbärmliche Feldlager ...gerichtet; an einigen Stellen sind einfach Löcher in ... Sand gegraben und mit einem gebrechlichen Dach ...deckt; nicht Häuser sind es, sondern wahre Thierhöhlen.

niedrig und läßt einen spiegelglatten Schlamm sehen; keine kräftige Linie, keine auffallende Färbung. Das Gemälde gewinnt Bedeutung nur durch die Unermeßlichkeit des Rahmens.

In Kansas-City treffe ich zum ersten Male auf Auswanderer in ihrer bunten Menge; die Familien sind durchaus vollzählig; der Großvater und die ganz kleinen Kinder, das schneeige Haupt und die Blondköpfchen, ruhen auf derselben Bank; alle haben den atlantischen Ocean durchreist; jetzt wollen sie die öden Ebenen durchreisen. Arme Leute, die das gelobte Land suchen, wie viele werden fern von der Schwelle sterben! Die Kinder lassen sich führen, ermüdet, bestaubt, aber ohne Unruhe; die sorgenvollen Mütter denken zurück an das verlassene Land; die Hoffnung auf bessere Zukunft tröstet sie kaum über die elende Vergangenheit. Von dem eintönigen Hintergrund dieser alltäglichen Physiognomien heben sich gebräunte Gesichter mit energischen Zügen und einem harten, fast wilden Ausdrucke ab; das sind die Miner, die, welche nach den Black-Hills gehen, die, welche in den schwarzen Bergen irgend einen unbekannten Platz zum Goldsuchen zu finden gedenken und den Reichthum weit mehr vom Zufall, als von der Arbeit erwarten.

In einer Ecke des Bahnhofes sitzt ein alter Beamter mit blauer Brille unter einem kleinen Schutzdach; vor ihm liegt der Plan der Ländereien, die er für Rechnung der Eisenbahngesellschaft verkauft; um ihn

herum Mineralien und Erzeugnisse aus dem Pflanzenreich, Proben der Reichthümer, welche diese Ländereien für all' und jeden abwerfen; er rühmt die Vortrefflichkeit des Bodens und bemüht sich, den Auswanderern, von denen die meisten nicht lesen können, eine Karte vorzubuchstabiren; er bezeichnet ihnen auf dem Papier ein kleines nummerirtes Viereck, dann zeigt er ihnen ungeheure Maiskolben oder reiche Pepiten und sagt ihnen: „Dies alles kann das liefern." Er lügt nur halb und der Auswanderer ist sicher, daß ihn seine Parzelle ernährt, — wenn er dorthin kommt.

Wir fahren den Lauf des Kansas weiter hinauf; einige Städte erheben sich an seinen fruchtbaren Ufern, Lawrence, Topeka u. s. w., alle in den Jahren 1854 und 1858 entstanden; Sainte-Marie ist früher von den Jesuiten gegründet, in der Absicht, die Indianer des Landes zu bekehren; diese Mission ist heute beendet: es gibt keine Indianer mehr.

Um Mitternacht gelangen wir in die Ebene; am andern Morgen befinde ich mich mit Tagesanbruch hinten auf dem Waggon; die Sonne geht auf in der Axe des Zuges und ihr erster Strahl, über eine Fläche hingleitend, die eben wie ein stehendes Wasser ist, trifft auch mich im Nu. Der Horizont krümmt sich ringsum in vollkommener Rundung; keine Wellenlinie: es ist ein Ocean! ein Ocean, denn die Telegraphenpfeiler tauchen mit der Spitze aus dem Horizont hervor, wie die Masten eines Schiffes; ein Ocean, denn der Wind weht und

ſtreicht über die Prairie hin; vom Pole kommend hat er kein Hinderniß angetroffen.

Dieſe unermeßlichen Strecken heißen das „Böſe Land“: es iſt ein monotones Gemälde, in ſeiner ganzen Ausdehnung überall von der gleichen, matten Staubfärbung; zerſtreute Gebeine, Büffelſchädel oder Antilopenhörner heben ſich im Vordergrunde ab; menſchliche Skelette laſſen die Ebene noch unheimlicher erſcheinen; es ſind die Reſte von Auswanderern, die, dies weite Gebiet des Todes betretend, dort ihr Grab gefunden haben.

Das „Böſe Land“ wird nicht vom Menſchen bewohnt; kein Pionier hat die Kühnheit gehabt, dieſe Erde zu bearbeiten, die den Pflug ermüden würde, ohne Ernte zu bringen; der Boden iſt ſandig; ein hartes, krauſes Gras nur wächſt dort in Fülle, das Büffelgras; es genügt zur Ernährung unzähliger Heerden; wilde Thiere und Hausthiere leben hier auf demſelben Gebiete: Antilopen, das Haupt zurückgeworfen, fliehen leicht dahin, faſt ohne den Raſen zu berühren, während Hunderte von Ochſen in der Umgebung der durch die Dürre halb verſiegten Bäche weiden; ſie werden von einigen Hirten zu Pferde gehütet; ihre mageren Ponys mit den Knieen preſſend, ſammeln dieſe Heerdentreiber die Rinder in vollem Galopp oder laſſen zu ihrer Verfolgung ihre großen, ſchwarzen, magern und hungrigen Hunde los.

Jeden Augenblick pfeift der Dampf wie verzweifelt,

um eine Heerde Kühe zu schrecken, die sich auf den Schienen gelagert haben und nicht weichen wollen; manches eigensinnige Thier wird die Bahn wohl erst geschunden und von dem Schienenräumer heftig bei Seite gestoßen verlassen. Das Bahngeleise entlang haben die Prairiehunde wahre Städte erbaut; sie benehmen sich wie Schildwachen; auf den Hinterbeinen sitzend, sehen diese Thierchen ernst und furchtlos uns an sich vorüberfahren. Auf jeder Lache stehenden Wassers lassen Enten sich schwerfällig nieder; die Prairiehühner fliegen mit Anstrengung auf, während ein großer Raubvogel ohne Flügelschlag seine weiten concentrischen Kreise beschreibt.

Drei Stunden lang fahren wir durch eine Wolke von Heuschrecken; durch den Gegenwind des Zuges mit fortgerissen, wirbeln sie hinter uns her; ihre durchsichtigen Flügel funkeln in der Sonne und diese Tausende weißer Punkte besäen den Himmel wie mit Sternen; sie sehen aus wie lebendige Schneeflocken.

Die Eisenbahn erstreckt sich immer weiter, gerade gegen Westen. Palisaden sind bis zu dreißig Meter Höhe errichtet: es sind Schneeschirme; an ihnen sollen sich die Schneestürme aus Norden brechen. Dann und wann halten wir an elenden, wurmstichigen Bretterhütten; um sie herum hat man erbärmliche Feldlager eingerichtet; an einigen Stellen sind einfach Löcher in den Sand gegraben und mit einem gebrechlichen Dach überdeckt; nicht Häuser sind es, sondern wahre Thierhöhlen.

Fast an jeder Halteſtelle iſt uns eine Ueberraſchung aufgeſpart: hier wird ein Büffel inmitten einer Ochſenheerde aufgezogen; weiter hin hält man einen Damhirſch in einer Umfriedigung gefangen; im Entſtehen begriffene Herbergen tragen wunderliche Schilder: eine hat einen Todtenkopf aufgepflanzt mit zwei Schienbeinen kreuzweiſe über einander.

Während langer Stunden dehnt die Ebene ſich vor, hinter und neben uns, ſtets die gleiche, aus; endlich ſteigt eine bläuliche Linie langſam aus dem Horizont empor und ſperrt unſern Weg: es iſt das Felſengebirge.

Wir eilen ſenkrecht darauf los; ein Gewitter verhüllt es und ſetzt ihm eine Krone von Wolken und Blitzen auf die Stirn. Ueber uns ſtrahlt die Sonne in vollem Glanze, in der Ferne gießt es vom Himmel in Strömen; wir fahren dem Gewitter gerade entgegen. Plötzlich zerreißt der Schleier und das Gebirge wird ſichtbar; ſeine Gipfel bilden eine faſt ununterbrochene Kette; es ſteigt nicht ſtufenweiſe und allmälig an, es erhebt ſich faſt wie aus einem Guſſe. Denver ſchläft ruhig ihm zu Füßen.

V.

Die Ebene und das Gebirge.

Aufbruch von Denver. — Johnson. — Erstes Kampiren. — Colorado Springs, die Mäßigkeitsstadt. — Die Sheep-gentlemen. — Antilopenjagd. — Wölfe, Kajoten und Kaninchen. — Klapperschlangen. — Bob. — Lynchjustiz und das amerikanische Duell. — Ein Mißgeschick. — Manitou. — Der gerichtete und verurtheilte Richter. — Der Göttergarten. — Der Platte-River. — Forellen. — Jagd auf Damwild. — Twin-Lakes. — Arkansas. — Eine Miner-Stadt. — Die Minen. — Die Herberge von Fairplay. — Aufbruch nach der Timberline. — Der Kautschuk-Esel. — Die Ptarmigans. — Rückkehr nach Denver.

Am dritten September sind alle unsere Vorbereitungen für die Abreise endlich getroffen und wir können zu der geplanten großen Excursion durch die Ebene und das Felsengebirge aufbrechen; als Jagdgefährten führen wir bei uns einen Sharp'schen Gußstahl-rifle, dessen Visier, gradweise bis auf dreizehnhundert Yard abgetheilt, für die Tragkraft zeugt, und ein ausgezeichnetes Gewehr von Scott, dem englischen Waffenfabrikanten,

das mit Schrot und Rehposten gleich sicher schießt. Alles ist bereit; wir fahren aus Denver hinaus; das Fuhrwerk setzt sich ohne Peitschengeknall in Bewegung, denn die amerikanische Peitsche, ein einfaches, zugespitztes Fischbein, macht lärmende Kundgebungen unmöglich.

Vor allem eine offizielle Vorstellung unseres Führers: Johnson ist ein Mann von achtunddreißig oder neununddreißig Jahren; er bivouakirt seit seiner Geburt; seine Nächte unter freiem Himmel und im vollen Regen haben ihn schwindsüchtig gemacht; die eine seiner Lungen ist ganz, die andere zur Hälfte ausgehustet; aber er kann, sagt er, nicht unter einem Dache schlafen, die zu beengte Luft würde ihn ersticken. Er führte stets ein Trapperleben; als Wagenlenker hatte er mit den Indianern manch Hühnchen zu pflücken und seine Haut wurde an drei oder vier Stellen durchbohrt; er hat sehr wenig in den Städten gelebt, aber in Boston fand er Gelegenheit, sich bei einem Aufruhr von dem club eines policeman den Schädel einschlagen zu lassen; als alter Oberst ist er ein energischer und entschlossener Mann; diese Eigenschaften sind in seiner Familie erblich, denn seine Mutter tödtete mit einem einzigen Messerstich einen Dieb, der sich in ihr Haus geschlichen hatte: die Amerikaner vertheidigen sich, statt um Hülfe zu rufen.

Zwei kleine Ponys bilden unser Gespann; alle beide gleich faul, hören sie nur auf Schritt zu gehen, wenn ein allzu steiler Abhang ihnen diese träge Gangart unmöglich macht. Neger, der große, schwarze Hund,

den wir, ohne uns zu bücken, ſtreicheln können, galoppirt den Pferden voraus, aber durch eine ſengende Sonne ermattet ſucht er bald in dem Schatten des Gefährts ein wenig Kühlung und geht ſchließlich ebenſo träge, wie Frank und Kate, unſere beiden Ponys.

Johnſon huſtet jeden Augenblick; bei jedem heftigen Anfall nimmt er einen Schluck Branntwein, die einzige Arznei, welche ihm vom Doktor verordnet iſt; jetzt erkläre ich mir, wie Johnſon, als ich eine viertel Stunde vor der Abfahrt hinunterging, um die Vorräthe zu beſichtigen und nur eine kleine Tonne Whiskey fand, hat ſagen können: „Sorgen wir zuerſt für die Hauptſache, für das Uebrige iſt nachher immer noch Zeit.“

Die erſte Tagereiſe iſt kurz: man kampirt einige Meilen von Denver. Gleich am erſten Tage theilt man ſich in die verſchiedenen Verrichtungen: keiner hat das Recht, dem andern beim Arbeiten müßig zuzuſehen; der eine ſchlägt das Zelt auf, der andere ſammelt Holz und holt Waſſer, der dritte kocht, ſo gut er kann, die Abendmahlzeit; iſt die Nacht gekommen, hüllt man ſich möglichſt feſt in ſeine Decken und verſucht zu ſchlafen.

Um Mitternacht erhebt Neger ein wüthendes Gebell. Johnſon denkt an Pferdediebe und erhebt ſich, ganz in ſeine Büffelhaut gehüllt: blinder Lärm! Neger kündet einfach die Ankunft dreier Herren an, die ſich uns anſchließen wollen. Man thut uns mitten in der Nacht die Ehre an, uns Bob, den geſchickteſten Jäger Colorado's, vorzuſtellen.

Am folgenden Morgen macht man sich wieder auf den Weg; die Sonne und der Staub den Tag über sind ebenso unangenehm, wie die Kühle der Nächte; das Land ist unfruchtbar; beim Aufbrechen Morgens ist man nicht sicher, eine Lache oder irgend ein Sumpfloch zu finden; wenn der Abend kommt, ist das Gras von den Heuschrecken wie abrasiert; die Pferde blicken trübe und lassen den Kopf hängen. Neger wird mager und bekommt das seiner Race eigenthümliche ausgehungerte Ansehen. Wenig Wild gibt's; von den magern Tauben, die wir getödtet haben, können wir Abends keine fette Mahlzeit bereiten; aber Johnson hat uns bei der Abreise vorbereitet: „Sie müssen von dem leben, was Sie fischen und jagen." Wir waren es daher alle gern zufrieden, in Colorado Springs anzukommen, denn die Menschen sollten im Hôtel ein Mittagessen und die Pferde im Stalle ihr Heu finden.

Colorado Springs ist eine Mäßigkeitsstadt: es ist dort verboten, irgend welchen Liqueur zu verkaufen — so will es das Gesetz der Stadt — wofern man nicht einen Gewerbeschein für dreihundert Dollar löst. Der arme Johnson wird also seine Hustenanfälle nicht mehr lindern können! glücklicherweise gibt es ein Abkommen mit der Mäßigkeit und ein Apotheker dieser seltsamen Stadt liefert uns den besten Whiskey, den wir während unserer Expedition getrunken haben.

Noch zwei weitere Tagemärsche lang treffen wir nicht einen einzigen Reisenden; die Ebene zeigt kein

menschliches Wesen: immer derselbe langweilige, traurige Anblick; einige Erhebungen, die nicht einmal den Horizont unterbrechen; keine kräftigen Linien, keine Farben. Glücklicherweise liefern uns dicke Kaninchen mit langen Ohren frisches Fleisch zur Mahlzeit; diese jack-rabbits wiegen bisweilen zehn bis elf Pfund; ihr dunkles, saftiges Fleisch erscheint uns nach unsern Soupers von wilden Tauben noch weit besser.

Endlich sehen wir eine Holzhütte neben einer Umfriedigung vor uns, in der zweitausend Schafe blöken; es ist ein ranch; hier werden wir lagern. Die Hütte ist von drei jungen Leuten bewohnt, den Eigenthümern der Heerde; Söhne aus wohlhabenden Familien, haben sie Verwandtschaft und Freundschaft verlassen, haben sie alles verkauft, was sie besaßen, um Schafe zu kaufen und sie wie einfache Hirten selber zu hüten; sie verbringen ihre Jugend in dieser Wüste, weil man dort rascher reich wird; dergleichen kommt häufig vor in Amerika, dem Lande, wo es ebenso leicht ist, in der höchsten Stellung Bankrott zu machen, als mit der niedrigsten Beschäftigung ein Vermögen zu erwerben. Offen gestanden ist der Gewinn ein beträchtlicher; Kosten sind nicht zu tragen; die Heerden weiden auf der Prairie der Regierung; ist eine Stelle kahl gefressen, werden sie an eine andere geführt, und oft findet man sie fünfundzwanzig oder dreißig Meilen vom ranch entfernt.

Ich habe den Haupt-ranch dieser Hirten besucht,

eine einfache, den Sommer über verlassene Bretterbaracke. Ich war sehr erstaunt, dort eine Bibliothek mit den Werken Byrons, Göthes und Shakespeares, einer Geschichte Frankreichs und einer soziologischen Abhandlung vorzufinden. Mein Wirth erzählte mir, daß im letzten Sommer Diebe bei ihm eindrangen und seine Vorräthe, seine Decken, seine Munition, ja, seinen Waschnapf raubten; sie ließen nur seine Bücher da.

Ins Lager zurückgekehrt, begriff ich, wie diese Bibliothek dahin kam: der eine der Hirten war Buchhändler gewesen; der andere war ein ehemaliger Juwelier, der dritte ein Ex-Beamter der Regierung. „Sie hatten," sagte ich zu ihnen, „ehe Sie Hirten wurden, eine geachtetere Stellung?"

„O nein!" antworteten sie, „diese bezahlt sich besser."

Es schien mir, als höre ich eine Variante jenes berufenen Wortes aus einer Operette:

„Ich war Banquier, mein Herr, Dieb bin ich geworden."

Auf der Jagd! Die Sonne der Ebene ist schrecklich, sie verbrennt Gesicht, Hals und Hände bis zur Unkenntlichkeit. Man marschirt von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends, Beute eines brennenden Durstes; nicht ein Tropfen Wasser auf drei Stunden in der Runde. In Sicht des Wildes gelangt, muß man knieen und vorsichtig kriechen; Achtung vor den Prairie-Kaktus, deren Dornen tief eindringen und unter der Haut abbrechen; Achtung vor den kleinen, spitzigen

Steinen, die sich in die Kniescheibe und das Innere der Hand eindrücken. Pah! diese kleinen Widerwärtigkeiten werden ein Vergnügen, wenn man sich auf hundert oder zweihundert Meter der Antilope nähern und sie unter der Kugel fallen sehen kann.

Die Antilopen, reizende, braun und weiße Thiere, deren Kopfschmuck sich anmuthig in zwei Aeste verzweigt, sammeln sich, wenn der Winter kommt, in zahlreichen Schaaren, wie man uns sagt, von zwei bis dreihundert Stück; jetzt treffen wir sie meist rudelweise zu sechs oder zehn; sie zu sehen ist leicht, ihnen nahe zu kommen schwierig, denn sie halten stets aufmerksam Wache; beim geringsten verdächtigen Geräusch, beim geringsten verdächtigen Geruch, den ihnen der Wind zuträgt, fliehen sie und verschwinden schnell hinter dem Horizont. Man muß bei ihnen genau aufs Schulterblatt zielen, denn die Antilope flieht mit zerschossenem Beine noch so rasch, daß kein Pferd sie einholt. Bob versichert mir, eins dieser Thiere gesehen zu haben, wie es, beide Beine unter dem Knie von einer Kugel weggeschossen, seiner Verfolgung entkam, indem es sich auf den beiden Stumpfen fortschleppte.

Die Antilope ist nicht das einzige Thier der Ebene: oft weckt uns Morgens das Geheul der Kajoten (Heulwölfe). Eine halbe Meile vom Lager, in einem trockenen creek, bergen sich Schakale; bisweilen ging ich, wenn ich ohne Beute von der Jagd zurückkam, durch diesen creek, um mich an ihnen zu rächen. Große,

graue Wölfe schleichen in der Nähe des Lagers umher, halten sich aber weislich in einiger Entfernung. Wir schießen besonders Kaninchen, jack-rabbits und cotton-tails: arme Thiere, denen die Sharp-Kugel den Kopf wegnimmt; man darf nicht meinen, sie an den Ohren heimtragen zu können.

Ebenso zahlreich wie die Kaninchen sind die Klapperschlangen; ich glaubte, sie erst viel weiter südlich zu finden; aber eine Eigenthümlichkeit des neuen Continents ist, daß er unter sehr verschiedenen Breiten ein und dieselbe Flora und Fauna zeigt: so ist es nichts Seltenes, in New-York Kolibris zu sehen. Ich bin unlängst über einen mit Felsstücken und Löchern besäeten Hügel gekommen; fast vor jedem Loche lag eine von ihrem Inhaber zur Zeit der Häutung verlassene Schlangenhaut, und einige dieser gefährlichen Reptilien wärmten sich in der Sonne; aufgerollt daliegend wickeln sie sich plötzlich auseinander, um zu beißen, wobei ihnen ihr Schwanz als Stützpunkt dient; aber sie besitzen nicht die Fähigkeit vorzuschnellen, und ich habe ohne die geringste Gefahr ihrer mehrere mit dem Flintenkolben todtquetschen können; sie kriechen langsam; außerdem haben sie die Güte, ihr Nahen durch das Rasseln der trockenen Ringe anzukünden, in die ihr Schwanz endet; es ist ein durchdringendes Geräusch, ähnlich, wie wenn man mit einem Eisenstiel über ein Sieb hinfährt; jedes Jahr fügt diesem stets rastlosen Schwanze einen neuen Ring hinzu.

Wofern nicht sofort ausgebrannt oder amputirt wird, ist der Biß der Klapperschlange tödtlich; indessen ist der Alkohol in sehr starken Dosen ein von den Indianern gepriesenes Heilmittel; wenn diese gebissen sind, trinken sie Branntwein, bis sie toll und voll umfallen und man versichert, daß sie mit diesem Medicament zu der Säufer Frommen die besten Resultate erzielen. Eine merkwürdige Thatsache ist die völlige Ohnmacht des Giftes dem gemeinen Schwein gegenüber, für welches die Klapperschlange ein wahres Tractament ist und das nach zwanzig Bissen nicht das leiseste Unbehagen verspürt.

Die Giftzähne bewahren lange, wie behauptet wird, ihre tödtlichen Eigenschaften: ein alter Bauer aus Kentucky wurde auf dem Heimweg aus der Stadt, wo er ein Paar neue Stiefel gekauft hatte, in die Ferse gestochen und starb. Sein Sohn beweinte ihn und zog seine Stiefel an; er starb den folgenden Tag: der Zahn des Reptils war in dem Leder sitzen geblieben; diese Geschichte ist nicht authentisch. Ich weiß nicht, ob dem Abenteuer jenes armen Teufels mehr Glauben beizumessen ist, der, um sich vor der bösen Wirkung der Bisse zu schützen, auf den Gedanken kam, sich das Gift einzuimpfen; dieser amerikanische Quacksalber fiel seiner neuen Art Impfung zum Opfer.

Ist die Jagd in der Umgebung des Lagers ergiebig, so führen wir da doch ein beschwerliches, mühseliges Leben: keine Bäume, kein Holz gibt's; uns zu wärmen

und unser Essen zu kochen, sind wir daher auf die getrockneten Büffel-Excremente angewiesen; wir haben niemals den Muth gehabt, die Insekten herauszufischen, die allzu zahlreich in dem Wasser unserer Blechgeschirre schwimmen. Unglück ist immer zu etwas gut: in diesem Wasser haben wir die schönsten Hydrophilen unserer Sammlung gefunden.

Ist der Abend da, so versammelt man sich rund um das spärliche Feuer; das Whiskeytönnchen geht von Hand zu Hand und jeder erzählt Jagdgeschichten. Bob, der alte Damwildtödter, der gutmüthige Mensch mit dem Räubergesicht, dem großen Hut mit den ungeheuren Krämpen und dem weißen, vom Blut seiner Opfer ganz beschmutzten Wams, Bob führt den Vorsitz; er schneidet sich mit dem noch rothen Waidmesser ein tüchtiges Priemchen aus seiner Tabaktafel, die hart wie ein Stück Holz ist, und bei jeder neuen Geschichte hebt er das jedesmal leichtere Whiskeybonbon.

Vor vier oder fünf Jahren war die Lynchjustiz in Colorado noch in Kraft; man hat uns, als wir hinkamen, den Baum gezeigt, an dem ein Pferdedieb von der Hand seiner Opfer gehangen wurde; ein Seilende war noch daran befestigt.

So roh auch die Lynchjustiz scheinen mag, hat sie doch ihren guten Grund: Gensdarmerie oder Landpolizei gibt's in den Vereinigten Staaten nicht. Die, welche einen Verbrecher auf frischer That ertappen, können ihn nicht beim Kragen nehmen und oft vierzig

oder fünfzig Meilen weit vor den Sherif führen: gefangen, gehangen. Uebrigens weiß man von nur wenig Fällen, wo der Richter Lynch Unschuldige dem Tode überliefert hat. Wenn der Richter Lynch einen Uebelthäter in einem Lande ohne Bäume zum Hängen verurtheilt, so knüpft man den armen Sünder mit dem Halse an den Schweif eines Ponys und ein Peitschenhieb aufs Pferd läßt an dem Menschen das Strafgericht vollziehen. Vielleicht könnte man diesem strengen Richter zum Vorwurf machen, daß er die horse-stealers, einfache Pferdediebe, zum Tode verurtheilt; aber man muß bedenken, daß er in einem Lande Recht spricht, wo der Verlust des Thieres den Untergang des Reiters nach sich ziehen kann.

Wir sind nicht weit von Neu-Mexiko, dem Lande der Abenteuer und Abenteurer; in diesen Gegenden steht das amerikanische Duell noch in Blüthe; man macht sich eine einfache Kriegserklärung: „Beim ersten Begegnen tödte ich Sie.“ Jeder wählt die Waffe, welche ihm zusagt, und trennt sich von ihr erst nach der Entwicklung; die Lieblings-, die Nationalwaffe ist der Revolver; alle cattlemen, Rindviehhirten, glänzen in seiner Handhabung; einer von ihnen hat vor meinen Augen ein Taschentuch in die Höhe geworfen, um es erst, nachdem es von sechs Kugeln durchbohrt, wieder niederfallen zu lassen.

Es sind jetzt bereits zwei Wochen, daß wir unser Lager nicht gewechselt haben; die Antilopenhäute werden

eines schönen Morgens auf die Wagen gelegt, die Köpfe sorgfältig verpackt, und wir schlagen den Weg nach dem Gebirge ein; Antilopenfleisch haben wir fast bis zum Ueberdruß gegessen, wir wollen Damwild- und Hirschfleisch kosten.

Wir kommen wieder durch Colorado Springs; dort wartete unser ein böses Abenteuer. Ein Einwohner der Stadt hat soeben den fatalen Gedanken gehabt, sich durch einen Pistolenschuß selbst zu morden; man hat seinen Leichnam in einer nahen Schlucht aufgefunden. Vor seinem Tode hat er einen Brief geschrieben: er muß, sagt er darin, sich mit einem Franzosen messen, und er hat die Ahnung, in diesem Duell zu unterliegen. In Colorado Springs erinnert man sich unserer Durchreise; sogleich klagt uns die öffentliche Meinung an, über den Ocean gekommen zu sein, eigens um diesen Herrn zu tödten. Wir verdanken es der Bürgschaft Johnsons, daß wir nicht in den tiefen Gefängnissen der Stadt verfaulen.

Das wäre wirklich schade gewesen, denn wir würden dann um den „Göttergarten" gekommen sein. Der Ort, welcher diesen hochtrabenden Namen trägt, ist phantastisch und malerisch, in Amerika etwas Seltenes; dreihundert Fuß hohe Felsblöcke, dünn wie eine Hand, streben in einem Stücke aus der Erde hervor; diese Felsblätter haben das Ansehen von Theaterdekorationen; weiter hin ragen roth und weiße Sandsteine in dünnen Nadeln empor oder liegen wie Grabsteine platt auf

dem Boden; bisweilen ruhen gigantische Steine in der Schwebe, einer auf dem andern, einen ungeheuren Champignon oder einen riesigen keltischen Altar bildend.

Bewahren wir Manitou ein gutes Angedenken; in diesem Badeorte haben wir zum ersten Male seit unserer Abreise bei einem Franzosen echte und ausgezeichnet geröstete Kartoffeln gegessen. Herr Numa, unser Wirth, erzählt uns, daß er ehedem in Colorado Springs wohnte; er wollte in dieser Mäßigkeitsstadt Liqueure verkaufen; er setzte auf sein Schild: liquors, und in sehr kleinen Buchstaben darunter: for medicinal purposes, indem er so versuchte, seine Spirituosen für Apothekerwaare auszugeben; aber diese Ausflucht wurde für ungenügend befunden. Ein pikantes Zusammentreffen war es, daß Herr Numa in der Stadt auch das Richteramt ausübte; der Richter wurde zu einem Monat Gefängniß verurtheilt; er hat sich nach Manitou geflüchtet.

Am folgenden Tage machen wir uns wieder auf den Weg; die ersten Ausläufer des Felsengebirges sind ohne Schönheit; die Natur zeigt sich dort vernachlässigt und unfreundlich; wir sind im Herbste, aber wir finden nichts von den zugleich glänzenden und milden Färbungen des Herbstes wieder: die kleinen chromgelben oder zitrongrünen Birkengehölze haben inmitten der schwarzen Nadelhölzer die Wirkung von Feldern mit Kohlköpfen in ihrer ganzen Grellheit; es kommt mir der Gedanke, daß die sonderbaren und widernatürlichen

Landschaften der amerikanischen Maler doch wohl treu copirt worden sein können. Möchte gelegentlich ein Felsblock oder ein alter Baum weniger banal erscheinen, so beeilt sich ein Industrieller, ihn zu verunstalten, indem er riesige Reklamen darauf kleckst.

Wir begegnen schweren Wagen mit achtzehn oder zwanzig Ochsen bespannt, mexikanischen Fuhrwerken mit Früchten beladen. Die Peitsche der Führer ist ein vollständiger junger Birkenstamm, an den eine grobe Lederschnur geknüpft ist; diese schreckliche Waffe wird mit beiden Händen geschwungen und läßt auf der Haut der Ochsen dicke Striemen zurück.

Das Lagern im Gebirge ist dem in der Ebene vorzuziehen: in den Farmen finden wir leicht Milch und Eier; oft besitzt der Farmer selbst eine kleine Hütte, ein cookhouse oder „Kochhaus", in dem er solchen, die Heu für die Pferde bei ihm kaufen, zu schlafen und ihre Mahlzeit zu bereiten gestattet. Wir haben indessen von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch gemacht; ein Mal nur haben wir die Nacht in einem cookhouse zugebracht und haben es auch bereut; des Farmers Freunde hatten sich dort versammelt, um zu rauchen, zu trinken und zu spucken.

Ein Gegenstand des Erstaunens für uns waren die Post-offices: wir haben deren an den entlegensten Stellen gefunden und mehr als ein Mal haben wir mitten im Gebirge sagen hören: „An dem und dem Postbureau hat man ein Damwild, einen Bären getödtet;"

diese elenden Hütten waren allen Jägern bekannte Sammelpunkte.

Wir kommen wiederholt über kleine Wasser, die dem Plattefluß zuströmen, dem Fluß, der von allen Strömen wohl die meisten Zuflüsse hat. Bob ist uns vorausgeeilt und wir suchen ihn wieder aufzufinden: nach dreitägigem Bemühen bemerken wir am Rande eines creek einen weißen Punkt, es ist das Zelt Bobs; seine Gefährten kehren vom Fischfang zurück, ein jeder von ihnen einen Spieß voll prächtiger Forellen tragend. Bob selber erscheint bald, er bringt ein prächtiges mountain-sheep, ein wildes Steinschaf, heim; wenn man den Jägern glauben darf, so ist es das größte, was bisher in Colorado getödtet worden ist: das Pony, worauf man es festgebunden hat, strauchelt unter dem Gewicht; die Hörner dieses ungeheuren Mouflon messen achtzehn Zoll im Umfang.

Wir sind entzückt von unserm neuen Lager, das in einem Wäldchen aufgeschlagen ist, welches einer jener tausend Zuflüsse des berühmten Platte-River bewässert; gerade vor unserm Zelte liegt eine Art Weiher, wie sie durch die Biberdeiche gebildet werden; mit Vergnügen nehmen wir dieses Wehr näher in Augenschein; die starken Stämme sind mit vollkommener Genauigkeit durchnagt und gefällt, die Hütte ist fest und in Kuppelform regelrecht erbaut; wie interessiren uns für die Thätigkeit dieser intelligenten Arbeiter und oft verbergen wir uns bei einbrechender Nacht, um ihr furchtsames

Kommen oder das geräuschlose Erscheinen der Bisamratten zu belauern. Jeden Morgen können wir vor Tagesgrauen auf den kleinen Seen der Biber Schaaren wilder Enten, Regenpfeifer oder Knäkenten tödten. Zwei oder drei Bäche in unserer Nähe haben Forellen in Ueberfluß; diese Forellen sind bisweilen von ansehnlicher Größe; Johnson hat eine gefangen, die vier Pfund wog; sie halten sich in den durch die Wasserfälle gebildeten Meeren, in den Höhlungen und Löchern des Flußbetts auf, wo das tiefere Wasser weniger reißend ist; aber sie werden leicht scheu und beißen nicht an, wenn sie den Fischer gewahren; man muß die Angel meist über dichtem Buschwerk auswerfen und die Fliege oder die Heuschrecke beständig in Bewegung halten, um ihnen möglichst den Anschein des Lebendigen zu verleihen; sie sind auch sehr eigensinnig, und man muß häufig die Farbe und Gestalt seiner Fliegen wechseln; eines Tages habe ich drei Forellen an derselben Stelle gesehen und habe sie nur mit drei verschiedenen Ködern fangen können.

Wir sind nicht mehr dazu verurtheilt, Büffelexcremente zu brennen: das Gebirge liefert uns sein Holz in Ueberfluß; fünf ganze Bäume brennen Tag und Nacht und wir wärmen uns an einer zehn Fuß hohen Flamme. Die Jagd auf Damwild beschäftigt uns den Tag über: was für eine beschwerliche und mühsame Jagd! Steile Hügel muß man erklettern und weite Strecken über todtes Holz schreiten; vom Blitz getrof-

sene oder vom Feuer geschwärzte Bäume liegen umgestürzt durch einander auf dem Boden: ich habe verbrannte Wälder gesehen, die hunderte von Hektaren bedeckten; ich bin ganze Stunden lang durch Gegenden geschritten, ähnlich den Satans-Landschaften Gustav Doré's: durch dieses undurchdringliche Gewirre muß man hindurch, muß ungeheure Stämme übersteigen, auf schmalen Aesten sich im Gleichgewicht üben, wankende Felsen erklimmen, und diese verschiedenen Exercitien vor allem geräuschlos und langsam ausführen, aufmerksam um sich spähend, denn das Damwild flieht durch diese uns so feindlichen Wälder mit der größten Schnelligkeit, und der Schuß muß, gewahrt man das Thier, sogleich losgehen.

Das Gebirge ist bevölkerter als die Ebene; wir schießen dort Falken, Adler und minder wichtige Vögel: einige darunter haben ein glänzendes Gefieder, und ein Theil des Abends geht damit hin, sie auszustopfen: der blue-bird der Berge ist ganz wie Azur: der blaue Häher läßt seine überseeischen Flügel schimmern, der canadische Häher ist grau mit kleinem, weißem Kopfe und schwarzen, aufgeweckten Augen: man könnte ihn für mit Reif gepudert halten; er bezeigt uns eine Zutraulichkeit, die bis zur Unverschämtheit geht: oft wagt er sich mitten in das Geschrei des Lagers und pickt die Frühstückskrümchen auf, zwanzig Schritte von den in Köche verwandelten Jägern.

Wir haben unser Lager von Buffalo-Peak aufge-

geben, um uns nach den Twin-Lakes zu begeben, zwei Zwillingsseen, die in einem grünen Gebirgstrichter wie Wassertröpfchen in einem riesigen Kohlblatt verloren liegen; ein Bach leitet als natürlicher Kanal den kleineren in den größeren: wir haben ein Stückchen Schweiz vor Augen.

Der Weg ist beschwerlich gewesen: wir haben unsere Kräfte denen des Gespanns zugesellen müssen, um das Fuhrwerk den steilen Bergkamm bis hinauf zu schieben; jeden Augenblick drohte es auf uns zurückzurollen, wie in der Sage der schwere Stein des Sisyphus. Es ist die dritte Gebirgskette, die wir überschreiten; jenseit der Seen erhebt sich die vierte; letztere ersteigen wir zu Fuß, und haben auf der Abdachung nach dem Stillen Ocean jagen können.

Den Twin-Lakes widmen wir kaum einige Tage, um dann unser Nomadenleben wieder aufzunehmen; wir kommen durch ein Granitgebirge, berühmt durch die Ermordung eines Richters, den ein unzufriedener Kläger vor versammeltem Gerichtshof durch einen Revolverschuß tödtete. Der Arkansas, noch ein einfacher Bach, fließt an der Stadt vorbei, der Arkansas, des Paktolus Nebenbuhler, dessen Schlamm zahlreiche Miner auswaschen, um Gold daraus zu gewinnen.

Die Kälte ist gekommen; der Schnee hat alles weiß bedeckt; die stehenden Wasser sind gefroren, der Nordwind bläst heulend und dringt in unser offenes Gefährt.

Endlich erreichen wir Fairplay, eine Bergmanns-

ſtadt. Fairplay bietet nicht entfernt dieſelbe Eleganz wie Colorado Springs; die Stadt, aus Holzbaracken beſtehend, iſt nur ein Vereinigungspunkt für Miner; in einer ſchlechten Herberge erhalten wir zwei Dachzimmer, die ohne irgend welche Verbeſſerung an Stelle des Zeltes treten. Von unſerm Führer Johnſon nehmen wir Abſchied; wir gedenken nach Denver mit dem Eilwagen zurückzukehren, während jener ſein mageres Geſpann in kleinen Tagereiſen heimführen wird.

Den Tag nach unſerer Ankunft beſuchen wir die Silberminen; ſie liegen 13,500 Fuß über dem Meeresſpiegel; wir miethen einen buggy, aber die Hinauffahrt iſt beſchwerlich: dem einen unſerer Pferde geht die Luft aus und es fällt noch vor der Ankunft todt zu Boden, ſo daß wir gezwungen ſind, das Hinaufſteigen zu Fuß fortzuſetzen. Die Minen ſind im allgemeinen wenig anziehend; die meiſten, welche wir bisher geſehen haben, werden von nur drei oder vier Geſellſchaftern ausgebeutet; manche unter ihnen verdienen ſich ſechzehn bis zwanzig Dollars, indem ſie die Mineralien zu Tage fördern, die dann nach einer fern gelegenen Schmelzerei gebracht werden. Viele arbeiten nur während der guten Jahreszeit; im Winter wird in der Stadt geſpielt und der Verdienſt des Sommers verloren. Es ſind übrigens durchaus nicht, wie man nur zu leicht glaubt, Vagabunden oder gar Banditen; es ſind einfach Arbeiter, die möglichſt viel Geld in möglichſt kurzer Zeit zu verdienen ſuchen. Einige ziehen die Flußwäſcherei

dem Fördern der Mineralien vor: sie haben unmittelbar ihr Gold in Händen; um ihre Lebensmittel und Munition zu bezahlen, streuen sie dem Kaufmann eine Fingerspitze voll in die Hand.

Uebrigens kann jeder, ohne einen Pfennig auszugeben, Minenbesitzer werden. Durchstreife einfach das Gebirge und suche auf der Oberfläche nach Mineralien, die auf ein Silberlager hindeuten; hast du das gewünschte Lager gefunden, so pflanze daselbst ein Schild auf, das deinen Namen, das Datum und die Benennung trägt, welche du der Mine gibst; sie gehört dir für dreißig Tage. Nach Ablauf dieser Zeit hast du drei Monate, um die Mine bis zu einer Tiefe von zehn Fuß auszugraben und sie für einen Dollar durch den Bezirk endgültig als dein Eigenthum anerkennen zu lassen; damit ist dir dann auch eine gewisse Terrainausdehnung in Länge und Breite bewilligt. Einige glückliche Funde haben ihre Eigenthümer reich gemacht und du kannst die Chance jenes Stallknechts haben, der, von seinem Herrn weggejagt, weil er den Hafer seiner Pferde vertrunken hatte, heute ein Einkommen von 500,000 Dollars besitzt.

In Fairplay hat sich angesichts der amerikanischen Stadt eine Chinesenstadt angebaut ohne irgend einen Pagodentempel: die chinesischen Goldwäscher bewohnen Holzhütten, ähnlich denen der Amerikaner, aber schmutziger; man gibt ihnen für das Gold, welches sie aus dem Flusse gewinnen, so und so viel Procent, und die

meiſten von ihnen, mäßig und ſparſam, kehren ins Vaterland mit einem Gewinne heim, der ihnen beträchtlich erſcheint; die Yankees hegen aber nur Verachtung für Arbeiter, die ſo billig arbeiten.

Unſere Herberge iſt das Hauptquartier der Einwohner; „ganz Fairplay“ findet ſich dort zuſammen, aber dieſes „ganz Fairplay“ iſt von Eleganz weit entfernt; jeder nimmt ſeine Mahlzeiten in Arbeitsrock, zerriſſener Hoſe, übergetretenen großen Stiefeln; was merkwürdig iſt, dieſe Männer mit ihrem geringen Anſtand, der zerlumpten Kleidung, pflegen mit Sorgfalt ihren Körper; ſie tragen einen Kamm in der Taſche und reinigen ſich die Nägel mit ihrem bowie-knife. Der Amerikaner iſt in der That ebenſo reinlich als ohne Anſtandsgefühl; Morgens und Abends nimmt er ſein Bad; er wäſcht ſich die Hände zwanzig Mal am Tage; neben der eiskalten Quelle finden ſich überall Waſſerkrug und das Waſchbecken; es gibt deren faſt ebenſoviel als Spucknäpfe und das ſagt genug. Er hat ein für den Franzoſen hartes Wort: das Waſſer, das ein Amerikaner braucht, würde für ein ganzes Departement ausreichen.

In dem gemeinſamen Zimmer, wo man zuſammenkommt, hören wir die außerordentlichſten Anekdoten und Abenteuer: eine der Perſönlichkeiten von Einfluß, der Richter, glaube ich, erzählt, daß man in Cincinnati, zur Zeit ſeines Großvaters, den rifle auf der Schulter ſich zur Kirche begab, und daß man nach der Meſſe

sich seiner bediente, um mit den Kugeln eine Kerze zu putzen, wie die Bauern in unsern Dörfern auf dem Kirchplatze das Spiel mit dem Pfropfen und dem Gelde spielen. Er führt Beispiele von wunderbarer Geschicklichkeit an; man muß in der That gestehen, daß die amerikanischen Jäger die ersten Schützen der Welt sind. Der Naturforscher Audubon erzählt, er habe einen Jäger aus Kentucky Eichhörnchen durch einen indirekten Schuß tödten sehen; die Kugel traf die Rinde unterhalb des Eichhörnchens und die in Stücken umherfliegende Rinde tödtete das Thier. In Kentucky kannte man auch das Spiel, einen Nagel durch einen Schuß einzutreiben: die Kugel galt für schlecht, welche den Nagel nicht auf den Kopf traf.

In Fairplay treffen wir Regierungsbeamte, die gesandt sind, um die Wege und die Höhe der Gebirge von Colorado auszumessen; der eine von ihnen, völlig betrunken, zieht seinen Revolver und vertreibt sich wie Karl IX. die Zeit damit, auf die Vorübergehenden anzulegen; er ist zu sehr im Rausch, um gut zu zielen und trifft Niemand.

Wir schickten uns an, in den Eilwagen nach Denver zu steigen, als zwei Naturforscher uns den Vorschlag machen, sie zu einer Jagd oben auf dem Gebirge zu begleiten. Wir haben Ende October, es ist eine Hundekälte und wir würden ohne Zelt und fast ohne Decken mehr als zwölftausend Fuß über dem Meer im Freien lagern müssen; wir glaubten nicht recht, daß ein solcher

Vorschlag ernsthaft gemeint sei; sie erneuern ihn, um so schlimmer, meiner Treu, denn wir gehen mit ihnen.

Für diese neue Expedition kaufen wir einen kleinen Esel, der unsere Munition und unsere Decken tragen soll; Tremolino mißt kaum einen Meter in der Höhe, aber er geht sicher und ist stark im Kreuz; der Esel unserer Gefährten hingegen stürzt am ersten Abhang und überschlägt sich im Rollen fünf oder sechs Mal; er fällt so ungefähr dreißig Meter hinab, wobei er die sonderbarsten Luftsprünge macht; zum Glück hält ein Baum ihn auf und hindert sein Verschwinden in einem ungeheuren Loche; die Gurte sind gerissen, der Sattel entzwei, die Vorräthe bilden einen Brei, aber der Kautschukesel hat sich nicht im mindesten beschädigt.

Fesengebirge! wieviel richtiger würde man thun, es das steinige Gebirge zu nennen! Da gibt's keine isolirten Felsen wie aus einem Guß, nur Sandstein- oder Granitblöcke, zehn bis hundert Kubikmeter groß; diese Berge haben trotz ihrer Höhe das Ansehen von Hügeln; statt ein einziges großes Gemälde zu bieten, ist es eine Folge kleiner Bilder; nichts von großen Wasserfällen, nur Bäche, die durch wildes Gebüsch furchtsam hinabeilen; nichts von ewigem Schnee, kurz nichts von dem, was das Erhabene der Alpen ausmacht: erst wenn wir uns zwischen nachstürzenden Steinen hindurch mühsam einen hohen Gipfel hinaufgearbeitet haben und eine unermeßliche Weite überschauen können, bekommt die Landschaft etwas Großartiges. Ein einziger dieser

Berge bietet eine wirkliche Merkwürdigkeit: das Heilige Kreuz nämlich; es hat seinen Namen von zwei Schneelinien, die, in rechtem Winkel sich schneidend, auf dem vor der Sonne geschützten Abhang ein ewiges Kreuz darstellen.

Das Felsengebirge ist in einem prosaischen Jahrhundert kolonisirt worden, es fehlt ihm alle Sagenpoesie: offen gestanden würde es den Elfen und Undinen in diesem Lande schlecht gefallen und niemals, glaube ich, wird Oberon Lust bekommen, sich da einen Palast zu bauen oder an den schroffen Ufern seiner Bäche seine Schellen zu läuten; nur der den Hirsch verfolgende schwarze Jäger würde hier seine Rechnung finden. Ich habe nur eine einzige Sage mit heimgebracht; nach ihr muß jeder Jäger, wenn er einen weißen Damhirsch getödtet hat, noch in demselben Jahre sterben.

Endlich sind wir, Gott weiß auf Kosten wie großer Beschwerden, auf der timber-line angelangt, der Linie, wo alle Vegetation aufhört; der Wald bricht plötzlich ab; die Luft ist auf dieser Höhe derart verdünnt, daß uns jede Bewegung eine wirkliche Beklemmung verursacht; wir werden mehr als 13,000 Fuß über dem Meere jagen.

Wild in Ueberfluß bewohnt die Gipfel und wir bringen eine reiche Ernte von ptarmigans, reizenden Vögeln und dem feinsten Wildprett, heim; diese Schneehühner halten sich auf den Felsen auf und leben von

den Knospen des wile-brush und von Heuschrecken; ihr Gefieder, dunkelbraun im Sommer, wird im Winter ganz weiß; man zahlt für ihr Kleid selbst in Denver zwei bis vier Dollars. Bei den ptarmigans leben kleine Vögel, so groß wie Sperlinge, deren Brust lebhaft rosa gefärbt ist: sie zu fangen, ist höchst schwierig, denn sie bewohnen nur die höchsten Spitzen. Etwas unter ihnen, in einem Felsloche, hat das coney chief hare sein Lager, das kleinste Kaninchen der Welt; sein Schwanz ist unausgebildet und das ganze Thier ist kaum so groß wie eine Faust. Wir schießen auch einen Polarhasen, dessen Fell, wie die Federn der ptarmigans, im Herbste weiß wird; seine Pfoten sind groß und behaart; er wird daher auch Schneeschuh-Hase genannt.

In der Ebene wieder angelangt, erfahren wir, daß ein Jäger von Profession, glücklicher als wir, eben einen grauen Bären erlegt hat; er kehrt zurück, um sein bestes Pony mit dieser herrlichen Beute zu beladen, aber er konnte den todten Körper seines Opfers durchaus nicht wiederfinden; um das Unglück voll zu machen, mußte sich noch sein Pferd, das er, während er suchte, an einen Baum gebunden hatte, erwürgen.

Gestern brachte uns der Eilwagen mit seinem Viergespann, das unterwegs neun Mal gewechselt wurde, in gestrecktem Galopp nach Denver zurück. In was für einem Zustande, großer Gott! Unsere Füße und Hände sind so voll Schwielen, daß die Bergleute in

Fairplay eiferſüchtig werden können, unſere Geſichter ſind verbrannt, was wir auf dem Leibe tragen, hat keine Aehnlichkeit mehr mit Kleidungsſtücken. Pah! Denſelben Abend noch, als wir uns in den weichen Betten dehnten, dachten wir an eine neue Expedition, wo wir, ſtatt die furchtſame Antilope zu morden, den Büffel, dieſen mächtigen König der Ebene, aufs Korn nehmen wollten.

VI.

Von Denver nach der Großen Salzseestadt.

Cheyenne. — Sherman. — Ogden. — Die Eisenbahnen.

Nach den Beschwerden des Lagerlebens sind einige Tage der Ruhe nothwendig: wir legen also das Jägerzeug ab und fahren nach Salt Lake City, der Mormonenstadt. Von Denver nach Cheyenne reisen wir ohne Hinderniß; aber in Cheyenne hat der Localzug von Denver keinen Anschluß an den Courierzug der Pacificbahn, und wir sind gezwungen, achtzehn Stunden in einer Stadt zuzubringen, die aus einer einzigen Straße besteht; zum Glück weiß der Wirth uns eine Menge Geschichten über die Entstehung seiner Stadt zu erzählen; sie war anfangs nichts als ein Rendezvous für rowdies und gamblers, Banditen und Spieler von Profession, die ihre Zeit bei Dirnen in öffentlichen Häusern verbrachten, den einzigen, die es in Cheyenne gab; eines schönen Morgens konstituirten die weniger Schlimmen sich als Vigilanzcomité, und nach einigen Tagen gab es keine rowdies in den Straßen mehr: sie baumelten an den Telegraphenpfeilern. Augenblicklich

ist Cheyenne mit Truppen angefüllt, die den Indianerkrieg in den Black-Hills führen sollen; Soldaten und Offiziere haben ein wenig kriegerisches Aeußere und eine wenig militairische Uniform.

Endlich richten wir uns in dem „Pulman" des großen Expreß ein. Um Utah zu erreichen, muß der Zug jene hohe Schranke, das Felsengebirge, übersteigen; der zuvorkommende Conducteur zeigt uns die Stelle, wo die Indianer, um den Zug aufzuhalten, ihre Ponys in dichter Schaar auf dem Geleise aufstellten: natürlich konnten diese Pferde von Fleisch und Bein das iron-horse, das Eisenroß, nicht aufhalten. Dem höchsten Punkte der ganzen Linie hat man den ruhmreichen Namen Sherman gegeben: wir sind auf dem Kamme, aber wir haben ihn in so unmerklicher Steigung erreicht, daß wir das Gebirge überschreiten, ohne die Ebene zu verlassen. Welch eintöniges und ermüdendes Schauspiel: spärliches Gras, trockener Sand, von großen Stücken Salz weiß überdeckt; der Staub, den wir athmen, hat einen Geruch und Geschmack nach Ammoniak; eine der Stationen heißt mit Fug und Recht: Alkali. Der Zug fährt hoch über der alten Straße, der ehemals die Auswanderer und die Eilwagen folgten: eine verlassene Hütte kennzeichnet die Stelle, wo die Unglücklichen übernachteten, die drei Wochen brauchten, um den Continent zu durchreisen, und in was für Wagen!

Der Schnee liegt auf den Hochplateaux dicker; um

dieſe Jahreszeit breitet er ſich aus wie ein Teppich ohne Riß und hält die Züge beſſer auf, als die Pferde der Indianer; um ſein Andringen zu bekämpfen und zu verhindern, daß er die Einſchnitte verſchüttet, hat die Geſellſchaft die Paliſaden und Holztunnel (snow-sheds) vermehrt.

Wir kommen durch Wyoming; dieſer Staat hat die Frau emanzipirt; er hat ihr das Stimm- und Richterrecht gegeben; ein weibliches Tribunal hielt in Laramie ſeine Sitzung, und der erſte Angeklagte, der vor dieſem Minos in der Haube erſchien, war ein armer Teufel von Pferdedieb. Die Damen ſetzten ihre Ehre darin, ihn mit Strenge zu richten, und ſchickten ihn verflucht geſcheit an den Galgen. Eine andere Frau verurtheilte ihren des Trunks überführten Mann zum höchſten Strafmaß.

Wo ſind die Schwindel erregenden Abſtürze, die Schluchten, die Abgründe, die ſteilen Felſen, die gähnenden Klüfte, welche phantaſiereiche Schriftſteller auf ihrer Niederfahrt von den Waſatchsbergen geſehen haben? Ich kann in meinem Tagebuche weder eine „gefährliche“ Stelle, noch einen Ort „des Schauers“ finden. Armuth an Einbildungskraft ſchändet nicht. In Ermangelung von Gefahren fehlt es den Engpäſſen nicht an Schönheit: der Teufelsrutſch iſt wirklich etwas Seltſames: zwei Felswände ziehen ſich, nur durch einen ſchmalen Zwiſchenraum getrennt, von der Spitze eines 800 Fuß hohen Hügels bis an ſeinen Fuß hinab. Das

ist Cheyenne mit Truppen angefüllt, die den Indianerkrieg in den Black-Hills führen sollen; Soldaten und Offiziere haben ein wenig kriegerisches Aeußere und eine wenig militairische Uniform.

Endlich richten wir uns in dem „Pulman" des großen Expreß ein. Um Utah zu erreichen, muß der Zug jene hohe Schranke, das Felsengebirge, übersteigen; der zuvorkommende Conducteur zeigt uns die Stelle, wo die Indianer, um den Zug aufzuhalten, ihre Ponys in dichter Schaar auf dem Geleise aufstellten: natürlich konnten diese Pferde von Fleisch und Bein das iron-horse, das Eisenroß, nicht aufhalten. Dem höchsten Punkte der ganzen Linie hat man den ruhmreichen Namen Sherman gegeben: wir sind auf dem Kamme, aber wir haben ihn in so unmerklicher Steigung erreicht, daß wir das Gebirge überschreiten, ohne die Ebene zu verlassen. Welch eintöniges und ermüdendes Schauspiel: spärliches Gras, trockener Sand, von großen Stücken Salz weiß überdeckt; der Staub, den wir athmen, hat einen Geruch und Geschmack nach Ammoniak; eine der Stationen heißt mit Fug und Recht: Alkali. Der Zug fährt hoch über der alten Straße, der ehemals die Auswanderer und die Eilwagen folgten: eine verlassene Hütte kennzeichnet die Stelle, wo die Unglücklichen übernachteten, die drei Wochen brauchten, um den Continent zu durchreisen, und in was für Wagen!

Der Schnee liegt auf den Hochplateaux dicker; um

dieſe Jahreszeit breitet er ſich aus wie ein Teppich ohne Riß und hält die Züge beſſer auf, als die Pferde der Indianer; um ſein Andringen zu bekämpfen und zu verhindern, daß er die Einſchnitte verſchüttet, hat die Geſellſchaft die Paliſaden und Holztunnel (snow-sheds) vermehrt.

Wir kommen durch Wyoming; dieſer Staat hat die Frau emanzipirt; er hat ihr das Stimm- und Richterrecht gegeben; ein weibliches Tribunal hielt in Laramie ſeine Sitzung, und der erſte Angeklagte, der vor dieſem Minos in der Haube erſchien, war ein armer Teufel von Pferdedieb. Die Damen ſetzten ihre Ehre darin, ihn mit Strenge zu richten, und ſchickten ihn verflucht geſcheit an den Galgen. Eine andere Frau verurtheilte ihren des Trunks überführten Mann zum höchſten Strafmaß.

Wo ſind die Schwindel erregenden Abſtürze, die Schluchten, die Abgründe, die ſteilen Felſen, die gähnenden Klüfte, welche phantaſiereiche Schriftſteller auf ihrer Niederfahrt von den Waſatchsbergen geſehen haben? Ich kann in meinem Tagebuche weder eine „gefährliche“ Stelle, noch einen Ort „des Schauers“ finden. Armuth an Einbildungskraft ſchändet nicht. In Ermangelung von Gefahren fehlt es den Engpäſſen nicht an Schönheit: der Teufelsrutſch iſt wirklich etwas Seltſames: zwei Felswände ziehen ſich, nur durch einen ſchmalen Zwiſchenraum getrennt, von der Spitze eines 800 Fuß hohen Hügels bis an ſeinen Fuß hinab. Das

Teufelsthor ist großartiger, aber weniger ungewöhnlich: wir fahren darüber hin, um nach Ogden zu gelangen.

In Ogden, oder in Promontory-Point wenigstens, fand ein Ereigniß statt, das in der ganzen Welt größtes Aufsehen machte: die Vereinigung der beiden Eisenbahnen, welche den Osten mit dem Westen verbanden. Die Bauschwierigkeiten dieser großen interoceanischen Route waren ungeheuer: die Gesellschaft des Westens insbesondere hatte Hindernisse aller Art zu überwinden, die Bodengestaltung, die Vertheuerung aller Erzeugnisse nach dem Kriege, der Mangel an Material und Werkzeugen; die Schienen, die Maschinen, die Bolzen, alles das mußte von New-York kommen, um das Cap Horn herum. Hageldicht fiel der Spott auf die nieder, welche den Gedanken hegten, einen Zug zwei so ungeheure Sprünge thun zu lassen, wie die Sierra Nevada und das Felsengebirge; die Rothhäute schossen auf die Arbeiter und zwangen sie, den rifle auf der Schulter zu halten; die Weißen wurden der Sache schnell überdrüssig und die von ihnen verlassene Arbeit wurde durch die Chinesen wieder aufgenommen; dieser mäßigen, ausdauernden, Beschwerden gegenüber zähen Race verdanken die Ingenieure, daß sie die Linie sieben Jahre vor der bewilligten Frist vollendet haben. Die erste Schiene hatte man im Jahre 1862 gelegt, am 10. Mai 1869 legte man die letzte: sie trug die Inschrift: The last tie laid on the Pacific Rail-road, May 10, 1869. Die von der Linie durchschnittenen Staaten stellten zur

Befestigung ersterer goldene und silberne Nägel zu Gebote. Sogleich sandte der Telegraph nach allen Städten die große Neuigkeit: „Der letzte Nagel ist in die letzte Schiene eingeschlagen.“

Die Eisenbahnen sind die Lieblingsunternehmen der Amerikaner, und niemals hat es einer Gesellschaft an Aktionären gemangelt; der kühne Charakter des Yankee lacht der Schwierigkeiten; diese ungeheure Cordillerenkette, die sich von Alaska bis zum Cap Horn erstreckt, an drei Punkten schon haben sie sie erstiegen, in Californien, in Mexiko, in Peru. In den Südstaaten hat das aufgeweichte Erdreich sie gezwungen, die Geleise auf Pfähle zu legen; stundenlang fahren die Züge auf einem kunstvollen Damme; die Brücken sind an manchen Stellen von primitiver Einfachheit: die Brücke der Bucht von Saint-Louis, die zwei Meilen mißt, ist ganz und gar primitiv; die Schienen ruhen einfach auf Pfählen, die ins Wasser eingerammt sind; die mächtigen, halb verfaulten Balken ächzen, die Schwellen krachen; vereinzelte Reisende zittern; aber sie kommen ohne Unfall hinüber.

In den Mittelstaaten hingegen scheint die Natur sich darin gefallen zu haben, das Terrain zu ebnen; es genügt, die Schienen herbeizuschaffen und sie zu legen; das Legen dieser Eisenbahnen ist nicht mehr eine Frage von Jahren oder Monaten, sondern von Stunden; ihre Zahl läßt die Karte der Union einem

riesigen Spinngewebe gleichen, und unaufhörlich fügt die Spinne ihrem Netze neue Fäden hinzu.

Die Amerikaner zeigen sich nicht weniger erfinderisch als unternehmend, und die innere Einrichtung ihrer Wagons ist ein Wunder an Comfort. Auf den verschiedenen europäischen Ausstellungen hat ein Jeder diese prächtigen, hohen und weiten Wagen kennen lernen können, die durch Doppelfenster vor Staub oder Kälte geschützt, hell erleuchtet, im Winter mit Dampf geheizt, im Sommer ventilirt und im Ueberfluß mit Eiswasser versehen sind.

Die Wagons des Herrn Pullman, des berühmten Wagenbauers, hängen so gut in den Federn, daß die längste Fahrt nicht die geringste Ermüdung verspüren läßt; ich habe in ihnen oft meine Zeit zum Schreiben oder Zeichnen verwandt; oft auch, wenn ich in einen bequemen Sessel zurückgelehnt lag, der, auf einem Zapfen ruhend, mir gestattete, mich im Kreise zu drehen, um der Landschaft nach Belieben zu folgen, gedachte ich unserer engen, rollenden Gefängnisse, in denen die zusammengepferchten Reisenden, als arme, lebende Waare, der Luft, der Frische, aber nicht des Staubes beraubt, ersticken, wenn sie nicht vor Kälte zittern*).

*) Ich rede hier nicht von den neuen Wagons, die vor ganz Kurzem in Europa eingeführt sind; sie sind nur eine höchst unvollkommene Nachahmung der amerikanischen sleeping-cars.

Hier spaziere ich von einem Ende des Zuges zum andern, rauche auf den Plattformen meine Cigarre; habe ich Mundvorrath mitgenommen, so deckt ein Neger, der Portier meines rollenden Hôtels, einen kleinen Tisch und stellt die Lebensmittel darauf; ich nehme meine Mahlzeiten in meinem Zimmer. Auf einigen durchgehenden Linien wird ein Speisewagen angehängt; die Gesellschaft läßt mich da für einen Dollar diniren und verliert auf keiner Station Zeit; ich habe diese Reiserestaurants in sehr gutem Angedenken; ihre schwarze Bedienung war reinlich und schnell, es wurde rasch servirt; was die Küche betrifft, so ist sie dieselbe, wie überall in Amerika.

Abends verwandelt sich die Bank, auf der ich bequem saß, in ein kleines Bett; aus dem Salon wird ein Schlafsaal; während ich schlafe, wichst mein Neger mein Schuhzeug und bürstet meine Kleider. Am folgenden Morgen weckt er mich eine Stunde vor dem Frühstück, gerade die Zeit, die man gern bei der Toilette zubringt. Reisen in diesem Lande heißt, sein Hôtel nicht verlassen zu brauchen; die Amerikaner indessen sind noch nicht zufrieden: sie verlangen laut nach Gasbeleuchtung und einem Badezimmer; schon hat ihnen eine Gesellschaft das Gas bewilligt; morgen werden sie ihren hydrotherapeutischen Wagen haben.

Die amerikanischen Gesellschaften, die für die Reisenden Sorge tragen, sorgen auch für ihre Maschinisten;

sie bauen ihnen behagliche Glashäuschen, welche sie vor Regen und Wind schützen.

Der Reisende hat sich in Amerika selten dem unangenehmen Geschäft des Wagenwechsels zu unterziehen; in den meisten Fällen bringt mich mein Salon bis an den Bestimmungsort; ich wechsele die Linie, ohne es gewahr zu werden; ist ein Geleise breiter als ein anderes, so hebt ein hydraulischer Apparat den Wagen in die Höhe, und man ändert den Spielraum der Räder, wie in Lynchburg. Muß ich durch eine ganze Stadt hindurch, um mich vom Bahnhof einer Gesellschaft zu dem einer andern zu begeben, so spannt man vor den Pullman ein Dutzend Maulthiere, die den Weg vollkommen genau kennen und ganz ohne Zügel meinen Wagon in vollem Trabe befördern, wie z. B. durch Baltimore hindurch.

An der Grenze werde ich nicht von der Douane mitten in der Nacht geweckt, um einen endlosen Aufenthalt zu erleiden; ein Beamter begleitet den Zug von der Abfahrt bis zur Ankunft; ich verfüge mich, wann es mir paßt, in den Gepäckwagen, und meine Bagage wird im Zuge während der Fahrt visitirt.

Der Amerikaner, in Kleinigkeiten höchst coulant, chicanirt nicht mit dem Gewicht der Koffer; ohne Schwierigkeit läßt er ein bisweilen ziemlich hohes Uebergewicht durch. Kurz vor den großen Städten tritt ein Mann in den Wagen; er fragt dich, in welchem Hôtel du absteigen willst; du hast dich um nichts

weiter zu bekümmern: deine Koffer kommen zugleich mit dir an ihrem Bestimmungsort an. Ich habe Gepäck gleichzeitig auf mehreren Linien gehabt; zur selben Zeit hatte ich welches in New-York, in New-Orleans, in Dodge, in Denver und in Chicago; zu meinem großen Erstaunen ist nicht ein einziges Stück abhanden gekommen.

Die amerikanischen Eisenbahnen genießen den Ruf der Schnelligkeit, der durchaus nicht gerechtfertigt ist; nur drei Linien haben Expreßzüge. Diese Expreßzüge begünstigen nicht eine Kategorie von Reisenden zum Nachtheil zweier andern, denn dieses demokratische Land kennt keinen Klassenunterschied; der Pullman allein erfordert ein Ergänzungsbillet von zehn Francs für die Nacht und von fünf Francs für den Tag. Der Zug, der von New-York nach San Francisco geht, braucht nicht weniger als sieben Tage zu dieser Fahrt; zwei Theaterdirektoren, durch ihre Engagements in Eile, haben für ihre Truppe einen Extrazug gemiethet und auf die entscheidendste Art bewiesen, daß diese Fahrt in drei und einem halben Tag zu machen ist; der Zug, welcher mit dieser Schnelligkeit fuhr, heißt der Blitzzug. Was Unglücksfälle anbelangt, so sind sie Alles in Allem hier nicht zahlreicher, als auf den Linien der alten Welt; übrigens sind alle Billetverkäufer gleichzeitig Versicherungsmakler, und für einen Spottbetrag händigen sie mit dem ticket eine Entschädigungspolice aus für den Todes- oder Unglücksfall.

Auf allen Stationen wird angehalten; oft selbst wird langsam gefahren, um einem Reisenden zu warten, der ohne diese Gefälligkeit den Zug nimmer erwischen würde. Eines Tages halten wir plötzlich mitten in den Ebenen von Kansas! Die unruhigen Reisenden sehen mit bestürzten Gesichtern durchs Fenster: sperrt eine Büffelheerde das Geleise? steht ein Indianerangriff bevor? Nein; der Conducteur hat seine Mütze fallen lassen, und wir fahren zurück, sie zu suchen. Ein anderes Mal machte der Zug Halt, um einem Jäger zu gestatten, eine Antilope zu holen, die er vom Wagon aus geschossen hatte: dies geschah zwischen Denver und Cheyenne.

Nirgends sieht man Barrièren, an den Uebergängen einfach eine Tafel: „Look out for the locomotive.“ Man hegt hier vor dem Dampf nicht jene etwas kindische Angst, wie sie bei uns besteht; man isolirt ihn nicht, man umgibt ihn nicht mit einem furchtbaren Schutzsystem; die Züge durchfahren die volkreichsten Straßen; an vielen Orten, besonders im Süden, ist der Eisenbahndamm der einzige Weg, der den Fußgängern dient, um sich von einem Dorfe zum andern zu begeben.

Du hast an allen Bahnhöfen Zutritt, ohne an der Thür eines jeden Warteſaales eine hochmüthige Wache zu finden, die deinen Verwandten oder deinen Freunden den Durchgang versagt und die dich selbst abweist, wenn du ihr nicht dein ticket zeigst. Wie oft bin ich in

Amerika ganz ohne Billet in einen schon fahrenden Zug gesprungen; ich kam mit einem unbedeutenden Zuschlag davon, sah aber wenigstens nicht den Zug mit ironischem Pfeifen verschwinden, während ich hinter einer unerbittlich geschlossenen Thür den Platz mit den Füßen stampfte.

Ein Jeder genießt die absoluteste Freiheit; dafür bist du dir selber überlassen, man traut dir Verstand genug zu, dir ganz allein aus der Verlegenheit zu helfen; zu allererst ein wenig verwirrt, bin ich sehr bald ein warmer Anhänger des self-government geworden; ist es nicht besser, die Ellenbogen frei zu haben, als die Arme sich am Körper festgebunden zu fühlen, oder wie ein ganz kleines Kind am Gängelband geführt zu werden? Es ist nun nicht anders, aber ich wundere mich immer, daß nicht gelegentlich einmal ein allzu eifriger Schutzmann einen eilig laufenden Reisenden anhält und, wie das Dienstmädchen zum Jungen, zu ihm sagt: „Sehen Sie sich vor, mein Herr, Sie werden fallen.“

Hier kennt man keine Scherereien, nichts von den zahlreichen caudinischen Pässen und ihren Demüthigungen, mit denen wir unsere Reisen bezahlen müssen. „Nimm dein Billet bei mir,“ sagt die Gesellschaft einfach; „benutze es, wann es dir recht ist, in zwei Monaten, in zwei Jahren . . ., wofern ich nicht Bankerott mache, was bisweilen vorkommt. Halte dich unterwegs auf; ich sehe kein Hinderniß, wenn dieser Aufenthalt

dir von Nutzen sein kann; du hast dein Billet nicht mehr nöthig? verkaufe es an einen andern Reisenden; ich bin dafür bezahlt worden, einen Passagier von dem einen nach dem und dem andern Orte zu befördern, ich schulde eine Fahrt, ob dir, ob einem andern, kümmert mich wenig." Dieser Grundsatz hat eine ganze Klasse von Speculanten im Kleinen erzeugt, die Billetscalpirer (tickets scalper). Dank der von den Gesellschaften auf Retourbillets bewilligten Preisermäßigung können diese Händler dem Publikum auf die Billets, die sie verkaufen, einen Rabatt, auf die Billets, die sie ankaufen, eine Prämie gewähren und dabei selber ein doppeltes Geschäft machen. In Cheyenne hängt die Annonce eines scalper an dem Bahnhofsgebäude selbst aus; an der Wand gegenüber hat die Gesellschaft ein Plakat angeschlagen, worin dem Publikum gerathen wird, vor den von ihrem Concurrenten ausgebotenen ungültigen Billets sich zu hüten; das ist alles, was sie gegen ihn vermag, denn dieser Handel, der auf den ersten Blick etwas unsauber scheint, ist durch verschiedene Urtheile als gesetzmäßig anerkannt worden.

Sobald in Europa dich Umstände fataler Weise zwingen, ein Eisenbahnbillet zu nehmen, wirst du das Eigenthum der Gesellschaft, an die du dich wendest. „Die großen Gesellschaften", wie sie sich selbst nennen, erfreuen sich eines für den Reisenden unseligen Monopols; sie haben keine Concurrenz zu fürchten; sie wissen sehr wohl, daß wir, um uns von Bordeaux nach Paris,

von Paris nach Marseille zu begeben, in den Wegen keine Auswahl haben. In Amerika hingegen, wo oft mehrere rivalisirende Gesellschaften ein und dieselbe Route neben einander befahren, wird das Streben nach Verbesserungen durch eine schrankenlose Concurrenz beständig neu belebt.

Welche Anstrengungen, den Reisenden anzuziehen; was für phantastische Reclamen! welch weithin schallender „Tam-tam"-Lärm! was für Riesenplakate: man weiß nicht, wohin man hören, wohin man sehen soll. Der eine sagt: meine Strecke ist kürzer; der andere: meine Züge fahren rascher. Alle Beide haben Recht, denn die amerikanische Reclame ist zu klug, um mehr als die Hälfte zu lügen. Verlaß dich dabei lieber auf den Zufall, als daß du die für jede Linie besonders gedruckten Reisekarten um Rath fragst; du würdest große Gefahr laufen, die Staaten nicht wieder zu erkennen, so sehr wird die betreffende Gesellschaft die der Concurrenzlinien verlängert, und die, welche sie selbst durchschneidet, verkürzt haben. Dieses erbitterte Ringen ist nicht immer friedlich, und bisweilen haben die Arbeiter zweier feindlicher Linien, zu Regimentern formirt, sich wirkliche Schlachten geliefert.

Was für das Publikum ein Glück ist, erweist sich, wie leicht begreiflich, für die Gesellschaften und Aktionäre als wenig nutzbringend; die Tarife werden allerseits ermäßigt; ich bin von New-York nach Chicago für dreizehn Dollar gereist; am Abend vorher war

diese Fahrt zu fünfzehn angepriesen; am folgenden Tage fiel sie vielleicht auf zehn. Diese Duelle endigen bisweilen mit dem Tode eines der beiden Gegner. Zwei Eisenbahnen befuhren die Linie von Louisville nach Saint-Louis; die reichere ermäßigte, um die andere todt zu machen, den Fahrpreis auf fünf Francs; allein die Fahrt über die Brücke bei Saint-Louis kostete ihr auf jeden Reisenden die Hälfte dieses Preises.

Der Staat gewährt den Gesellschaften allerdings sehr große Privilegien; besonders die Linien, welche die öden Gegenden des Westens durchschneiden, haben Landstrecken von ungeheurer Ausdehnung erhalten; alle diese Landstrecken steigen rasch im Werthe, und ihr Verkauf wird eines Tages die jetzigen Opfer aufwiegen; die meisten der Gesellschaften des Westens sind wirkliche Grundbesitzhändler. Ich war schon erstaunt über die Umwege, welche die große transcontinentale Eisenbahn, dieselbe, welche uns augenblicklich befördert, unnützer Weise in ebenen Gegenden beschrieb; aber ein Passagier macht mich höchst gescheit darauf aufmerksam, daß, da die Regierung dieser Eisenbahn ihre Schienen entlang einen breiten Streifen Land gegeben hatte, die Gesellschaft alles Interesse daran hatte, ihre Route zu verlängern, um gleichzeitig den bewilligten Landstreifen zu verlängern.

Dieses Mal hat der anschließende Zug von Ogden nach Salt-Lake-City auf uns gewartet; die Eisenbahn Brigham Youngs wird uns ins Herz seines Königreiches führen.

VII.

Brigham Young und die Mormonen.

Die Salzseestadt. — Die Frauen. — Der Harem Brigham Youngs. — Die Stiftshütte. — Heilige Legende von Joë Smith. — Mormonenbibel. — Geschichtliches. — Das gelobte Land. — Unbeschränkte Macht Brigham Youngs. — Würgengel. — Vielweiberei. — Brigham als Eheprocurator. — Eheschließungen mit Leichnamen. — Zukunft des Mormonenthums.

Salt-Lake-City! die Salzseestadt, die Mormonenstadt! Der Name allein erweckt im Geiste den Gedanken an einen trägen und wollüstigen Serail; die Einbildungskraft ruft den Orient mit seinen Palästen wach, jenen geheimnißvollen Stätten der Lust; man stellt sich die Mormonen-Harems unwillkürlich den Harems der Muselmänner ähnlich vor; ein großer Irrthum: der Mormone ist Amerikaner, d. h. der ausgesprochenste Gegensatz zum Orientalen; er besitzt in seinen Weibern keine Odalisken, er hat Hausfrauen; er ist nicht Pascha, er ist Patriarch. Nicht das Vergnügen, sondern die Arbeit macht er sich zum Gesetz; Männer,

Weiber, Kinder arbeiten um die Wette; die emsige Biene haben sie sich zum Symbol gewählt. Vor einigen Jahren noch sprach man kaum vom Salzsee; er galt für einen entlegenen unheilvollen Ort, wo nur selten einmal ein Trapper oder verwegene Goldsucher hinkamen; aber die Mormonen haben ihre Stadt wie mit einem Zauberschlage aus der Erde erstehen lassen. Die Stadt ist niedlich und freundlich; von sonderbar eklektischer Bauart, vermengt sie den gothischen Spitzbogen mit dem romanischen Schwibbogen; das spitze Dach der Schweizer Sennhütte sieht man gegenüber dem maurischen platten Dache; ein Bild macht sich über allen Kaufläden bemerkbar: es zeigt uns das stets offene Auge des Herrn, von den Heiden höchst unehrerbietig „Ochsenauge" genannt; darauf als Inschrift die Einsetzungsworte: „Genossenschafts-Institut auf Gegenseitigkeit". In den Gärten wiegen sich die berühmten cotton-woods, aus deren flockigen Blüthen es im Frühling schneit; die Rosen, der Rasen, das Grün machen Salt-Lake-City zu einem höchst angenehmen Aufenthalt, zu einer Landstadt. Die Obstgärten hängen voller Früchte. In den Thälern der Wahsatchsberge, ehemals weite und schreckliche Einöden, drängen sich zahlreiche Farmen; die Häuser, obwohl einfach, haben einen wohlhabenden und behaglichen Anstrich; eine überaus kunstvolle Bewässerung leitet das Wasser aus den Bergen in die Felder, um es dort zurückzuhalten; dem Boden ist die Religion seiner Besitzer

gleichgültig und er lohnt den Mormonen ihre Arbeit, Ausdauer und Thatkraft in reichem Maße.

Diese Bibelleute haben aus ihrem unfruchtbaren und wüsten „Gelobten Lande“ ein fruchtbares Judäa gemacht; um die Täuschung zu vervollständigen, nennen sie sich in allem Ernste das Volk Gottes, ihre Stadt heißt Zion; der glänzende Streif, der sich ins Thal ergießt, ist der Jordan; der Salzsee*) ist für diese Heiligen des jüngsten Tages zum Todten Meer geworden; wir andern alle endlich sind die „Heiden“.

Ihre religiöse Unduldsamkeit beschränkt sich auf diese unschuldige Bezeichnung; offen gestanden kann man in Salt-Lake-City selbst die Mormonen nicht am besten beobachten; sie sind dort durch den Einfluß der Yankees beschränkt; in Nephi, in Provo haben sie ihren

*) Der Salzsee hat übrigens große Aehnlichkeit mit dem Todten Meer: sein Wasser ist träge und bleifarben; kein Fisch kann darin leben. Der große See ist für die Uferbewohner gefährlichen Niveauveränderungen unterworfen; ohne genügend bekannte Ursachen ist er seit der Niederlassung der Mormonen an seinen Gestaden um zwölf Fuß gestiegen. Sein ursprüngliches Niveau war noch weit höher; eine Linie an den Bergen zeigt es ganz deutlich an; wenn er dieses ursprüngliche Niveau erreichte, würde er die Mormonen 1000 oder 1200 Fuß unter Wasser setzen; aber es ist wahrscheinlich, daß er vor Rückkehr zu dieser Höhe durch einen sicher irgendwo vorhandenen Spalt abfließen würde. In dem Maße, wie die Wasserfläche steigt und größer wird, nimmt der Salzgehalt ab; er ist indessen noch stärker, als in irgend einem Ocean.

Charakter besser gewahrt. Ohne auf einige gehässige oder gewissensängstliche „Heiden“ zu hören, haben wir das Gebiet von Utah durchstreift; überall zeigen sich diese biederen Sektirer schlicht und gastfreundlich; und was wir mit heimgebracht haben, ist die Erinnerung an einen malerischen Ausflug durch Engpässe zwischen steilen Höhen, durch Schluchten, mit einem Chaos von Felsen angefüllt, die bei jeder Wendung sich änderten, um sich in immer neuen Abstufungen aufzubauen; es sind die Kaleidoskopfelsen.

Die Mormonen benehmen sich gegen ihre Frauen höchst anständig; diese tugendhaften Gatten hüten sich, sie als Sclavinnen zu behandeln; vielmehr sind sie in kleinlicher, komischer Weise besorgt, alle Reibereien unter ihnen zu vermeiden. Ein Mormone theilt zuerst sein Haus in gleiche Abtheilungen, ähnlich wie in einem Pferdestall; bei seiner ersten Heirath möblirt er nur eine dieser Abtheilungen; in dem Maße, wie sein Vermögen sich mehrt, füllt er allmälig auch die andern mit Möbeln und Frauen; so hat eine jede derselben ihre getrennte Wohnung, ihre Dienerin und ihre Thür; sie kann ein- und ausgehen, ohne der Nebenbuhlerin, die unter demselben Dache wohnt, den Vortritt zu lassen, und braucht sie, wenn sie ihr begegnet, weder zu grüßen noch zu kennen. Einige noch vorsichtigere Ehemänner bringen ihre Gattinnen an allen vier Enden der Stadt unter; sie machen so jeden Streit unmöglich. Wieder andere endlich haben Frauen in der Stadt und

Frauen auf dem Lande; dieses System mehrfacher Wohnungen hat übrigens für die Besucher sein Lästiges: man fährt z. B. von Salt-Lake-City viele Meilen weit, um den Apostel T... zu sprechen; eine Schwarze öffnet, und bei der Nachfrage heißt es: „Kehren Sie nur wieder um, der Apostel T... ist nicht hier; Jenny la Rousse hat die Woche."

Die Frauen gewöhnen sich recht schwer an ein so getheiltes Dasein; ihre ausschließendere Liebe macht es ihnen hart, daß sie den Gatten mit hübscheren oder ränkevolleren Nebenbuhlerinnen theilen, daß sie ihre ganze Person gegen das Bruchstück einer solchen hingeben sollen; wieviel Thränen und innere Empörung kostet es drum nicht, ehe die Gewohnheit Haß und Eifersucht in ihnen abstumpft; ihr Glaube an den Mormonenhimmel genügt nicht, sie über die Erdenhölle zu trösten.

Kein Gesetz beschränkt die Zahl der Gattinnen: ein Mormone hat wie ein Muselmann das Recht, so viel Frauen zu besitzen, als er ernähren kann; den Kirchenhäuptern liegt daran, mit gutem Beispiel voranzugehen, sie halten sich durchschnittlich ein Dutzend; Brigham Young, das Oberhaupt der mormonischen Kirche, kann selbst den Aposteln als Muster dienen; man schreibt ihm neunzehn bis fünfundzwanzig Frauen zu, denn Keiner hat mir eine genaue Aufzählung machen können; er hat sie kluger Weise über sein ganzes Königreich vertheilt; auf seinen Reisen findet er so wirkliche Rastorte.

Die Gemahlinnen des Propheten würden eine Aufzählung ganz wie im „Homer“ erfordern; er besaß den Beruf zum Heirathen: sehr jung heirathete er seine erste Frau, die vor ihrer Bekehrung zur Kirche der Jüngsten Heiligen starb; sogleich verheirathet sich Brigham Young aufs neue mit Anna Angell, die von den Heiden jetzt als seine einzige rechtmäßige Frau angesehen wird; bald bildet sich die Heerde: der praktische Mann läßt es sich angelegen sein, nützliche Gattinnen zu wählen; Elisa Burgeß, seine Dienerin, Lucy und Anna Decker, ob Schwestern, ob Mutter und Tochter, dessen erinnere ich mich nicht mehr genau, beides gleich gute Hausfrauen; Madam Twiß, welche Lion-house, die Familienpension, leitet, und Zina Huntington, die Hebamme, welche seine andern Frauen entbindet. Der religiöse Gesichtspunkt wird nicht außer Acht gelassen: Nancy Chamberlain, eine Erleuchtete, erstarb in Sehnsucht, zu Gott zu eilen; Brigham Young, sein Stellvertreter auf Erden, statt die alte Närrin einzusperren, heirathet sie sogleich. Das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, läßt er sich mit Elisa Snow, der Dichterin, trauen; diese besang den Gebieter ihres Lebens in begeisterten Strophen; sie trug auch zuerst jenes Kostüm, das Brigham Young, der geschmackloseste aller Damenkleidermacher, für Deseret ersonnen hat: einen Seidenhut, Hosen, ähnlich den unsern, und eine Art großen, anschließenden Ueberrocks; das war der Aufputz, gegen den die jungen Mädchen sich empörten,

den aber Madam Snow mit Vergnügen trug, indem sie dem schallenden Gelächter einfach eine begeisterte Haltung entgegensetzte. Die große Favoritin unter diesen zahlreichen Gattinnen ist Amalie Folsom, die sich auf die Vorliebe ihres Herrn viel zu Gute thut, eine übrigens offen zur Schau getragene Vorliebe: das Haupt Zions hat ihr seinem Comptoir gegenüber einen reizenden kleinen Palast bauen lassen; kaum fünfzig Schritte trennen ihn von ihr, und den ganzen Tag über kann er, während er seine Offenbarungen niederschreibt, von den Fenstern seines Bureaus aus seine theure Amelia nach Gefallen betrachten, wie sie sich über die Nähmaschine beugt.

Meister Brigham war sehr schlecht berathen, als er eine Wittwe, Ann-Eliza Webb, heirathete, die als Numero neunzehn bekannt oder wenigstens katalogisirt ist; an diesem Tage erwies er sich als schlechter Prophet im eigenen Hause: Eliza Webb sollte die unlenksamste der Heerde werden; ohne Rücksicht auf die hochheilige Würde ihres Gatten behandelt sie ihn recht gefühllos und macht ihm Scenen, wie das gemeinste bürgerliche Weib; sie hatte gehofft, sagt man, Lieblingssultanin zu werden, aber Amelia Folsom, die diese Stellung inne hatte, wußte sie sich zu wahren, indem sie die Ränke jener vereitelte; Ann-Eliza, in der Rolle einer Statistin gehalten, unterließ nicht, eine Scheidung zu fordern, die ihr von den Vereinigten Staaten bereitwillig gewährt wurde: der Prophet wurde verurtheilt, dieser Rebellin zum Unterhalt eine Pension zu

zahlen; er proteſtirte gegen das Urtheil der „Heiden“; aber da das Geſetz ſeinen Lauf haben mußte, wurden ſeine Pferde und Wagen verſteigert; dieſe Demüthigung war in den Augen der rachſüchtigen Eliſa ohne Zweifel noch nicht Strafe genug für ihn; ſeitdem durchreiſt ſie die Union und hält öffentliche Vorleſungen; die Mormonen im allgemeinen und Brigham insbeſondere werden darin mit echt weiblicher Bitterkeit und Rachſucht beſprochen; eine dieſer Vorleſungen wagte ſie in Salt-Lake-City ſelbſt zu halten: Brigham Young nahm kluger Weiſe die beiden erſten Reihen Stühle für ſich und ſchickte ſeine Frauen und Töchter zu dem Vortrag.

Wenn von den übrigen Frauen Brigham Youngs die eine Kleider, die andere Hüte, die dritte Stiefel macht, in einem Punkte ſind ſie gleich: alle gebären ſie Kinder; der Präſident hat deren eine ſo große Zahl, daß er ſie kaum kennt: eines Tages tritt er bei einer ſeiner Frauen ein und ſpielt mit ſeinen Söhnen. „Wie,“ bemerkt er plötzlich, „wir haben vier Kinder?“ Ein anderes Mal trennt er auf der Straße mit ein paar Ohrfeigen zwei Buben, die ſich prügeln: „Wer iſt dein Vater?“ fragt er den älteren. — „Brigham Young,“ antwortet dieſer weinend.

Dank der Vielweiberei ſind die Kinder in den Straßen von Salt-Lake-City ebenſo zahlreich, wie die Hunde in Konſtantinopel; Familien von fünfundzwanzig oder dreißig Mitgliedern ſind häufig; eine zählt, wie man ſagt, fünfzig Söhne; trotz dieſer Schrecken erregenden

Ziffern versuchen die Mormonen niemals, ihrem fruchtbaren Eifer Einhalt zu thun; ihr frommer Glaube widersetzt sich dem; diese Gläubigen würden davor zurückschaudern, wie ihre Landsleute, die Yankees, zur Enthaltung oder zur Abtreibung ihre Zuflucht zu nehmen; sie rühmen sich im Gegentheil, das crescite et multiplicamini in vortrefflicher Weise zu verwirklichen. Einer von ihnen, ein mormonisirender Mormone, schilderte mir in begeisterten Ausdrücken die zahllose Nachkommenschaft des Propheten; er verglich ihn jenem edlen römischen Greise, der, weil seine Felder fruchtbar waren, der Zauberei angeklagt, seine zwölf Söhne mit ihren breiten Schultern und der mächtigen Brust vor dem Senat vorbeimarschiren ließ und stolz sagte: „Da seht meine Zaubermittel.“ — „Ist es nicht ein frommer Mann?“ rief mein unterhaltender Freund. Ach! der fromme Mann ist als Vater durchaus nicht glücklicher wie als Gatte; Brigham Young, von seiner Exfrau durch Wortpfeile, wird von seinem eigenen Sohne durch Federpfeile verwundet: dieses entartete Kind schreibt für die Zeitungen der „Heiden“.

Wir erwarteten ungeduldig den Predigttag, um aus autorisirtem Munde eine Darlegung der mormonischen Theorien zu vernehmen; am ersten Sonntag eilen wir frühzeitig zur Stiftshütte; sie wird oft mit dem Tempel Salomos verglichen, und man stellt sich im Geiste ein prächtiges Gebäude vor: schneide ein Ei der Länge nach durch, setze es auf eine Säulenhalle von Zündhölzchen,

es wird genau die Stiftshütte in verkleinertem Maßstabe sein. Das Innere ist armselig und kalt; ein ungeheures, verschossenes und verstaubtes Bouquet hängt von der Mitte der elliptischen Kuppel herab; Guirlanden künstlicher Blumen bekleiden die abbröckelnden Wände in magern, anspruchsvollen Arabesken; kein geheimnißvoller Schatten ladet ein zur Sammlung; das grelle Tageslicht, welches voll auf Gesichter und Gegenstände fällt, läßt alle Einzelheiten scharf hervortreten; die mormonische Kirche sieht einem Saale für öffentliche Vorträge sehr ähnlich.

Die zwölf Apostel thronen würdevoll in dem Chor; die Menge der Gläubigen drängt sich auf den vom Gebrauch blanken Holzbänken; diese Menge bietet einen recht wunderlichen Anblick; noch hat sich in der kurzen Zeit unter dem Einfluß von Klima und Denkweise kein Typus bilden können; die Männer und die Frauen sind von überall hergekommen, von Italien, von Frankreich, von England, von Afrika und von Polynesien, besonders aber von Schweden und Norwegen; die blonden, straffen Bärte sind zahlreicher, als der schwarze, krause Haarwuchs. Die mormonischen Prediger haben alle Oceane durchschifft, um diese Existenzen dem Elend ihres Landes zu entreißen; kluger Weise haben sie ihren Wunsch nach einer besseren äußeren Lage ausgebeutet; sie haben sie an der Hand in ein menschlicheres Vaterland geführt; und unbegreiflich, diese Unwissenden, diese Ausgestoßenen des Lebens,

nehmen, sobald sie mit ihren mormonischen Brüdern in Berührung kommen, wie durch ein Wunder, eine ihren Gewohnheiten und den paar Anschauungen, die sie mitbrachten, entgegengesetzte Lebensweise an: die Faulen werden arbeitsam, die Vagabunden Familienväter und die Prostituirten ehrbare Frauen; dieses unreine Erz wird in dem Tiegel des Propheten zu schmiedbarem und schlackenfreiem Metall umgeschmolzen.

In dem Tempel habe ich auf den Gesichtern der Frauen vergeblich jenen Ausdruck von Stumpfsinn gesucht, den gewisse scharfsichtigere oder vorurtheilsvollere Schriftsteller den Mormoninnen zuschreiben; die meisten sind von einer Häßlichkeit, die der Vielweiberei wenig Geschmack abgewinnen läßt; sie sehen aus wie Arbeiterinnen oder Bäuerinnen; sie erscheinen gewöhnlich, aber nicht abgestumpft; die Männer haben härtere Züge und einen roheren Ausdruck; einige tragen den Stempel, den jede Religion ihren Fanatikern aufdrückt.

Der Elder, welcher heute zur Menge redet, macht einen alltäglichen, steifleinenen Eindruck; sein Wort ist ohne Wärme, wie seine Geberden ohne Ausdruck; oft hält er inne, um ein Wort zu suchen, das seinem Gedächtniß entflieht; bisweilen übertönt Kindergeschrei seine Stimme und zwingt ihn zu schweigen; indessen ist die Ueberzeugung der Mormonen derart, daß ein Jeder diesem kleinen Manne im Ueberzieher, so ohne Würde, ohne Nimbus, ohne Weihe, dennoch aufmerksam lauscht, denn er redet im Namen Gottes ... und der Apostel.

Unsere Gegenwart liefert ihm den Eingang zu seiner Rede: die Aufmerksamkeit der Versammlung auf uns lenkend, sagt er: „Ich liebe die Fremden nicht; als Zweifler kommen sie her, um zu spotten, und nicht, um zu lernen; aber lassen wir sie in Frieden ziehen; beten wir, meine Brüder, daß der Herr sie erleuchte!“ Nach dieser saft- und kraftlosen persönlichen Anspielung beginnt er mit der Geschichte von der Mormonen Herrlichkeit.

Diese Geschichte ist kurz und recht reich; nichts fehlt ihr: weder die Legende, noch die Verfolgung, noch der Ruhm. Im Jahre 1820 faßte ein gewisser Joë Smith den Plan, eine neue Religion zu stiften; Joë Smith wußte, daß die Menge selbst im neunzehnten Jahrhundert immer noch für alles Wunderbare eingenommen und eher bereit ist, an Wunder, als an offenbare Wahrheiten zu glauben; er tritt also in regelrechte Zwiegespräche mit dem Herrn; er schaut nebeneinander Gott den Vater und Gott den Sohn; nach einer langen Unterredung in der Nacht des 21. September 1823 beriefen ihn diese beiden hohen Persönlichkeiten dazu, die Erbschaft der biblischen Propheten anzutreten: auf der Abdachung eines, von den Ureinwohnern Cumorah geheißenen Hügels soll er das heilige Buch finden, worin die Lehren geschrieben stehen, die allein die arme Menschheit vor dem bevorstehenden Verderben retten können.

Unser Prophet macht sich sogleich auf den Weg;

er gelangt an den Hügel, gräbt dort ein großes Loch und entdeckt das Buch nebst zwei glänzenden Steinen in einer Steindose; aber er vermag nichts aufzuheben. Ach! er war nicht im Stande der Gnade; eine Stimme befahl ihm, jedes Jahr wiederzukehren. Nach vielem Kommen und Gehen befindet Gott ihn endlich für genügend rein und läßt ihm die Dose durch einen seiner Engel allergnädigst überreichen. Sie enthielt mehrere Packete goldener, mit seltsamen Zeichen bedeckten Blätter, die Joë Smith ganz in Verwirrung setzten; der Engel rief ihm zu, durch die funkelnden Steine zu schauen; sogleich las er fließend. Er übersetzte eine große Anzahl Blätter: aus dieser Uebersetzung ist die Mormonenbibel hervorgegangen; als er die übrigen Goldtafeln übersetzen wollte, verdunkelte sich sein Blick; die Zeit war nicht gekommen, dem Fassungsvermögen der Welt alle Wahrheiten zu überliefern. Die unlesbaren Packete wurden dem Engel zurückgegeben sammt den beiden Steinen Urim und Thumim, den Gottesaugen; er wird sie wiedersenden, wenn die Erde neuer Lehren bedarf. Solch ein System hält sich immer ein Pförtchen offen und die Propheten können sich ungestraft widersprechen, denn sie erfinden nicht, sie lesen; der Engel wird ohne Zweifel in unheilvollen Zeiten wiederkehren; Zeugen, alle der Heiligen Kirche angehörend und alle glaubwürdig, werden versichern, die Tafeln in Händen gehalten zu haben; sie werden die wahrheitsgetreue Uebersetzung verbürgen und unterschreiben.

Die Mormonenbibel, von Joë Smith übersetzt, lehrt uns die Geschichte der Urvölker Amerikas, durchgesehen und verbessert zu größerer Ehre des Mormonismus: Amerika wurde weder durch Columbus entdeckt, noch durch die Spanier kolonisirt; es wurde durch Jaret entdeckt und durch Juden kolonisirt. Dieser Jaret kam nach der babylonischen Sprachverwirrung mit seinen Gefährten an die Ufer des Großen Oceans und baute dort acht dicht verschlossene Archen; als sich nun Alle über die Finsterniß beklagten, schenkte Gott ihnen sechzehn leuchtende Steine; jede Arche brachte einen vorne, den andern hinten an und ward ganz erhellt; zwei dieser wunderbaren Steine sollte Joë Smith später wieder auffinden. Jaret wurde lange Zeit umhergeworfen und gelangte endlich an die Küste von Amerika. Die Mormonenbibel, in mehrfacher Hinsicht merkwürdig, erzählt in allen Einzelheiten und mit nicht weniger Sicherheit das Leben und Leiden eines transatlantischen Christus.

Diese Bibel, von der manche Seiten in wahrhaft erhabenem Stil geschrieben sind, baut Einwendungen sorgfältig vor; sie gedenkt künftiger Polemik und wählt geschickt ihren Standpunkt. Ihre Lehren sind vernünftig und gemäßigt. Erbsünde gibt sie nicht zu und erklärt das Kind nicht schon vor der Geburt für schuldig; man sündigt durch sich selbst, nicht durch andere; auch die Taufe wird erst im Alter der Reife

ertheilt. Seltsamer Weise ist die Vielweiberei durchaus verboten*).

Am 6. April 1830 wurde die neue Sekte in Fayette (N.-Y.) gegründet: Priester und Gläubige zusammen sechs Köpfe; aber schon im folgenden Jahre können diese sechs Personen zwei Filialkirchen errichten, die eine in Seauga (Ohio), die andere in Jackson County (Missouri). Die Apostel mehren sich; eine Bibel in der Hand, durchziehen sie die Farmen und Dörfer; ohne viel gelehrte und verwickelte Auslegungen halten sie sich an den Buchstaben, der von der Menge leichter begriffen wird, als der Geist. Ihre Niederlassungen gedeihen, aber ihre zu großen und zu rasch erworbenen Reichthümer erregen den Haß der Nachbarn: dieser blinde Haß klagt die Mormonen an, daß sie die Weiden verbrennen, die Brunnen vergiften, die „Heiden" berauben. Bald sehen sich die Mormonen genöthigt, den Schutz der Regierung nachzusuchen, die ganz naiv ihre Ohnmacht hierin bekennt; das hieß gute Bürger verleugnen, sie zum Bürgerkrieg treiben; zu dieser Zeit indessen konnte man gegen sie nicht die Unsittlichkeit der Vielweiberei geltend machen, die noch nicht verkündet war.

Im Jahre 1838 werden sie gezwungen, Ohio zu

*) „Man wird sich auf das Beispiel des heiligen Königs David und des heiligen Königs Salomo berufen, um mehrere Frauen zu nehmen; die aber also handeln, werden vom Herrn verdammt werden." (Mormonenbibel, Seite 112.)

verlassen und Nauvoo im Missouristaat zu gründen; sie fanden dort keine Ruhe: ihr Prophet Joë Smith, fünfzig Mal angeklagt, fünfzig Mal für unschuldig erklärt, wird ein letztes Mal mit seinem Bruder ins Gefängniß geworfen; Mörder mit geschwärzten Gesichtern drangen in ihre Zellen und erwürgten sie: eine Verdammung ohne Berufung. Die mormonische Kirche empfing damit ihre Bluttaufe: ihre zwei ersten Apostel waren zwei Märtyrer.

Aber ein noch schrecklicheres Mißgeschick war den Mormonen aufgespart. Die „Heiden" greifen ihre Stadt an und verbrennen ihren Tempel; sie hatten die Zeit gewählt, wo die mormonische Jugend, ihre elders an der Spitze, von Nauvoo nach der Küste des stillen Oceans, durch die große amerikanische Wüste hindurch, jenen Heldenmarsch ausführte, der Californien erlöste. Die Heiligen des Jüngsten Tags mußten in düsterer Verzweiflung angesichts des Brandes lagern, der ihre eigenen Häuser und ihre Stiftshütte verschlang; in ihrem Vermögen und ihrem Glauben geschlagen, waren sie verloren, als Brigham Young erschien.

Dieser Mann mit seiner übermenschlichen Herrschaft über die Geister war ohne Zweifel der einzige, welcher das geschlagene Volk wieder aufrichten konnte. Sohn eines einfachen Zimmermanns*), fiel ihm die Mor-

*) Brigham Young wurde zu Wittingham (Vermont) am 1. Juni 1801 geboren.

monenbibel zufällig in die Hände; durch seinen ungewöhnlichen Stil und seine einfache Lehre verleitet, suchte er Joë Smith direkt in Kirkland auf; der Meister erkannte den Verstand des Neubekehrten und sagte ihm die höchste Bestimmung voraus; er machte ihn zum Missionär und sandte ihn nach England, die wahre Lehre zu verkünden; sogleich kommen mehrere Tausend Neubekehrter in Amerika an; sein Wort hatte für die Kirche mehr gethan, als selbst die Offenbarungen des Gründers der Sekte; nach des Letzteren Tode erinnerte man sich der glänzenden Verdienste des Mormonenreisenden, und der hohe Rath verlieh ihm die höchste Würde: er ward zum Propheten geweiht.

Der neue Prophet leidet nicht, daß die Mormonen die Beleidigungen und Kränkungen der „Heiden" länger erdulden: er sucht einen neuen Platz für die Stiftshütte. Gott konnte den Träger seines Wortes nicht lange in der Verlegenheit lassen: eine Offenbarung zeigt Brigham Young den Ort an, der den Jüngsten Heiligen vom Herrn vorbehalten ist; Gott bezeichnet eine Allen unbekannte Wüste; was thut's! an der Spitze weniger kühner Männer unternimmt der Prophet eine gefahrvolle Reise. Nach langen Marschtagen entdeckt er endlich ein weites Thal: ein großer See schläft still in einem Kranz von Bergen; das ist die Landschaft, welche Gott ihm im Traume gezeigt hat. Aber er wäre beinahe nicht zurückgekehrt; die Sioux stahlen ihm seine Pferde, und die kleine Schaar, die nun den

Büffel nicht mehr jagen konnte, fürchtete Hungers zu sterben.

Brigham Young fand seine vor Nauvoo gelagerten Brüder nicht mehr; die „Heiden" hatten sie bis nach Jowa hinein getrieben: Vae victis! Im Frühling des Jahres 1845 wurde die große Auswanderung organisirt; jeder erhielt den Befehl, seine Farmen und Ländereien zu verkaufen, um Wagen, Pferde und Vorräthe zu kaufen; das war ein großes Opfer; man mußte das, was man liebte, zurücklassen, und die „Heiden" sollten aus diesen schmerzlichen Verkäufen Nutzen ziehen. Endlich setzt sich das ganze Volk in Marsch, der Prophet weist den Weg; achthundert Wagen, einer hinter dem andern, durchziehen fast ohne Hülfsmittel ein unerforschtes Land. Die Thatkraft des Führes verleugnet sich keinen Augenblick: er ermuthigt die Schwachen, richtet die Zitternden auf. Die Reise ist lang, die Entbehrungen grausam. Moses hatte gegen die Schwächen seines Volkes kämpfen und Empörungen unterdrücken müssen; das Volk Brighams marschirt mit kaltblütiger Heiterkeit; was liegt an Hunger, Durst, Müdigkeit? ihr Prophet führt sie nach dem Gelobten Lande. Brigham Young verirrt sich; die Leiden der Pilger werden dadurch länger und mühseliger; keine Klage! Endlich kommen sie aus einem Engpaß heraus: das den Jüngsten Heiligen als Erbe aufbewahrte Land liegt vor ihnen! Sie fallen auf die Kniee. Brigham Young hatte während dieser langen

Pilgerfahrt viel Menschen verloren; er hatte nicht eine einzige Seele verloren. Ist dieser Exodus nicht dem Rückzug der Zehntausend vergleichbar?

Die heilige Stadt sollte den Namen Jerusalem tragen; aber die heilige Stadt war noch nicht geschaffen. Welche Hindernisse gab's zu überwinden, welche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um diese neugeborene Gesellschaft weiter einzurichten! Das Vermögen der ganzen Brüderschaft bezifferte sich auf tausend Dollars; ein solcher Mangel an baarem Gelde machte Kauf und Verkauf unmöglich; man mußte sich mit dem Tausch begnügen; jedes Geschäft wurde ein Kraftstück; viele erinnern sich noch, den Eintritt ins Theater mit sieben Wassermelonen bezahlt zu haben.

Die gewählte Gegend war unfruchtbar: man mußte das Wasser aus den Bergen in die Ebene leiten; die jetzige Fruchtbarkeit des Bodens ist der Erfolg energischer Arbeit; nichts vermochte Brigham Young abzuschrecken; dieser außergewöhnliche Mann scheint wahrhaftig die Schwierigkeiten aufgehäuft zu haben, rein aus Vergnügen, sie zu besiegen; einige Jahre haben ihm genügt, um jene Wüste in Erntefelder zu verwandeln; durch Eisenbahnen und Telegraphen hat er die verschiedenen Städte des Gebietes mit Salt-Lake-City, und diese Hauptstadt selbst mit der großen Linie nach San-Francisco verbunden, die gleichsam eine Brücke zwischen den beiden Oceanen ist. Als einfacher Missionär gründete er durch die Zahl seiner Proselyten in

Wirklichkeit die mormonische Sekte; als Prophet ruhte er nicht, sie zu vergrößern; er erwies sich als Meister in der Kunst, die Auswanderung aus Europa zu beleben und die neuen Ankömmlinge an ihr neues Vaterland zu fesseln; er war ein großer Finanzmann; er zeigte sich als feiner Politiker; er hat die Staatsmänner in Washington zu täuschen verstanden. So große, von Erfolg gekrönte Anstrengungen haben die Verehrung der Mormonen für ihren Propheten aufs Höchste gesteigert; sie haben ihn ihr entehrendes Elend in gesicherten Wohlstand ändern sehen; sie verdanken ihm, daß sie wirklich Menschen geworden sind; sie haben ihn in den Tagen des Unglücks sich zur Seite gefühlt; sie finden es gerecht, daß er in den Tagen des Reichthums an ihrer Spitze steht.

Brigham Young hat Utah geschaffen, er ist absoluter Gebieter dessen, was er geschaffen hat; seine Macht ist unumschränkt; durch ihn wird der Ort angegeben, wo neue mormonische Städte zu erbauen sind; erscheint ihm ein Platz günstig, sogleich lassen die bezeichneten Heiligen ihren bisherigen Wohnsitz im Stich und ziehen mit ihren Frauen, ihren Kindern, all ihrem Geräth aus, um die dekretirte Stadt zu gründen; ohne Murren geben sie ihre fest gegründeten Interessen auf, um sich neue Interessen zu schaffen; sie verlassen ihre schon alten und sichern Beziehungen und Freundschaften für ungewisse Beziehungen und Freundschaften. Brigham Young läßt einen Gläubigen in sein Cabinet kommen,

das, wie alle amerikanischen Bureaux, ärmlich und kahl ist; er sagt ihm: „Gehe hin und predige den Völkern die einzig wahre Religion.“ Der Missionär macht sich auf, ohne Furcht vor Beschwerden oder Gefahr, ohne Sorge vor dem Spott, der auf ihn niederregnen wird; der Prophet befiehlt: er gehorcht.

Brigham Young hat Kirchliches und Ziviles, die Stiftshütte und den Covenant, Alpha und Omega des Mormonenthums in seiner Gewalt; jeden Mann und jede Frau, die neu hinzukommen, bescheidet er vor den Covenant, erklärt sie für diensttauglich und gibt der Frau einen Mann, dem Manne ein Gewehr, denn jeder Mormone kann die Aufforderung erhalten, für seine Kirche zu kämpfen. Er führt bei den Endowments den Vorsitz, theilt an die Graduirten die nach kabbalistischer Art zugeschnittenen Gewänder aus, die sie bis ans Grab aufbewahren müssen; er spielt die Rollen Gottes in den biblischen Schauspielen, welche zu den geheimen Ceremonien gehören; man findet ihn auf allen Stufen der Leiter zugleich; er ergänzt und revidirt die geringsten Verordnungen; er erläßt die großen Gesetze und leitet das Theater; er befiehlt dem einen Mormonen, am selbigen Tage Großmutter, Mutter und Tochter zu heirathen, oder verweigert zur Heirath eines andern rundweg seine Zustimmung; er führt den Zehnt ein, er nimmt jedem Gläubigen den zehnten Theil seines Viehs, seiner Ernte, seines Einkommens, selbst seiner Arbeit: er will, daß die Kirche reich sei, um später ihren Kin-

dern einen Theil ihres Vermögens wiederschenken, die Armuth in schlimmen Tagen unterstützen, Gewissen erkaufen zu können; er hat sich mit ihr bereichert und besitzt zwanzig Millionen Dollars. Niemals verwirren sich die zahlreichen und verschlungenen Fäden seiner ausgedehnten Verwaltung; in seinem Kopfe ist Alles genau abgewägt, und Brigham Young mag hart, eigennützig, despotisch, skeptisch sein: er ist groß.

Niemals vielleicht hat ein Mann auf seine Unterthanen solchen Zauber ausgeübt, als Brigham Young; ohne viel Emphase läßt er durch einen Apostel ohne Stola oder Chorhemd verkünden, daß er der Erwählte des Herrn ist; die Menge beugt sich und glaubt; da ist nichts von Gepränge oder Ceremonien, deren sinnverwirrender Glanz auch den Geist verwirrt; er spricht scheinbar wie ein anderer Mensch, aber ein Satz, ein einziges Wort wird, aus seinem Munde kommend, zum Orakel; er hat in Utah einen Pantheismus zu organisiren gewußt, bei dem sich alles um seine Person dreht; er ist das Große All, von dem die andern nur ein Theil sind; er begreift alles in sich, alles geht von ihm aus, alles kehrt zu ihm zurück; er widmet sich gleichzeitig den Interessen des Himmels, denen des Staates und seinen eigenen; Priester, Beamte, Soldaten und Bürger, jeder Wille, Körper und Seelen gehören ihm; er ist zugleich Papst, Kaiser und Gott.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Brigham Young bei seiner Rückkehr von Arizona zu sehen, wohin er sich

jedes Jahr zur Pflege seiner stark angegriffenen Gesundheit begibt*); die äußere Erscheinung Brighams ist wenig Ehrfurcht gebietend: ein Levitenkleid von gottsjämmerlichem Zuschnitt, ein stets um den Hals geknotetes seidenes Tuch, ein friedliebender Gang geben diesem so außerordentlichen Manne ein seltsam bürgerliches Aussehen: war er doch Utopist in einem praktischen Lande, Apostel in einem Jahrhundert des Skepticismus. Bei näherer Betrachtung findet man seine Gesichtsbildung roh; jede Linie wetteifert in Härte mit der Härte des Ganzen. Der eisig aus dem düstern Schatten der ungeheuern Augenbrauen hervorleuchtende Blick erinnert unwillkürlich an die Basilisken des Mittelalters. Breit ist die Stirn, breit auch die untere Gesichtspartie: die Kinnladen sind fast wie Kolben. Mächtige Falten lassen die Nasenflügel vorspringen und vertiefen sich nach den Lippen hin zu schwarzen Höhlungen; dort liegen die Sarkasmen und Beleidigungen im Hinterhalt, die durch ihre Grobheit eben berühmt geworden sind. Der nach allen Seiten hin gequälte und gezerrte Mund ist der lebensvollste Zug in dieser Physiognomie: die Unterlippe tritt vor und gibt dem Ausdruck etwas Verächtliches, die gesenkten Mundwinkel geben dem Ausdruck etwas von unbeugsamer Grausamkeit: der Prophet ist weit davon entfernt, einem Erzengel zu gleichen.

*) Er ist einige Monate später gestorben.

Die heftigsten Anklagen, die ungeheuerlichsten Erzählungen sind über Brigham Young in Umlauf; man klagt ihn an, daß er diejenigen, welche er nicht überzeugen kann, durch Blei, Eisen und Hunger sterben läßt; man schreibt ihm ohne Erwägen schreckliche und zahlreiche Morde zu; seine Dane und seine Würgengel werden ebensoviel Stoff zu Sagen geben, wie die Bravi des Raths der Zehn oder die Serden des Alten vom Berge. Einer dieser Danen, Bill Hickmann, hat in einem reißenden Absatz findenden Buche die Reihe der Verbrechen veröffentlicht, die von ihm auf Befehl Brighams begangen sind; dieser Mensch spaziert heute ruhig durch die Straßen von Salt-Lake-City; er wird wenigstens zugeben müssen, daß der Prophet ihm gegenüber keinen schlechten Nachegeschmack bewiesen hat.

Unterhält Brigham Young wirklich eine Mörderschaar? Die „Heiden" behaupten es; die Mormonen begnügen sich, darüber zu lachen; es ist in der That höchst zweifelhaft, daß der Präsident jemals einen einzelnen Mord befohlen habe, der seiner Macht nicht dienen konnte; aber er zeigt sich mitleidslos gegen seine Gegner. Als der Mormone Joseph Morris sich als der allein wahre Prophet erklärte und einige Gläubige und einige elders von Brigham Young abwendig machte, sandte Brigham sogleich ein kleines Heer gegen die Dissidenten. Der General Burton trifft sie bei Unitah und beschießt sie; die Hymnen der Morrisiten konnten gegen die Kugeln nicht ankämpfen; sie ergeben

sich. Burton betritt als Triumphator ihr Lager; mit einem Revolverschuß streckt er das Haupt der Schismatiker nieder: „Was haltet Ihr nun von Eurem Propheten?“ fragt er die eingeschüchterten Morrisiten; zwei Frauen nennen ihn entrüstet Mörder; er tödtet sie mit einer Sicherheit, die von großer Kaltblütigkeit zeugt, und kehrt in Frieden zurück; die allein wahre Sache hatte triumphirt.

Brigham Young verdanken die Mormonen die Einrichtung der Vielweiberei; sie beruht auf einer Joe Smith vom Herrn gemachten Offenbarung (Nauvoo, 12. Juli 1843); Smith brachte sie vor, aber er hatte nicht die nothwendige Thatkraft, sie zu vertheidigen; er nahm sein Wort zurück und die Offenbarung wurde für apokryph erklärt. Brigham Young war fester; er beruft den Rath der Apostel und Aeltesten, zieht das verleugnete Dokument wieder ans Licht und verkündet es mit lauter Stimme. Die Unruhe war groß im Volke; zum ersten Male zögert, erörtert man; der Prophet wußte Allen den Mund zu stopfen, Allen die Augen zu schließen; er selbst that den ersten Schritt auf dem neuen Wege; statt sich zu vermindern, wuchs die Sekte reißend schnell an.

Welches waren die eigentlichen Beweggründe zu diesem Beschluß? Der Satz von Smith: „Die Völker mit Vielweiberei werden zu unserer Kirche bekehrt werden und werden nach der Stadt der Heiligen ziehen wollen; richten wir die Vielweiberei ein, damit sie ihre

Frauen mit sich bringen können“: dieser Satz ist mindestens naiv. Soll man an eine einfache, vorübergehende Liebe Brigham Youngs zu einer Frau glauben? Er ist zu klug, um eine Laune auf Gefahr seines Ansehens zu befriedigen. Hat er sich deutlicher von andern Sekten trennen wollen? Waren die Frauen seines Volkes zu zahlreich, als daß jede auf einen Mann Anspruch machen konnte? Oder haben die Häupter der mormonischen Kirche in der Vielweiberei etwa eine mächtige Anziehung für Männer erblickt, die auf Lebenszeit zur selben Frau verurtheilt sind? Die Missionäre, jene eifrigen Gewissensjäger, würden sich auf ein neues Argument berufen können und die Neubekehrten würden leichter zu verführen sein, wenn sie ein Wort synonym mit Wollust sich ins Ohr flüstern hörten.

Die Naiven! wie sie betrogen sind! Die mormonische Vielweiberei ist vom Vergnügen weit entfernt; an den Familienhäuptern wird von ihren zahlreichen Haushaltungen von allen Seiten herumgezerrt; die Söhne der verschiedenen Mütter beanspruchen einen gleichen Antheil Liebe; die Frauen, alle gleich berechtigt, verlangen dementsprechende Berücksichtigung, schlimmer als das, dementsprechende Toiletten; der arme Ehemann muß allen diesen Anforderungen Stand halten. Er hat von seiner ganzen Vielweiberei nichts; vermauerte Fenster und verschlossene Thüren, das ist der einzig vernünftige Plan für einen Harem; er aber, statt seine

Frauen zu beherrschen, gewährt ihnen die größte Unabhängigkeit; er achtet ihr Rivalisiren und läßt sie getrennt wohnen, statt ihren Willen so vollständig zu brechen, daß sie ohne Eifersüchteleien und Streitereien zusammen leben könnten; auf diese Weise würde er sich wenigstens nicht jener gemeinsamen Zusammenkünfte berauben, in welchen der Gebieter des orientalischen Harems die verschiedenartigsten Schönheiten und die mannigfaltigsten Freuden nach seinem Gefallen vereint; er hingegen ist zur Zeit immer nur der Mann einer einzigen Frau. Seine Vielweiberei ist edler, will ich zugeben, aber warum hat er diese alten Geschichten neu belebt, wenn er sie voll auszunutzen zaudert? Man nennt ihn unsittlich; er ist ganz einfach ein Dummkopf; wie sehr muß er nicht manche Völker Europas um die Ehescheidung beneiden, die wenigstens gestattet, bei der Verheirathung mit einer Frau, welche man liebt, die nicht mehr geliebte Frau zu verlassen.

Die mormonische Vielweiberei ist nicht einmal freiwillig; ein Mormone verheirathet sich nicht nach seinem Gefallen; er muß den Propheten um Rath fragen, den großen Eheprocurator von Utah; oft zwingt dieser dem schon verheiratheten Mormonen eine neue Gattin auf; alsdann muß der Ehemann für sie Sorge tragen, ihr Wohnung geben, sie ernähren, kurz sie unterhalten. Diese unglücklichen Mormonen haben eine eigens für sie erfundene Steuer zu tragen: die Leibessteuer; in Bezug auf Abgabenpflicht der Gnade preisgegeben,

müssen sie der Liebe Frohndienste leisten; dieser wunderliche Zins kann für gewisse, von der Natur stiefmütterlich behandelte weibliche Wesen, die nicht alte Jungfern bleiben wollen, seinen Reiz haben; den Ehemännern wider Willen muß er bisweilen absonderlich drückend erscheinen. Uebermäßiger Fanatismus und ein absoluter Gehorsam gegen die Befehle des Oberhaupts geben ihnen Kraft; aber mit einer derartigen Klausel wird die Vielweiberei, die wir als eine Freiheit ansehen, ganz einfach zu einer lästigen Verpflichtung.

Es geht noch weiter: die „Himmelsehe" ist eine ganz besondere Theorie, über welche die Mormonen selber sich nur mit großer Zurückhaltung aussprechen. Die Himmelsehe hat nicht nothwendigerweise eine Besitzergreifung im Gefolge; ein Mann kann eine schon unfruchtbare Frau heirathen: es werden ihm ihre Tugenden zu Gute kommen, die seine Sünden verringern. Ein Mann kann selbst schon gestorbene Frauen heirathen; seine Ehe mit den Leichnamen wird „besiegelt"; diese Frauen sind vielleicht die wenigst lästigen. So kann ein Mormone in Vielweiberei leben, ohne gleichwohl eine einzige Frau von Fleisch und Bein zu besitzen. Die Frauen lassen ihre Trauung ebenso besiegeln; alsdann gehören sie auf Erden dem wirklichen Ehemanne, aber in der Ewigkeit werden sie sich des ersehnten Ehemannes erfreuen, sei das nun ein Apostel oder Brigham oder gar Jesus; dem Fleisch und dem Geist geschieht in gleicher Weise Genüge.

Wie viel Carricaturen und Anzüglichkeiten liefert die Vielweiberei! Eine satirische Skizze stellt den König von Utah zur Zeit des Schlafengehens dar, wie er zaudernd und in einiger Verlegenheit vor seinem Bataillon Frauen steht; eine andere zeigt eine „besiegelte" Frau, ein bloßes Skelett, das ins Schlafgemach tritt, um seine Ansprüche auf die ehelichen Rechte geltend zu machen. Wie viel Bücher, Artikel und Broschüren rief namentlich die Himmelsehe hervor! Mancher anglikanische Prediger griff den Tiger in seiner Höhle an, indem er in der Stiftshütte selbst seinem Herzen Luft machte. Bei diesen Redetournieren wurden manche guten Hiebe versetzt und parirt; all das lange Gerede hat die Mormonen nicht wankend gemacht, denen es aus Zorn über die Angriffe auf ihre Dogmen vor den Ohren brauste. Außer auf theologische Beweisgründe berufen sich die Mormonen zu ihrer Vertheidigung auf künstliche, ersonnene Paradoxen, und oft werden sie aus Angeklagten zu Anklägern. „Wenn bei Euch," sagen sie zu den ‚Heiden', „ein schon verheiratheter Mann sich in eine andere Frau als die seinige verliebt, so begeht er mit ihr einen Ehebruch; bei uns kommt dieser Ehebruch nicht vor, da er das Recht hat, diese Frau zu heirathen. — An Eurer Gesellschaft frißt eine scheußliche Wunde, die Prostitution; wir haben keine Prostituirten, denn wir geben jeder Frau einen Mann. — Jede Gesellschaft soll ihre Glieder mehren; eine große Zahl Kinder ist ein Ruhm für den Vater; Ihr

‚Heiden‘, Ihr fürchtet mit dem Gelde in Verlegenheit zu kommen; Eure Frauen sind besorgt um ihre Schönheit, und so wollt Ihr keine Kinder; sie sind keine Kleinode mehr, wie zu der Gracchen Zeit, sie sind eine Last. — Ihr klagt uns an, die Männchen einer Heerde zu sein; wir sind die Väter zahlreicher und starker Familien. — Wir haben mehrere rechtmäßige Frauen; und Ihr habt wie viel Maitressen!“

Was wird aus den Mormonen werden? Wenn sie sich vor der Berührung mit Fremden hätten hüten können, wären sie ohne Zweifel eine mächtige Nation geworden. Mäßig, ausdauernd, tapfer und besonders gläubig, hätte die Zeit der großen Kämpfe sie voller Kraft gefunden; sie würden vielleicht die großartige Epopöe der Khalifen wiederholt haben. Zum Unglück für sie hat die große Pacific-Eisenbahn unsere Gesellschaft ihnen bis vor die Thür gebracht; Brigham selber hat sie in den Strudel geschleudert: er ist dem Bau der transcontinentalen Linie nicht entgegengetreten. Aber konnte er ihn hindern? Hätte er seine schnelle Vollendung und die unerhörte Entwickelung des Westens vorhergesehen, er wäre mit seinem Volke nach dem Süden oder auf eine Insel geflohen, wie man ihm diese Absicht oft zugeschrieben hat; er würde den Exodus aufs neue begonnen haben.

Die Entdeckung der Goldminen zieht eine abenteuerliche und zersetzende Bevölkerung nach Utah; die „Heiden“ strömen täglich zahlreicher herbei; schon bilden

sie ein Viertel der Bevölkerung. Inmitten dieser vorwärtsdrängenden Menge ist ein Sichzurückziehen schwierig. Andererseits ist der weibliche Theil auf die Eleganz der „Heidinnen" eifersüchtig; die armen Mormoninnen fühlen unwillkürlich, wie sie in ihrer geringeren Kleidung hinter den „Heidinnen" zurückstehen, und die Nähe dieser Frauen zwingt sie, täglich dieser untergeordneten Stellung zu gedenken. Ihr Bemühen geht dahin, Christen oder mormonische Recusanten zu heirathen; so nennt man die Mormonen, welche nur ein Weib nehmen. Die Vielweiberei, noch vor wenig Jahren für die Kirche des Jüngsten Tages eine werthvolle Stütze, muß heute verschwinden, wenn sie nicht Ursache ihres Unterganges werden will.

Das Kabinet in Washington verhält sich diesem Imbroglio gegenüber streng unparteilich; dieser Kampf einer veralteten gegen eine moderne Idee rührt es wenig. Durch die öffentliche Meinung gedrängt, hegte es eines Tages den Wunsch, die Vielweiberei zu unterdrücken, aber es erinnerte sich noch rechtzeitig, daß Brigham Young dreißigtausend Mann ins Feld stellen konnte, d. h. ein Heer, ebenso zahlreich als die regulären Truppen der Vereinigten Staaten. Den „Heiden" nachgebend wurde im Thale das Lager Douglas bezogen, während die Mormonen zur Vertheidigung der Engpässe, als ebenso lächerliche Vorsichtsmaßregeln, auf die höchsten Spitzen Felsen schafften, die, auf ihrer kleineren Unterlage balancirend, durch die geringste

Anstrengung herunterzustürzen waren. Washington ist übrigens genöthigt anzuerkennen, daß die Mormonen den Buchstaben der Verfassung für sich haben und daß die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt, ungesetzlich sind; es wartet daher in Ruhe den Tod Brigham Youngs ab. Das Mormonenthum, sagt es sich, ist nur eine Person, und wenn diese Person auch ein Halbgott ist, so ist sie darum nicht weniger sterblich.

Die Mormonen bezeichnen indessen schon den Nachfolger Brigham's; vielleicht ist der Tag nicht fern, wo vor den Bischöfen und Aeltesten, angesichts der versammelten Menge der Heiligen des Jüngsten Tages, der Prophet selber erklären wird, daß der Herr sich ihm offenbart und ihm den Würdigsten bezeichnet hat, der ihn nach seinem Tode ersetzen soll. Seit Cicero haben wir uns wenig geändert, denn an diesem Tage werden sich abermals zwei Auguren nicht ohne zu lachen ansehen können*).

*) Brigham Young hat bei seinem Tode diese Vorsicht versäumt und die Kirche wird heute von den zwölf Aposteln geleitet, an deren Spitze Taylor, Pratt und der ältere Sohn Youngs stehen.

VIII.

Kalifornien.

Die große amerikanische Wüste. — San-Francisco. — Das Goldfieber. — Wandernde Häuser. — Die Chinesen. — Kalifornischer Chauvinismus. — Der versteinerte Wald. — Die Geyser. — Die Riesenbäume und das Thal von Yo-Semite.

Von Ogden nach San-Francisco durchreist man einen der eigenthümlichsten Theile der Vereinigten Staaten: die amerikanische Wüste und die Sierra-Nevada. Bevor der Zug sich in die alkalischen Ebenen verliert, fährt er eine kurze Strecke an den prächtigen Wassern des Salzsees entlang; das Gemälde ist in seiner schönen Vertheilung und Färbung nur einen Augenblick sichtbar: ein anmuthiges, flüchtiges Traumbild. Dahinter dehnen sich die großen, flachen und eintönigen Weiten, mit ihrer weißen, ganz feinem, krystallisirtem Schnee ähnlichen Staubdecke; die Atmosphäre wird ätzend und man gedenkt unwillkürlich der zahlreichen Auswanderer, die in dieser traurig-grausigen Sahara vor Beschwerden und Kälte umkamen; der

kühnste Yankee wagt noch nicht zu sagen, wann dieses Sandmeer in fruchtbares Land verwandelt wird.

Die Fahrt über die Sierra-Nevada fällt gewöhnlich in die Nacht; aber durch einen glücklichen Zufall entgleisen wir und erleiden eine Verspätung von acht Stunden; da wir gezwungen sind, den Tag abzuwarten, so geht uns von den hoch emporragenden Bergen, von der ununterbrochenen Folge großartiger Landschaften nicht das Geringste verloren: bald liegt tief unter uns unter den Aesten der Riesenfichten ein See verborgen, bald werden zwischen zwei Gipfeln, stufenweise aufeinandergethürmt, neue mächtige Höhen oder sich weithin dehnende Thäler sichtbar. Der Zug steigt mühsam aufwärts; er fährt an Stellen vorüber, wo von den Goldsuchern die Erde umgewühlt und die Abhänge aufgerissen sind: hoch von der Sierra-Nevada kommt die Goldfluth, die von den Vereinigten Staaten aus die ganze Welt überströmt. Die langsame und lange Fahrt erscheint allen Reisenden zu kurz und zu schnell.

San-Francisco! Dieser Name klingt dem Ohre wie eine Handvoll Goldstücke. Die Entdeckung der Minen warf nach Kalifornien eine abenteuerliche und kühne Menge, die ohne Urtheil und Bedenken mit allgemein gleichem Feuer auf das gleiche Ziel losstürzte; viele wurden zu Boden getreten: es bedurfte eines starken Körpers, um solchem Drucke zu widerstehen; viele kehrten zurück, den gespannten Gürtel voll Goldstaub und Pepiten, und wurden in einsamer Schlucht

umgebracht; viele hatten sich im Gebirge bereichert und wurden in San-Francisco durch Spiel und Dirnen ruinirt: jedes Haus war eine Spielhölle, jede Kneipe ein Bordell. Als Schauplatz der gamblers war Kalifornien der Schauplatz der Lola Montez, jener außerordentlichen Amazone, welche die rohesten Banditen mit der Reitgerte peitschte und letztere ebenso geschickt wie den Revolver handhabte; mit einem Dolchstoß nagelte sie die Hand eines falschen Spielers aufs grüne Tuch; sie tödtete im Duell einen unhöflichen Journalisten und ließ die Chevalière d'Éon oder die Monja Alferez weit hinter sich.

Die alten Ansiedler, die vom Jahre 1852, sind unerschöpflich, wenn sie an diese Zeit des Goldfiebers zurückdenken, die so viel Staunen Erregendes, so viel Morde, so viel schnell erworbenen Reichthum brachte. Die Stadt zählte nur Männer; eines Morgens wurde die Ankunft zweier scheußlicher Wesen bekannt, die kaum weibliche Gestalt hatten; diese beiden Creaturen hatten nichts zu verlieren, sie gewannen alles: aus den Banditen wurden Galans; sie machten auf der Straße Queue, ein jeder seinen mit Goldstaub gefüllten kleinen Lederbeutel in der Hand.

Man schlug sich allenthalben, man trank, man lebte in vollen Zügen, die Pulse gingen fieberhaft, der Goldstaub klebte nicht an den Fingern. Wie viele bereuen jenes Leben mit seinen Ausschweifungen, seinen Enttäuschungen, wo man reich einschlief, um arm zu er-

wachen, ja, wo man nicht sicher war, überhaupt zu erwachen; für jene verhärteten, zu Bronze verwandelten Herzen bedurfte es solcher heftigen Aufregungen, solcher jähen Wechselfälle.

Zwischen dieser verschwenderischen und starken Bevölkerung siedelte sich die Bevölkerung der Schmarotzer an: Schenkwirthe und Kaufleute, die sorgfältig das Gold sammelten, das aus der Hand der Miner fiel. Die Lebensmittel, die Werkzeuge wurden zu erstaunlichen Preisen verkauft: ein gewöhnliches Huhn war eine respektable Anzahl Dollars werth; man mußte sehr reich sein, um Fleisch zu essen. Die Häuser dieser Industriellen mehrten sich, eine Stadt kletterte mir nichts dir nichts die Sanddünen hinan: San-Francisco, Frisco mit Beinamen, war entstanden. Spielhäuser und Bordells waren die ersten Anfänge einer prächtigen Stadt; Abenteurer und Diebe waren der Kern einer unternehmenden und starken Bevölkerung, die von ihrem ersten Ursprung her den Geschmack für großartige Geschäfte, für fabelhaften Gewinn und schnell erworbenen Reichthum behalten hat.

San-Francisco besitzt jetzt prächtige Straßen, weite Paläste, riesige öffentliche Gebäude. Alle diese Bauten sind aus Holz, von rothem Ceder-, Palissander- oder kostbarem Nußbaumholz; sie lassen sich leicht auseinandernehmen und von einem Punkt zum andern transportiren: die Wohnungen spazieren auf den Straßen, und es ist eine Spezialität der Hauptstadt des Westens,

daß es dort ebenso Leute für Häuserumzüge, wie bei uns für Möbelumzüge gibt.

Die Straßen sind mit Backsteinen oder Holz gepflastert, oder einfach mit Sand bestreut; einige laufen eben, die meisten steigen steile Hügel hinan; auf besonders eingerichteten tramways, die mit einem Seile unter der Erde in Verbindung stehen, werden die Passanten hinaufgezogen; diese sinnreiche Erfindung ist ganz kalifornisch; Frisco ist eine Verehrerin der Blumen, ein jeder will sein Gärtchen, seinen Rasenplatz und seine Rosen haben, die man mit großen Kosten in dem Sandboden zieht, auf dem sich die Stadt erhebt; einer dieser Gärten, ohne Zweifel einem wirklichen Amerikaner, dem Freunde überwundener Schwierigkeiten gehörend, weist selbst einige Trauerweiden auf.

Die Miner mit ihren eisenbeschlagenen Schuhen, der rohen Sprache, den ungeschliffenen Manieren haben sich, in dem Maaße, wie ihre Hütten zu Häusern wurden, in gentlemen verwandelt: Der Kalifornier ist höflicher, als der Yankee, die Kalifornierin hat mehr Geschmack und einfache Eleganz, als die Blaustrümpfe Bostons, oder die rauschenden misses von New-York; ihr Wuchs zeigt schönere Formen, ihr Busen mehr Fülle, und wenn sie nicht so köstlich ausgelassen sind, wie ihre Nebenbuhlerinnen des Ostens, so haben sie dafür einen frischeren Teint und einen würdevolleren Gang. Morgens gehen sie aus: um zehn Uhr sind Montgomery und Market Streets voll reizender Spa-

ziergängerinnen; Mittags fesselt die naßkalte Brise sie ans Haus. Um diese Zeit ist es auf den Straßen sehr unangenehm: Der Wind treibt einem den Staub in die Augen; die Temperatur wechselt an jeder Ecke; schwüler Stille folgt kalter Nordost; im Sommer wie im Winter kann man in San-Francisco nicht ohne Ueberzieher gehen; die Stadt selbst ausgenommen, läßt sich aber das stets gleichmäßige Klima der Umgegend den schönsten Klimaten Italiens an die Seite stellen.

Neben der weißen, reichen und verschwenderischen Bevölkerung hat sich eine zahlreiche gelbe, arme und sparsame Bevölkerung gebildet: Die Söhne des himmlischen Reiches haben sich einen Theil von San-Francisco angeeignet; mehrere Straßen gehören ihnen ungetheilt. Zu 25 oder 30 wohnen sie in einem elenden Raume zusammengepfropft und begnügen sich kärglich mit einer Handvoll Reis; da so die Wohnungs- und Nahrungskosten bei ihnen wegfallen, können sie für geringen Lohn arbeiten und geben für ihren ganzen Unterhalt kaum die fünf Cent aus, welche der Amerikaner seiner Zeitung opfert.

Die Erbitterung der Kalifornier, die durch diese Concurrenz gezwungen sind, ihre Arbeit im Preise herunterzusetzen, tritt jeden Tag schärfer hervor; sie klagen die schmutzigen, stinkenden Chinesen, ohne Frau oder Familie, an, daß sie ihre Töchter verführen und die Luft der Stadt verpesten. Es gibt keinen schlechten Streich, der nicht diesen Unglücklichen gespielt wird:

man verhöhnt, man beleidigt sie; es wird bis zu feindlichen Kundgebungen gegen sie kommen; die Vorübergehenden belustigen sich damit, ihnen den Zopf abzuschneiden; ein Schenkwirth wählt als Schild die Worte: „Tod den Chinesen!“ Das vor allen andern freie Land hat einen nachdrücklichen Kreuzzug unternommen, der für die Gelben vielleicht mit einer Bartholomäusnacht enden wird.

Der Fremde zieht San-Francisco den Städten des Ostens vor; er findet dort für das Materielle des Lebens am leichtesten Befriedigung; er steigt in einem ausgezeichneten Hôtel ab, wo die neuesten Erfindungen des Comfort vereinigt sind. Palace ist in der That das erste Hôtel der Welt: ein ungeheurer Hof mit Glashimmel dient als Spazierplatz, und auf der obersten Etage befindet sich der mit Palmen und seltenen Pflanzen geschmückte Wintergarten, die Zimmer sind groß und reich; bei der Raumfülle überall hat man das Gefühl von Luxus. Das Gebäude nimmt für sich allein ein kleines Stadtviertel ein; jeder kommt dort hin zum Umherschlendern, um Besuche zu machen, oder zum Speisen, und der Reisende sieht so ganz San-Francisco an sich vorüberziehen.

Die Bai ist sehr ausgedehnt; die ferries gebrauchen drei Stunden zur Ueberfahrt. Selten zertheilt sich der Nebel so völlig, um das Gesammtbild hervortreten zu lassen, aber wir hatten das Glück, für unsere Fahrt eine helle Morgenstunde zu treffen; die Luft war so

durchsichtig, daß wir die fernsten Einzelheiten erkennen konnten; die Sandufer glänzten in den schrägen Strahlen der Sonne wie Spiegel; die milden Umrisse der Inseln und Höhen trugen einen Saum von bleichem Silber; und das berühmte goldene Thor öffnete sich in seiner ganzen Größe nach dem Ocean.

Das Land um San-Francisco ist sehr gut angebaut; einige Weizenfelder haben eine solche Ausdehnung, daß neun Ackerbaumaschinen, die das Korn gleichzeitig mähen, dreschen und einsacken, morgens in einer Reihe neben einander ihre Fahrt beginnen und erst Abends am Ende der Furche ankommen. Der Ackerbau wird durch die Regelmäßigkeiten der Jahreszeiten erleichtert; die Trockenheit dauert lange genug, um dem Farmer zu gestatten, sein Korn oder sein Viehfutter ohne Hast einzubringen; er kann so mit wenig Leuten eine sehr bedeutende Arbeit bewältigen. Der Kalifornier weiß nichts von dem Feuereifer des Landwirths in Europa zur Zeit der Ernte oder Weinlese. Die lange Dauer der Trockenheit beraubt Wald und Feld des Malerischen; Kalifornien gleicht trotz seines Reichthums während des Sommers einer Wüste; Bäume und Flur tragen alle dasselbe einförmige Kleid; ihre verbranntem Brod ähnliche Färbung kommt kaum unter der dichten Staubdecke zum Vorschein; dieser Staub ist unerträglich; er ist so leicht und fein, daß er die ganze Atmosphäre erfüllt und überall eindringt; aber er hindert die Früchte nicht am Reifen, und die Kalifornier können hinsichtlich

der Einträglichkeit ihr Klima und ihren Boden mit vollem Rechte rühmen.

Sie gehen in ihrem Stolze indeſſen allzu weit; ein Gascogner würde wohl Anſtand nehmen, ſo von ſeinem Lande zu reden, wie ſie von dem ihren. Dieſe Ruhmredigkeit iſt eine ſo natürliche, daß ſie die Kalifornier vor der Lächerlichkeit bewahrt, und ihr übertriebener Chauvinismus findet in ihrem guten Glauben Entſchuldigung.

Die Kalifornier behaupten natürlich, daß um ihre Hauptſtadt herum ſich die größten Merkwürdigkeiten befinden; die Zeitungen beſchreiben mit Begeiſterung die Geyſer und den verſteinerten Wald. Steinwald? welch poetiſcher und anmuthiger Name! Ich rechnete darauf, Bäume und Zweige von Stein zu ſehen: nichts von alledem. Am Abhang eines Hügels liegen einige umgeſtürzte Stämme; die Wirkung der Zeit und einer Kalkquelle haben ihr Holzgewebe in ein feſtes verwandelt; um einen dieſer Bäume ohne Aeſte und Wurzel iſt das Erdreich ein wenig weggeſchafft; einige verſteinerte Baumſtumpfe ſehen aus dem Boden hervor. Das iſt der ganze verſteinerte Wald, von dem eine Dame eine dreihundert Seiten lange, ſo begeiſterte Beſchreibung macht, daß ich einen weiten und beſchwerlichen Ausflug unternehme, der mit völliger Enttäuſchung endet.

Ich dringe bis zu den Geyſern. Der Weg, welcher uns dorthin führt, iſt ſehr abenteuerlich: es iſt ein ſchmaler, unaufhörlich im Zickzack laufender Streif;

keinem unserer sportsmen würde es im Traume einfallen, mit seinem four in hand auf einem solchen Fußsteig zu kutschieren; aber der unerschrockene Foss, the bestweep, die beste Peitsche von der Welt, (parbleu!), läßt die vor unsern leichten Postwagen gespannten sechs Pferde im Galopp darauf hinjagen; oft sind die beiden ersten außer Sicht, so scharf ist die Biegung. Aber sie kennen den Weg ebenso gut wie Foss und bleiben im Galoppiren. Der Abgrund neben uns ist schauerlich; bisweilen fahren wir hart am Rande des Weges hin; meine Nachbarin, die dicke Gattin eines sehr magern Droguisten, fängt mit Ausrufen der Bewunderung an; aber von Furcht erfaßt, hört sie mit Schreckensgeschrei auf und verlangt von Meister Foss, er solle langsamer fahren; seine Antwort ist ein prächtiges Peitschengeknall, das die Pferde und die arme dicke Dame rein närrisch macht; letztere läßt den Kopf auf meine Schulter sinken und umfängt mich mit den Armen; der Schrecken dieser Person und meine Beklemmung hören erst an den Geysern auf. Die sogenannten Geyser sind einfach kochende Quellen; der Schlund, aus dem sie hervorsprudeln, ist seltsam: Ausschwitzungen von Schwefel und Salpeter bekleiden die abfallenden Wände mit vielfarbigen Krystallen; der Boden ist heiß, der Geruch ekelhaft. Der Führer zwingt uns, von jeder Quelle das abscheuliche Wasser zu kosten; er geht selbst mit gutem Beispiel voran und leert eine Menge Gläser von Flüssigkeiten, in Geschmack und

Temperatur verschieden; er führt uns an seine Lieblingsquelle, die er die „Theequelle“ nennt. Aus dieser mit Wasser verdünnten Dintenquelle pflegt der Unglückliche allabendlich sein Getränk zu bereiten.

Einige dieser Quellen sind von einer Felsendecke überkleidet; ihr Dampf entweicht durch enge Oeffnungen unter scharfem Zischen. Die kalifornische Begeisterung hat alle diese Schlupfwinkel prächtig getauft: Teufelsquelle, Höllenlärm, Liebespförtchen und dergleichen mehr. Ein hohler Baum heißt Briefkasten. Jeder legt seine Karte oder einige anerkennende Worte über die prächtigen Geyser in das Loch. Die dicke Dame ist in das Verfertigen einer sechszeiligen Strophe vertieft, die der Gesellschaft Bewunderungsrufe abzwingt.

Nach diesen beiden Erfahrungen mit dem versteinerten Wald und den Geysern zögere ich lange, ehe ich bei dem Thale von Yo-Semite und seinen Riesenbäumen einen dritten Versuch mache. Ich ziehe die genauesten Erkundigungen ein, und die Bewunderung ist so allgemein, die Begeisterung eine so ausnahmslose, daß ich mich zur Reise entschließe. Die Eisenbahn bringt mich nach Merced; von dieser Stadt geht eine Post nach dem Thale. Dieselbe ist völlig besetzt; alle meine Reisegefährten sind Engländer, d. h. Leute, die an jedem unbedeutenden Punkte zu lautem Staunen bereit sind, wenn nur der Kutscher ihnen versichert, daß die Landschaft malerisch ist. Jedermann hat sie schon getroffen, diese ernsten, steifen, bewundernden Engländer!

Sie stellen sich einer neben den andern, sehen nach demselben Punkte, machen dieselben Bewegungen, lassen dieselben näselnden Ausrufe laut werden, sei es auf dem Rigi, in Egypten, oder in Konstantinopel. Ein prächtiger Sonnenstrahl, von dem zackigen Gebirge unterbrochen, fällt auf das Thal; sie sehen nicht einmal hin; dieser Sonnenblick ist in ihrem Reisehandbuch nicht erwähnt. Meine englischen Gefährten waren mit Australiern gemischt, die es den Engländern noch zuvor thun.

Der Weg führt von Merced nach den Höhen durch eine steinige Ebene; Staubmassen umwirbeln uns; wir fahren, wie die alten Götter, von einer dichten Wolke verhüllt; es ist unmöglich, Augen oder Mund zu öffnen. An jeder Raststation stürzen der Wirth und seine Gehülfen heraus und stäuben die Reisenden mit Federbesen eifrig ab; man beeilt sich, den Kopf ins Wasser zu tauchen, um die dicke Sandschicht aufzulösen, welche der Haut anhaftet. Die Anglo-Australier erlangen die Sprache erst angesichts des in Clarks Rancho aufgetischten Frühstücks wieder.

Herr Clark, oder Capitain Clark, wie er gewöhnlich genannt wird, vermiethet Thiere für den obligaten Ausflug nach den big-trees, den dicken Bäumen. Jeder besteigt ein Thier, das entfernte Aehnlichkeit mit einem Pferde hat, und wir reiten alle in einer Gangart ab, die weder Schritt, noch Trab, noch Galopp ist. Wir kommen durch einen wundervollen Wald: Fichten jeder Art erreichen dort ungeheure Dimensionen; die schönsten

sind die yellow- und die sugar-pines. Moos von außerordentlichem Glanze bekleidet wie Polster die colossalen Aeste; die Geradheit der Stämme ist erstaunlich, und das Nadeldach beginnt erst hoch in der Spitze. In dem Walde herrscht das geheimnißvolle Halbdunkel und das erhabene Schweigen der großen Kathedralen. Die Engländer reiten hindurch, ohne die Augen zu erheben; um das zu sehen, sind sie ja nicht gekommen.

Plötzlich sagen mir näselnde Laute, daß wir uns einem big-tree nähern; es vereinigen sich meine Rufe des Erstaunens mit denen meiner Gefährten. Ich bin starr; nie hatte ich mir eine Säule von so colossalen Dimensionen vorgestellt, besonders nicht eine solche Harmonie in den Verhältnissen; denn vielleicht mehr noch als die Dicke dieser Riesenbäume, muß man die Eleganz ihres Wuchses bewundern, die röthliche, zauberhafte Färbung ihrer Rinde, den vollendet schönen Stamm und die glückliche Vertheilung ihrer ungeheuren Aeste, endlich ihr ehrwürdiges Alter von dreizehnhundert Jahren.

Die kalifornische Bewunderung ist trotz ihrer Redeseligkeit hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Die bemerkenswerthesten dieser Bäume, die der Congreß Kalifornien als historische Denkmäler überliefert hat, sind der „gefallene Monarch", das hohle und der Krone beraubte „Teleskop", aus dessen Tiefe man den Himmel wie aus der Tiefe eines mächtigen Brunnens erschaut; die „Drei Brüder" und der „Kaiser Noton", der den Namen eines armen Verrückten trägt, welcher in den

Straßen San Francisco's als Obergeneral verkleidet herumspaziert; endlich der „Graue Bär", der Riese unter den Riesen. Ein paar dieser Kolosse messen mehr als hundert Fuß im Umfang; während ein geschickter Holzhauer den dicksten Baum unserer Wälder in zwei Tagen fällt, hat er zur Fällung eines big-tree nicht weniger als hundertzehn Tage nöthig: drei und einen halben Monat! Durch den Stamm eines dieser gigantischen Bäume fährt eine vollständige sechsspännige Post im Galopp hindurch; ein anderer hohl am Boden liegender bildet einen Tunnel, der einem Reiter Durchgang gewährt; unsere ganze Parthie, zehn Mann zu Pferde, hat in der Höhlung einer Sequoia Platz gefunden!

Die Entdeckung dieser Pflanzen-Mammuths fällt ins Jahr 1852. Ein Jäger, A. T. Dowd, der Wildpret zum Unterhalt für eine Gesellschaft Holzfäller schießen sollte, sah sie zuerst; er maß sie mit höchstem Erstaunen und machte bei seiner Rückkehr ins Lager seinen Gefährten eine begeisterte Beschreibung; seine Worte wurden allgemein ungläubig aufgenommen; man zieh ihn des Humbugs, und er konnte keinen einzigen Holzhauer bewegen, ihn zu diesen erstaunlichen Bäumen hinzubegleiten.

Einige Tage nachher kam er zurück mit der Nachricht, daß er einen prächtigen Bär getödtet habe, und er bat seine Kameraden, ihn am folgenden Tage zu begleiten, um denselben zu zerlegen und ins Lager zu

schaffen. Der folgende Tag war ein Sonntag: alle gingen mit; Dowd führte sie an den Fuß des Baumes und fragte sie: „Bin ich ein Lügner?“ Die Nachricht verbreitete sich schnell. Ein Engländer, Doctor Lindley, gab die erste Beschreibung dieses Baumes und nannte ihn Wellingtonia, zur großen Verzweiflung der Amerikaner; zu ihrem Glück bewies ein französischer Botaniker, daß Herr Lindley sich allzu sehr damit beeilt hatte, diesem amerikanischen Baum einen englischen Namen beizulegen, und daß die Wellingtonia und die schon bekannte Sequoia eben nur zwei Spielarten derselben Pflanze seien. Wellingtonia wurde aus dem botanischen Wörterbuch gestrichen; die Yankees zeigten hierüber eine ganze unbändige Freude, die sich in allen von ihnen über die big-trees veröffentlichten Büchern ausgedrückt findet.

Wir halten vor malerischen Hütten an, deren Eigenthümer uns Rinden- und Holzstücke von den Sequoias, kleine Proben Zinnober und Stöcke aus Manzanitaholz anbieten, einem kleinen Strauche, der in Fülle im Gebirge wächst.

Bei einer Wendung des Weges entfährt unser aller Brust ein gleicher Ruf der Bewunderung; das Thal von Yo-Semite liegt zu unsern Füßen als ein wunderbarer Spalt zwischen zwei senkrechten Felswänden, die weder Kamm noch Vorberge haben.

Wie der Wald hat auch das Thal seine Colosse: den „Capitain“, einen stolzen Block, der ohne Riß,

ohne Höcker, sich makellos in einem Stück zu einer Höhe von dreitausenddreihundert Fuß erhebt; die „Schildwache", einen einzeln stehenden Felsen, dessen Spitze der Blick kaum erreicht; die „Drei Brüder", eine prächtige Dreiheit von Granitnadeln; den „Dom", eine ungeheure Halbkugel, durch die ein deutlicher Schnitt hindurchgeht; die „Kathedrale" mit ihren stolzen Thürmen; die „Königsbogen", Säulengänge, die der alten Titanen würdig sind.

Ins Thal hinabgestiegen, hat man ein unbestimmtes Gefühl von Gefangensein; der Blick stößt sich an den allzu nahen Granitwänden; man fühlt sich bedrückt in dem schmalen Raume zwischen den allzu hohen und allzu engstehenden Felsen, und man ist erschreckt über das winzige Selbst inmitten solcher Großartigkeit.

Nur eines fehlt diesem prächtigen Thale, die Färbung; die Bäume sind matt, die grauen Felsen ohne Glanz; aber die Natur hat die Wunder vermehrt, um diesen Mangel eines ihrer schönsten Werke wieder gut zu machen, die beiden Merced berührenden Wege halten den Vergleich mit den prächtigsten Aussichtspunkten und den schönsten Straßen in den Alpen aus; der Spiegelsee strahlt seine Ufer so deutlich wieder, daß die Photographien des oberen und des unteren Bildes sich gleich sehen müssen; überall stürzen Wasserfälle herab; der von Yo-Semite fällt aus einer Höhe von tausend Metern; der von Vernall ist der großartigste, den man sich denken kann; kein Künstler würde für ihn einen

wundervolleren Rahmen als den natürlichen zu ersinnen vermögen; der Nevadafall ist ebenso mächtig, wie der Bridal-Veil-Fall voller Anmuth: Bridal-Veil, Brautschleier; er verdient diesen poetischen Namen; durchsichtig und duftig wie ein Gewebe, weht ihn der Wind auseinander, bewegt ihn hin und her und treibt mit ihm sein Spiel, als wäre es leichte Gaze.

Unternehmungslustige haben Fußwege angelegt, die nach den verschiedenen Punkten des Thales führen; sie stehen gegen geringes Entgelt offen; diese Fußwege, toll roads, Zahlwege genannt, sind bequem und gut unterhalten; die Ausflüge geschehen zu Pferde und gewähren wirklich Vergnügen; man schließt sich in den Hôtels leicht aneinander an und veranstaltet häufig Picknicks. Einige junge Mädchen aus San Francisco besuchten das Thal und zeigten, ohne fast zu sein, nichts von unwahrem Sprödethun; die Fröhlichkeit dieser reizenden Reisegefährtinnen, die ihre Reitthiere lustig an den steilen Abhängen hintraben ließen, wehrte der Ermüdung von den weiten Spazierritten; so haben wir diesem Thale in immer neuen Ausflügen, immer neuen Schmausereien, immer neuer Heiterkeit viermal mehr Zeit geopfert, als wir anfangs vor hatten.

IX.

Indianer und Büffel.

Ankunft in Dodge-City. — Ein hard place. — Bill Hicock. — Aufbruch zur Bisonjagd. — Die Skungs. — Unser erster Büffel. — Ein Indianerhäuptling. — Die Cheyenne-Indianer. — Schnelle Ausrottung der Büffel und der Indianer. — Das Lager der Arapohës. — Hetzjagden, Jagden mit dem Revolver und mit dem Bogen. — Wir machen uns wieder auf den Weg nach Dodge. — Der Schneesturm. — Gezwungener Aufenthalt im Supplylager. — Ein langer Tagemarsch. — Ein Streit. — Im Schnee stecken geblieben. — Mangel an Lebensmitteln. — Rückkehr nach Chicago. — Unser Neujahrsgeschenk.

Wir haben Kalifornien verlassen und befinden uns nun wieder im Coloradogebiet, in Denver, der Stadt, die uns als Hauptquartier dient. Wir erkundigen uns bei allen Jägern des Orts, wo Bisonheerden anzutreffen sind. Keiner weiß zu antworten. Endlich steigen zwei österreichische Fürsten mit ihrem Diener (die drei Fürsten, wie wir um uns herum sie nennen hören) im Hôtel ab: zwei Büffelhäupter und zwei Schwänze machen einen Theil ihres Gepäcks aus; sie erzählen, daß diese Büffel von ihnen in der Nähe von Dodge-City (Kansas) ge-

schossen worden sind, und nachlässig setzen sie hinzu, daß sie kaum den zehnten Theil ihrer Beute mitgebracht haben. Am folgenden Tage springen wir in einen Pullman und machen erst in Dodge wieder Rast. Die erste Nachricht, die wir dort vernehmen, ist, daß die drei Fürsten keine Büffel geschossen haben.

Nichtsdestoweniger wollen wir den Versuch wagen; wir laufen das Pflaster, oder vielmehr den Holzboden von Dodge nach einem Führer ab; die Veranstaltung der Expedition hat ihre Schwierigkeiten, aber es bietet sich uns dadurch Gelegenheit, eine Stadt kennen zu lernen, so rough, wie man auf der ganzen Eisenbahnlinie wohl keine zweite antrifft; Dodge, ein verlorener Flecken inmitten der endlosen Ebenen von Kansas, ist der vollkommene Typus der Städte des Westens; eine Bevölkerung von dreihundert Männern, fünfzehn Frauen, fünfhundert Hunden, hat ihr den pomphaften Titel Stadt eingetragen; ohne eine Fabrik, oder ein Hüttenwerk ist es einfach ein Rendezvous für Jäger und Abenteurer. Dieser rohe Platz, „hard place“, wie man hier zu Lande sagt, zählt fast ebenso viel Banditen, als Einwohner, und seinen rowdies ist ein Menschenleben um ein Ei und ein Butterbrod feil; in der That hat hier ein Menschenleben nicht entfernt den Werth eines Ponys.

Dodge kennt nur zwei Klassen von Gewerbetreibenden: die Büffelhauthändler und die Besitzer von saloons oder Whiskyschenken; in diesen saloons vereint sich für das

Leben der Bewohner alles: Alkohol, Dirnen und Spiel, das mit den Karten begonnen, mit dem Revolver beendet wird.

Das Wirthshaus in Dodge bietet während der Essenszeiten ein merkwürdiges Schauspiel. Da sitzen die Stammgäste und jeder sucht sich aus den Resten seiner Schüsseln noch das Beste heraus; mitten unter ihnen sieht man einen kleinen Knirps von sieben oder acht Jahren, der, allein zum Speisen gekommen, sich allein sein Essen mit prächtiger Dreistigkeit bestellt; in Amerika sind emancipirte Jungen solchen Alters nichts Seltenes; aber dieser hier besitzt eine entschieden fortgeschrittene Bildung: er spuckt weiter und pfeift lauter als seine Nachbarn.

Die Stühle, die in dem Gastzimmer um den gußeisernen Ofen herumstehen, sind massiv, unzerstörbar, im Stande, die „amerikanischen" Stellungen auszuhalten.

Der Besitzer des Wirthshauses stellt sich uns zu Diensten und hilft uns bei unsern Erkundigungen: zu allererst stellt er uns dem Sherif und einem Notabeln der Stadt vor, die beide große Jäger sind und sich, wie er sagt, ein Vergnügen daraus machen werden, uns zu begleiten. Er führt uns nach einem saloon, den der Notable besitzt.

Das Innere dieses elenden Raumes bietet ein fesselndes Bild: in schwerem, dickem Qualm sieht man wie in einer Wolke undeutlich Gestalten sich bewegen; einige Männer spielen Karten; andere, in die Wonnen des

Gin oder des Priemchens vertieft, geben sich, mit den Füßen fast an der Decke, dem Kopfe fast am Boden, Stellungen, die eines ausgedienten Clowns würdig sind. Ein Dutzend jener großen, sehnigen Windhunde, die das Damwild und die Antilope im Laufe einholen, dehnen sich nachlässig am Ofen. In einer Ecke stehen einige Trunkene, unfähig, sich im Gleichgewicht zu halten, an den üblichen bar gelehnt. Ein Weib, eine Cigarre kauend, deren Dimensionen mehr wie einen Raucher erschrecken würden, durcheilt die Gruppen, indem es, den Armen des einen entschlüpfend, dem andern auf die Knie sinkt.

Unser Führer stellt uns in aller Form dem Sherif und dem Notabeln vor. Diese beiden Freunde gaben sich der Lieblingsunterhaltung der Amerikaner hin, dem Billardspiel mit vier Bällen. Ohne ihre Parthie einen Augenblick zu unterbrechen, ohne eine Carambolage zu verfehlen, richten diese Herren einige Fragen über die geplante Excursion an uns: „Nach welcher Gegend wollen Sie gehen? — Nach Süden, wo die Büffel sind. — Wie lange jagen Sie? — Einen Monat, vielleicht mehr, vielleicht weniger. — Wie viel Mann gedenken Sie mitzunehmen? — Keine Bedeckung: nur einen Kutscher, der für das Gespann sorgt, und einen Koch, der uns selbst diesen guten Dienst leistet. — Aber Sie werden auf Indianer stoßen. — Sie führen jetzt nicht Krieg. — Ein gewisser Dutch Heinrich ist auch dort; er führt eine Bande von desperados und Pferde-

dieben. — Pah! Wir haben unsere Revolver und Dutch Heinrich wäre übel berathen, wollte er sich an Miethpferde halten."

Wir haben von dem Sherif und seinem Freunde keine bestimmte Antwort erlangen können; aber am folgenden Tage machen wir in einem andern saloon einen Führer ausfindig; aus Höflichkeit indessen lassen wir dem Sherif und dem Notabeln sagen, daß, wenn sie an der Jagd Theil zu nehmen wünschten, wir bereit wären, ihnen Pferde zu liefern und sie von allen Auslagen frei zu halten. Sie erklärten sich dankbar zur Annahme bereit, unter der einzigen Bedingung, daß ihnen derselbe Lohn wie unserm Führer ausgezahlt würde. Wir haben sie in Dodge gelassen.

Der Führer ist gefunden; jetzt heißt es für Küchengeräth, Zelt, für den ganzen outfit sorgen; wir durcheilen die Stadt; was für interessante Studien, was für abschreckende Typen, was für Galgengesichter!

Dieser da kommt aus Texas zurück; er treibt gestohlene Ochsen vor sich her; er rühmt sich laut seines Erfolges; dieses Jahr ist ihm günstig gewesen; im nächsten wird er wahrscheinlich gelyncht werden. Ein anderer kommt von den schwarzen Bergen heim! er hat gegen die Indianer Krieg geführt, einige von ihnen getödtet, und nun verkauft er ihre Scalps zu zwanzig Dollars das Stück, denn hier wird mit Haaren Handel getrieben: „Sie gehen morgen," sagt er zu uns, „ich gehe auch; wir sehen uns dort wieder." — „Um so

besser," antworten wir; es wäre aber um so schlimmer gewesen, denn wir haben später gehört, daß der Schelm zu der Bande des Dutch Heinrich gehörte.

Der Polizeioberst, der marshal, faßt eine plötzliche Zuneigung zu uns und verläßt uns nicht mehr; er unterhält uns von den Abenteuern seines bewegten Lebens; er erzählt uns die Heldenthaten, deretwegen er aus den Oststaaten vertrieben ist; dieser hohe Beamte, der über die Ordnung in der Stadt zu wachen hat, ist immer sinnlos betrunken.

Es giebt keine noch so kleine Stadt, die nicht ihren Helden besitzt; Dogde hat auch den seinen: den ehemaligen marshal der Stadt, einen gewissen Bill Hicock. Diese Persönlichkeit ist, kaum todt, schon eine sagenhafte; er hat vielfältigen Anspruch auf Ruhm: er hat siebenunddreißig Personen getödtet. Jeder spricht von seinen großen Thaten, jeder rühmt seine fabelhafte Geschicklichkeit im Abfeuern des six-shooter. Wurden zwei Zielscheiben aufgestellt, die eine rechts, die andere links, so jagte er mit beiden Händen gleichzeitig die sechs Kugeln seiner Revolver hindurch; wenn er seinen Pony zwischen zwei Bäumen durchsprengen ließ, traf er die beiden Stämme im vollen Galopp. In Dodge tödtete er zwei Männer mit zwei gleichzeitigen Schüssen und man behauptet sogar, daß er sie, die Hände gekreuzt, tödtete; zum Andenken an diese Heldenthat zeichnete er die beiden Läufe, aus denen die beiden Kugeln geschossen waren, mit einem Kerbe; unser Freund, der jetzige

marshal, hat diese berühmten Revolver geerbt, er zeigt uns das Merkmal mit Stolz und Achtung; in Dodge würde man tausend Dollars für diese Reliquien geben — wenn irgend Jemand in Dodge tausend Dollars besäße. Bill flößte einen unerhörten Schrecken ein: ein Irländer hatte geschworen, ihn umzubringen; Bill befand sich in einem saloon, ans Fenster gelehnt, der Irländer auf der Straße mit seinem Gewehr, das bis zur Mündung mit Rehposten geladen war; die Dicke des Glases allein trennte den Kopf Bill's vom Ende des Laufs: dem Mörder fehlte der Muth, er wagte nicht loszudrücken. Die große Ueberlegenheit jenes Mannes mitten unter Banditen, die ihre Nationalwaffe alle geschickt handhabten, bestand in der unbegreiflichen Schnelligkeit, mit der seine securers, völlig bewaffnet, sich in seiner Gewalt befanden: „Sie werden," sagte er, „mich nie von vorn tödten." Bill Hicock prophezeite wahr: während er Würfel spielte, jagte ihm einer seiner Feinde von hinten eine Kugel durch den Kopf.

Der marshal bezeichnet uns ein Bordell, wo wir Pferde für unsere Expedition finden sollen, denn der Eigenthümer des Etablissements treibt verschiedene Geschäfte neben einander. Sein Marstall ist nicht sehr zahlreich und unsere Wahl bald getroffen; morgen machen wir uns auf den Weg.

2. December.

Auf dem Marsche! Wir haben Dodge etwas spät am Tage verlassen und nun heißt es eilen, um den ersten Lagerort noch vor der Nacht zu erreichen.

Mac Ginty, unser Führer, reitet an der Spitze. Mac Ginty gefällt uns sehr: einen guten Theil seines Lebens hat er mit Jagen des Wildes verbracht, das wir suchen; er besitzt die Eigenschaften für den Anführer einer Expedition: Entschlossenheit, Thatkraft. Seine kühne, ruhig klare Physiognomie wird indessen durch einen sichtbaren Fluß verunstaltet: in Folge des nie aufgehenden Priemchens. Wir galoppiren dicht hinter ihm drein; trotz ihres jämmerlichen Aeußern besitzen unsere kleinen weißen Ponys Schnelligkeit und Ausdauer; übrigens bürgen unsere riesigen picador-Sporen uns für ihren guten Willen.

Hinter uns folgt der wagon, auf dem sich unsere Munition und Gewehre befinden; das Gespann besteht aus einem Pferde und einem Maulesel: das eine zum Traben, wenn's bergab, das andere zum Ziehen, wenn's bergauf geht. Auf dem Bock sitzen der Kutscher und der Koch.

Ludwig, unser Oberkoch, ist ein ganz durchtriebener rascal: er hat schon alles Mögliche getrieben, ist allerorts herumgekommen, hat viele Hieb- und Schußwunden erhalten (wo ist hier zu Lande wohl einer, dessen Haut nicht mehrmals durchbohrt ist) er ist mit einem Worte ein regular rowdy. Vergangenen Monat hat ihm ein Freund in einem Streite durch einen Revolverschuß den Arm zerschmettert; seitdem ist er ohne Arbeit; wir haben ihn für einen Dollar täglich engagirt, eine hier sehr bescheidene Summe; was für einen geschickten Koch

könnte man in Frankreich hingegen für hundertfünfzig Francs monatlich haben!

Unser Kutscher, „Uncle Bily", der alte Bill, ist ein rascal anderer Art: er hat niemals ein Handwerk getrieben, eignet sich zu keinem. Gelegentlich Kutscher, ist er nicht im Stande, ein Pferd zu satteln oder anzuschirren; grundsätzlich unzufrieden, über den Weg, die Steigungen, die Senkungen, den Sand, den Schnee, die Hitze, die Kälte schimpfend, verdanken wir ihm unsere Kenntniß des ganzen Registers englischer Lieblingsflüche. Dieser kraftlose und, wenn er nicht flucht, schweigsame Alte wird nur beim Anblick des Whisky munter, oder wenn er von den Dirnen in Dodge spricht. Dann fängt sein glasiges Auge an zu glänzen, und ein rohes Lachen, ein Faunslachen, heitert sein versoffenes Kupfergesicht auf. Er ist eine niedrige Seele.

Bei Sonnenuntergang haben wir den Rancho erreicht, das Ziel unserer ersten Tagereise: wir werden uns diesen Abend unter Gästen mit Galgenphysiognomien schlafen legen: Jägern von Profession, Trappern, Gespannführern, mules-skinners, Maulthierschindern, sagt der Jargon; unsere Revolver werden uns als Kopfkissen dienen.

3. December.

Wir haben den Rancho früh Morgens verlassen. Der Weg ist weniger eintönig: Hügelketten machen die Ebene wellenförmig. Dann und wann sieht man ehemalige und zum Schutze der Weißen gegen die Indianer

bestimmte Soldatenlager, Vorposten, die, vor fünf Jahren noch nützlich, heute verlassen sind.

Die Kälte ist empfindlicher: die kleinen Wasser und die creeks, die wir durchschreiten, sind gefroren; um zu saufen, zerbrechen die Pferde das Eis mit den Hufen. Die Witterung kündet Schnee an und Mac Ginty fürchtet einen storm: diese Stürme in jenen Gegenden sind schrecklich; sie kommen mit unerhörter Schnelligkeit, und Menschen, die einige Meilen von jeglicher Wohnung davon überrascht werden, frieren in wenigen Stunden zu Tode.

Aber wir erreichen ohne Hinderniß den zweiten Rancho, den letzten, den wir antreffen sollen; wir ziehen es vor, diesen Abend unser Zelt aufzuschlagen; ein solches Obdach für uns allein scheint uns noch besser, als der verpestete innere Raum des Rancho, der für Jedermann ist.

Vor dem Einschlagen der Zeltpflöcke inspicirt Mac Ginty sorgfältig die Umgebung und sieht nach, ob auch keine skung-Höhle zu entdecken ist; ich bin ganz erstaunt, als er mir versichert, daß diese Thiere die Tollwuth erzeugen können: er führt mehrere Personen an, die in Folge ihrer Bisse an der Wasserscheu starben; wir haben aus Colorado, wo sich viele finden, mehrere Pelze dieser kleinen, in Halbtrauer, schwarz und weiß, gekleideten Thiere mitgebracht, die aber [illegible] ich Aehnliches erzählen hören: in [illegible] ihres [illegible] lichen Geruchs wegen [illegible]

Doctor gekannt, der sich Abends niemals vom Lager entfernte, ohne ein paar Revolverschüsse abzufeuern, um jene Pestträger zu verscheuchen.

5. December.

Wir durchschreiten den Cimmaron; der Fluß ist halb zugefroren, und das Gewicht des Karrens reicht kaum hin, das Eis zu durchbrechen. Wir kommen mitten durch einige Städte von Prairiehunden; diese Städte bedecken bisweilen mehrere Hectare; bei unserm Nahen ziehen sich die Thierchen erschreckt auf die kleinen Berge zurück, auf deren Mitte sie ihre Löcher haben; sie scheinen Verstecken zu spielen.

Bei jedem Schritte werden die über die Ebene zerstreuten Büffelskelette zahlreicher: wir betreten das Indianergebiet.

Wir trabten achtlos dahin, plötzlich hält Mac Ginty oben auf einem Hügel an und reißt sein Pferd ungestüm zurück. Wir eilen herbei: — Was giebt's? — Büffel! — Büffel! Von den Pferden und nach unsern rifles springen ist Sache eines Augenblicks. Wir umgehen die Anhöhe und kriechen in der Richtung des Wildes vorwärts. Plötzlich taucht ein ungeheurer Buckel aus der Schlucht hervor, dann ein zweiter, dann noch einer. Sieben! Wir werfen uns platt auf die Erde. Der Trupp kommt mit einiger Unruhe näher, der Augenblick ist da: zwei Karabinerschüsse knallen und zwei Büffel sind schwer verwundet. Mein Bruder ladet in aller Eile von neuem, und dieses Mal trifft die

Kugel den Anführer ins Schulterblatt; das mächtige Thier stürzt schwer zu Boden, procumbit humi bos; der Rest der Schaar entflieht.

Wir eilen auf unser Opfer zu: „Nehmen Sie sich in Acht," ruft Mac Ginty. In demselben Augenblick erhebt sich das sterbende Thier, um auf den Feind loszugehen. Eine Revolverkugel macht seinen drohenden Geberden ein Ende; es fällt regungslos wieder nieder, nur der Blick, den es uns zuwendet, zeigt noch Leben: sein Auge hat sich vor dem Erlöschen mit einem unaussprechlichen Gemisch von Sanftheit und Zorn erfüllt und erregt in uns einen lebhaften Eindruck von Furcht und Mitleid, fast Gewissensbisse. Dieses Gefühl ist keine poetische Empfindelei; auch der verhärtetste Prairiejäger hat sich, ein Mal wenigstens, durch den undefinirbaren Blick eines sterbenden Büffels beunruhigt gefühlt.

Wir ziehen das Haupt als erste Siegesbeute auf den Karren hinauf. Für unsere Mahlzeit schneiden wir die beiden zartesten Stücke, die Zunge und den Buckel, ab. Da kein Holz zu finden ist, zünden wir einen großen Haufen trockenen Düngers an und so wird dem König der Ebene der bitterste Spott nicht erspart, daß man sein Fleisch am Feuer seiner Excremente brät.

6. December.

Wir ziehen immer weiter nach Süden: unser Lager befindet sich jetzt nahe bei einem Militärposten, Camp Supply; wir bemerken das erste indianische Zelt, die

Wohnung eines großen Häuptlings, Big-Mouth (Breitmaul), der trotz seiner schwarzen Haare hochbejahrt und nach Supply gekommen ist, um Arzeneien zu kaufen. Ein Dolmetscher der Regierung begleitet uns, er läßt uns in das Zelt des Indianers treten, er erklärt ihm, daß wir zwei große Häuptlinge und über das Große Wasser gekommen sind. Breitmaul nimmt uns auf und läßt uns aus dem killi kaneck rauchen. Zum Dank geht unsere Kürbisflasche aus unsern Händen in die seinen; ein tüchtiger Schluck Feuerwasser scheint dem Häuptling die Gesundheit wieder zu geben, und er macht sich verbindlich, uns am folgenden Tage wieder zu treffen, um uns den Weg zu weisen und in das Lager der Cheyenne-Indianer einzuführen. Als wir uns wieder auf den Weg machen, hängen an den Sätteln unserer Pferde mächtige Stücke von an der Sonne gedörrtem Büffelfleisch: dieses Gericht, zäh wie Leder, ist das Willkommgeschenk, das uns der große Häuptling bietet.

7. December.

Seinem Versprechen gemäß trifft Breitmaul in der That diesen Abend mit all den Seinigen in unserm Lager ein; dieser Invalide, seine Frauen, seine Kinder haben in einem Tagemarsch den Weg gemacht, zu dessen Zurücklegung wir zwei Tage bedurften. Die Ankunft der smala bot einen höchst malerischen Anblick: zwanzig Ponys, die einen zum Reiten dienend, die andern wie Hunde folgend, bildeten die Karawane; die Frauen saßen auf ihren Thieren mit derselben Fertigkeit und

Sicherheit, wie die Männer; was die Kinder betrifft, so transportirt man sie auf sehr originelle Weise: an den Flanken eines Ponys werden zwei lange Stangen befestigt, die über die Erde schleifen, und über die Stangen bindet man einige Büffelhäute und wirft das kleine lebende Gepäck da hinein; dieser ursprüngliche Wagen ließ bei jeder Unebenheit des Bodens die Kindchen auffliegen, die sich so öfter in der Luft, als in ihrem Korbe befanden. Dieses einfache, überall anwendbare Fahrzeug wird von den Indianern gleichfalls gebraucht, um ihre Todten und Verwundeten vom Schlachtfeld wegzuschaffen. Die Todten leiden freilich darunter nicht.

Unsere Gäste lassen sich ohne Umstände an unserm Bivouacfeuer nieder; man macht ihnen auf dem Baumstamm Platz, der als gemeinschaftlicher Sitz dient; wir vertheilen an die Kleinen Macaronis, den Großen schenken wir Branntwein ein, aber es wird mir schwer, mit einer so zahlreichen und so gefräßigen Gesellschaft die paar Wachteln zu theilen, welche ich unterwegs geschossen habe; an diesem Abende schienen mir alle bis auf die kleinen Jungen herab den Namen des Familienhauptes zu verdienen.

8. December.

Wir wünschen das Lager der Cheyenne-Indianer vor der Nacht zu erreichen; zwei Krieger Breitmaul's gehen mit uns; sie sind zu Fuß . . . . um schneller zu gehen, umschwärmen sie uns unermüdlich, erproben die Höhe jeder kleinen Erhebung, die Tiefe jeder Schlucht, zögern

niemals, sich eine Meile weit zu entfernen, um einen Hügel zu erklettern, von wo sie den Horizont überschauen und auf die Schaaren Wild aufmerksam machen können, die das Land durchstreifen. Sie haben den Weg drei Mal gemacht und sind lange vor uns angekommen.

Das Ufer des Wolfflusses entlang, inmitten einer Lichtung, erheben sich im anziehendsten Durcheinander die Zelte der Cheyenne-Indianer. Die einen bestehen aus regellos, wie es gerade kam, aneinandergenähten Leinwandstücken; die der Reichen, oder der Häuptlinge, sind aus Büffelhäuten verfertigt. Alle sind vom Rauche geschwärzt, der oben aus der Spitze entweicht, nachdem er lange im Innern verweilt hat. Ueber Pfähle gespannte Seile tragen lange, dünne Streifen Büffelfleisch, das in der Sonne dörrt; das so behandelte Fleisch hält sich einen ganzen Winter. Die Häute der getödteten Thiere sind auf dem Boden ausgebreitet und durch in die Erde gerammte Pflöcke straff gezogen; von dem unbestimmten Hintergrund der entblätterten Bäume heben sich die Decken der Indianer wie glänzende rothe, blaue, grüne Kleckse ab. Die Kinder spielen mit Bogen und Wurfspieß; die squaws, die Weiber, besorgen die Arbeit; die Krieger thun nichts.

Der Vortrab Breitmauls hat uns angekündigt; wir werden durch einen sonderbaren Typus empfangen: George Bent, einen Mestizen, der in Saint-Louis vollständigen Unterricht genossen hat; er vermittelt den

Verkehr mit den Indianern und sein Wort steht bei ihnen in hohem Ansehen. Als ich mich erstaunt zeigte, ihn unter dieser niedern Race leben zu sehen, antwortete mir Mac Ginty mit einer geschiedten Umschreibung von Cäsars Wort: „Lieber König sein unter Schweinen, als Schwein unter Königen."

9. December.

Den ganzen Vormittag defiliren die Indianer vor unserm Zelte; sie wollen die Häuptlinge besuchen, die über das Große Wasser gekommen sind; sie bitten uns in schlechtem Englisch um sioug, sioug, Zucker; wir theilen Zucker, Kaffee, Tabak an sie aus, und in Ermangelung der indianischen Friedenspfeife macht Mac Ginty's Pfeife die Runde. Diese Indianer sind im allgemeinen groß und knochig, haben wenig Muskeln und viel Sehnen; ihre rechtwinklige Gestalt erscheint viereckig; ihr Blick zeigt wenig Freimuth und Festigkeit; die Kinnladen und Backenknochen springen vor; der Ausdruck des Gesichts ist streng, hart, oft grausam. Die langen, schwarzen Haare, die zu beiden Seiten schlicht und glatt herabfallen, sind in der Mitte der Stirn durch einen rothen Scheitel getrennt; nur bei wenigen ist der Körper bemalt und bestrichen. Sie zeichnen sich mit Ocker und Zinnober nur dann, wenn sie sich on the war path, auf den Kriegspfad begeben. Eine über Kopf und Schultern geworfene Decke verhüllt schlecht einen mit Lumpen bedeckten, oder selbst, trotz der rauhen Jahreszeit, oft nackten Körper. Durch

die Löcher dieser Lumpen hindurch konnten wir die Geschwüre sehen, welche ihre Glieder zerfressen; ekelhafte Folgen einer Krankheit, die leider nicht ihr Monopol geblieben ist. Ihre Hosen sind sicherlich der seltsamste Theil ihres Aufputzes; die civilisirten Nationen haben oft den Einfall gehabt, die Hosen unten zu verkürzen, aber die indianische Mode ist darauf gekommen, dies oben zu thun. Die Hosen reichen bis auf die Knöchel herab, aber sie gehen nicht über die Schenkel hinaus; durch eine am Gürtel befestigte Schnur wird dieser Gegensatz der Schwimmhose getragen.

Die Indianer sprechen langsam, jede Silbe scandirend und niemals die Stimme hebend; ihre Ausdrucksweise besteht offen gestanden aus ebensoviel Geberden wie Wörtern! die Armuth ihrer Sprache macht sie zu geschickten Mimikern, und ihre Zeichen bilden einen vollständigen Dialect, in den man eingeweiht werden muß. Unsere Cheyenne-Indianer befanden sich vor anderthalb Jahren auf dem Kriegspfad, wie heute die Sioux, diesem Pfade folgen die Indianer in der That gerne; in ihren Ebenen treffen sie selten Weiße, sie bilden sich darum ein, daß die weiße Race, die Race ihrer Bedrücker, äußerst wenig zahlreich und ohne Mühe zu besiegen ist. Die Cheyenne-Indianer haben soeben auf ihre Kosten die bittere Erfahrung vom Gegentheil gemacht; das jüngst Erlebte hat sie zu Grunde gerichtet: die amerikanische Armee hat den größten Theil ihrer Ponys getödtet. Sie scheinen daher auch diesen

verhängnißvollen Versuch zu bereuen; sie zeigen sich umgänglich und bringen viele Stunden bei uns im Zelte zu, ohne allzu sehr auf unsere Haare zu sehen.

Ihre Sitten nähern sich stark den Sitten der Araber, aber ihre Religion ist weit ursprünglicher. Jeder besitzt mehrere Squaws, denen alle Arbeit obliegt; wenn sie Ackerbau trieben, würden wir den Pflug ohne Zweifel so wie ehemals in Algier bespannt sehen: mit einem Pferd, einem Esel und einem Weibe. Der Mann tödtet den Büffel und bringt das Fell heim; die Frau breitet dasselbe aus, um, wenn es trocken ist, es mit einem Stück Eisen, oder einem scharfen Stein abzuschaben und dünn zu machen; die Haut, welche so fein wie die von Damwild wird, zieht sie dann der Länge nach über ein straff gespanntes Seil, um sie geschmeidig zu machen. Diese Operationen erfordern eine geraume Zeit, und werden daher mit dieser Sorgfalt auch nur die für die Indianer selbst bestimmten Häute behandelt; die, welche in den Handel kommen, sind viel gröber. Bisweilen vertreibt sich der Eigenthümer die Zeit damit, auf sein Büffelfell eine Kriegs- oder Jagdepisode zu malen. Einer von ihnen hat mehrere Reiterturniere auf mein Notizbuch gezeichnet; diese Zeichnungen sahen denen sehr ähnlich, womit sechsjährige Schüler ihre Hefte beschmieren.

Außer der Jagd kennt der Indianer nur noch ein Handwerk, den Diebstahl; mit überraschender Schnelligkeit läßt er unter seiner weiten Kleidung alles ver-

schwinden, was sich in seinem Bereich findet. Er ist ein blutgieriger, rachsüchtiger Duckmäuser; er läßt seine Gefangenen gern des fürchterlichsten Todes sterben, und die Soldaten im Supplylager, ganz voll noch von den Erinnerungen an den jüngsten Krieg, haben uns Geschichten erzählt, wobei einem Scalpirten die Haare zu Berge stehen könnten.

11. December.

Wir haben unser Nomadenleben wieder aufgenommen; die Indianer haben das Wild schon nach Süden zurückgedrängt und seiner Verfolgung geben wir uns ganz hin. Ein großer Bulle indessen ist unter unsern Kugeln gefallen, ein armer Stier, der seines Alters wegen ohne Zweifel von allen Heerden verjagt worden war; die jungen (dieses Lebensalter kennt kein Mitleid) vereinigen sich oft, um so den Aeltesten der Heerde jeden Galanterieversuch zu verbieten.

Unserm Opfer waren beide Ohren gespalten. Mac Ginty erklärt mir diese Eigenthümlichkeit: die Indianer vergnügen sich bisweilen damit, die Büffel lebend einzufangen, zeichnen sie, sei es am Kopfe, sei es an der Schulter, und senden sie so in die freie Prairie zurück. Hin und wieder sogar haben Jäger Büffel von wahrhaft colossaler Größe erlegt: dieselben waren von den Indianern castrirt worden.

Der Bison, den man fälschlich Büffel nennt (der wirkliche Büffel lebt in Asien) wird in Amerika ein täglich seltneres Thier; ehemals schweifte er in Schaaren

zu mehreren Tausend umher; man findet in der Ebene tief ausgetretene Pfade, von den unzähligen Heerden herrührend, die in langen gedrängten Reihen an die Flüsse zum Saufen gingen. Oefters mußte der Zug der Pacificbahn einige Stunden still halten, um solch eine endlose Procession passiren zu lassen; von den Fenstern der Waggons aus konnten die Reisenden bequem eine große Zahl tödten. Ungefähr drei Jahre ist es her, daß sie selbst in den Straßen von Dodge noch geschossen wurden.

Aber man hat sich einer herzlosen Schlächterei unter diesem mächtigen Wilde hingegeben: in Newyork selbst bildeten sich Gesellschaften und schickten Jäger, oder vielmehr Schinder nach Kansas, welche die Häute heimbringen sollten; zu jener Zeit scheuten die wenig furchtsamen Büffel noch nicht vor dem Knall des rifle, und bisweilen tödtete ein einziger Jäger ihrer fünfzig bis fünfundsiebenzig, ehe Furcht die Heerde in die Flucht jagte. Die armen Thiere sind so groß, daß sie sich nicht verbergen können; auf vier bis fünf Kilometer heben sie sich von dem gelblichen Grün der Prairie wie Dintenflecke ab; und da sie zum Weiden den Kopf immer gesenkt tragen, ist es für sie schwierig, den Feind zu gewahren; ihre scharfe Nase allein giebt ihnen eine sichere Warnung. Man schätzt die Zahl der seit drei Jahren getödteten Bisons auf fünf Millionen; nach abermals drei Jahren, wieviel werden dann auf dem ganzen Continent noch übrig sein? Nebenbei ist zu

bemerken, daß auf jeden sofort todten Büffel mindestens ein schwer verwundeter kommt, der dann in irgend einer Schlucht ohne Nutzen für irgend Jemand stirbt.

Der Bison trägt ein dickes Fell mit buschigem Haarwuchs; das ist die Ursache seines Unterganges: zwei dieser Felle bilden das Bett all der Leute, die unter freiem Himmel schlafen, wie Trapper, bullwakers, Indianer; sie sind augenblicklich auch das unsere. Die Felle haben einen Werth von acht bis zehn Dollars; die Haut der Büffelkühe wird höher geschätzt und theurer verkauft, als die der Stiere; am seltensten und außerordentlichsten aber ist die der weißen Büffel; es giebt deren, scheint es, und jeder alte Jäger der Ebene will bei seiner Ehre wenigstens einen in seinem Leben getroffen haben.

Die Büffel könnten übrigens gezähmt und wie die Ochsen als Arbeits- und Schlachtthiere aufgezogen werden: mehrere, die jung eingefangen und dem Rindvieh zugesellt wurden, zeigen sich höchst gelehrig. Ihr Fleisch ist zart und saftig, aber man zieht gar keinen Nutzen daraus; der Jäger begnügt sich damit, von einem ganzen Büffel nur die auserlesenen Stücke, Zunge und Buckel, zu nehmen; der Rest bildet das Nachtmahl für Raben und Heulwölfe.

Es giebt wohl ein Gesetz zum Schutze der armen Verfolgten: keiner hat das Recht, mehr Wild zu tödten, als er fortschaffen kann; aber wer vermöchte sich vorzustellen, daß Gendarmen und Feldhüter durch die

Ebenen von Texas galoppirten? Uebrigens hat die Regierung kein großes Interesse an der Beschützung des Bison. Nach dem Worte des General Sherman ist der Tod jedes Büffels der Tod eines Indianers. Die Indianer besitzen in der That nur einen Reichthum, nur ein Existenzmittel, den Büffel; wenn sie nicht mehr von seinem Fleisch leben, mit seiner Haut Handel treiben können, müssen sie sich Washington auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die für den Indianer geschaffene Lage ist eine erbärmliche: man versagt ihm die unbestreitbarsten Rechte, und wenn er, aufs Aeußerste getrieben, das Haupt erhebt, wird's ihm abgeschlagen. Die Indianerbureaux spielen die Rolle bestellter Aufwiegler. In den Kriegen des Bogens gegen den Karabiner massacrirt gelegentlich in fast legitimer Rache ein energischer Mann, ein Sitting-Bull, ein Bataillon Soldaten bis auf den letzten Mann; er rächt einfach durch eines Weißen Tod den Tod von fünfzig seiner Brüder. Die Amerikaner rotten die Racen des großen Westens aus, wie die Spanier die Eingeborenen auf den Antillen ausgerottet haben; so ist das Gesetz der modernen Zeit; das siegende Volk assimilirt sich nicht dem Besiegten, es vernichtet dasselbe; es ist kein Propfreis, es ist ein Baum, der den andern entwurzelt und dessen Stelle einnimmt.

Aber man darf dieses traurige Resultat nicht einzig dem rücksichtslosen Vorgehen der Amerikaner zur Last legen; die rothe Race ist schwach und zur Vertheidigung

in dem großen Kampf ums Dasein schlecht gerüstet; sie befand sich der unternehmendsten, kühnsten und, wenn ich so sagen darf, fleischfressenden Race gegenüber; sie mußte in der steigenden Fluth unvermeidlich zu Grunde gehen; wenn der Amerikaner ihm Dörfer angewiesen, wenn er ihn mühsam mit den Elementen einer ihm zu hohen Civilisation bekannt gemacht hätte, würde der Indianer vielleicht ein Jahrhundert länger gelebt haben, das ist alles; dieser Nomade empfindet nichts von der Liebe des Weißen für den Boden, der ihn ernährt und dem er im Verhältniß zu den Anstrengungen anhängt, die derselbe ihm gekostet hat; rechtmäßiger Herr der Prairie, überlebt der Wilde die Prairie nicht; er stirbt, wenn sie zu Feldern wird.

Indianerschaaren und Büffelschaaren verschwinden mit derselben erschreckenden Schnelligkeit; diese beiden Parallel-Existenzen sind zum gleichen Schicksal verdammt. Der Indianer und der Büffel, das waren die beiden Helden der Ebene, sie bildeten deren großartige und wilde Poesie, aber diese Poesie wird bald der Prosa cultivirter Aecker, der Rindviehheerden und des schaffenden Yankees Platz machen.

15. December.

Während der letzten Tage haben wir noch eine reiche Beute geerntet: Antilopen, Damwild und jackrabbits; diese letzteren giebt's in Ueberfluß: ich habe ihrer fünf in weniger als einer Stunde getödtet; an einem Tage habe ich sogar mit nur einem Schuß zwei

erlegt, die dicht neben einander flohen; diese großen Kaninchen machen erstaunliche Sprünge: einer der Sätze, im Schnee gemessen, ergab siebenundzwanzig Fuß.

Eine neue Sorte Fleisch liefert uns die köstlichsten Gerichte, die wilden Truthähne; sie sind in dem creek sehr zahlreich: eine Schaar zählte allein dreihundert; Morgens ganz in der Frühe verlassen sie die Zweige der Bäume, um sich im Grase ihr Futter zu picken; Abends kehren sie dann auf ihre Lieblingszweige zurück; um Mitternacht werden die fest eingeschlafenen Thiere von dem Geräusch der unter den Tritten knackenden Zweige nicht mehr aufgeweckt, und kann man sie bequem tödten. Leider war uns der Mond nicht günstig, und wir mußten sie in so völliger Dunkelheit schießen, daß wir nicht einmal das Korn an unseren Gewehren unterscheiden konnten; aber der Vogel ist so groß, daß das Blei nicht wohl fehl gehen kann.

Wir lagern jetzt an der Quelle des Wolfflusses; auch hier haben wir Indianer zu Nachbarn, die Arapohës; Abends hallt das Lager von ihren schläfrigen, schleppenden Gesängen wieder, in denen sie die glücklichen Thaten des Tages feiern. Der erste Häuptling, Staubgesicht, empfängt uns in seinem Zelte; die Häuptlinge sind dort alle versammelt; Großpferd, gelber Bär, Vogel, Steinkälbchen kommen uns aufs Freundlichste entgegen. Das Zelt Staubgesicht's ist sehr schön: die langen, vom Rauch geschwärzten Stangen seines Wigwams sind mit sorgfältig aneinander genähten Häuten

bedeckt; ein mit bunten Zeichnungen geschmücktes Bisonfell dient als Thür; die Waffen, Bogen, Revolver und Karabiner thronen über dem Bettkopf; der Schlachtenschild hängt an einem Dreifuß; die messingbeschlagene Friedenspfeife aus rothem Thon geht von Mund zu Mund; hin und wieder schlüpft eine squaw zu uns herein, um die Befehle des Gebieters zu empfangen; eine dieser Frauen ist seltener Weise fast hübsch: prächtiges Haar von mattem, tiefem Schwarz fällt auf ihre Schultern herab.

Das Lager der Arapohös-Indianer ist sehr bedeutend; es zählt hundertfünfzig einen Kreis bildende Zelte; in dem in der Mitte freigelassenen Raum erhebt sich das Schwitzhaus, wo die Kranken „ärztlich behandelt" werden, es ist ein einfaches Bindwerk von gebogenen Zweigen, deren Enden im Boden stecken; der Kranke kriecht in diese Wiege hinein, auf die man so viel Pelzwerk häuft, daß jede Oeffnung verstopft wird; im Innern schichtet man rothglühende Steine auf, und der Indianer kommt ins Schwitzen; wenn ihm die Tropfen herunterrieseln, wirft er sich schnell in den eiskalten Bach . . . . er kommt geheilt oder kränker wieder heraus. Die Heilanstalt ist ganz einfach ein türkisches Bad, ein primitiver Hamam.

Alle diese Indianer sind auf den Tausch versessen: sie lassen nicht ab, uns mit ihrem swab! swab! zu belästigen. Wir wünschen lebhaft einen Bogen und einen Köcher, aber der Eigenthümer will sie nur gegen

einen Revolver abtreten; der Bogen ist prächtig, der Köcher aus der Haut des amerikanischen Löwen verfertigt; meiner Treu, wir geben den Revolver hin. Kaum ist der Handel geschlossen, so sagt man uns, daß vier Monate Gefängniß jeden treffen, der den Indianern Waffen oder Munition liefert; voller Schrecken empfehlen wir unserm Freunde strengstes Schweigen; Hehlen ist zum Glück eine indianische Tugend. Ein Revolver für einen Bogen, der Handel ist nicht sehr vortheilhaft; wir stellen das Gleichgewicht wieder her, indem wir eine prächtige Bisonhaut gegen fünfzehn Patronen eintauschen.

Ein junger, taubstummer Indianer, dessen Zeichensprache wir aber leichter verstehen, als die schallnachahmenden Worte seiner Landsleute, bietet uns, da er uns einmal beim Tauschen sieht, eine Squaw gegen einen Karabiner an. Nur mit vieler Mühe mache ich ihm begreiflich, wie wenig Geschmack ich an einer so gefährlichen Heirath habe: ich begnüge mich, ihn seiner Mokassins zu berauben; einem Andern nehmen wir seine Messerscheide und seinen Ring und laden die ganze Gesellschaft zu einem großen Nachtmahl ein, bei dem die wilden Truthennen, ein großes Bisonviertel und das Feuerwasser uns aller Kosten überheben.

16. December.

Sehr gern gehen wir auf das Anerbieten ein, das uns Mellalie, der Indianer-Agent der Regierung, macht, die Büffel zu Pferde zu jagen und sie mit dem Revolver zu tödten. Bei dieser Parforcejagd ohne Hunde

muß man dem Wilde einen Vorsprung abgewinnen, ohne es aus dem Gesichte zu verlieren, muß Seite an Seite mit ihm dahingaloppiren; man schießt es aus nächster Nähe; das Pulver sengt das Haar. Aber man muß ein sehr guter Reiter sein, um den Hornstößen durch einen plötzlichen Seitensprung auszuweichen, muß umwenden, fliehen, wiederkommen und seine Waffe von neuem laden, immer auf der Hut, immer in vollem Jagen.

Kaum ist das Frühstück beendet, so werden unsere Pferde gesattelt, und wir traben in die Prairie hinaus; eine Stunde später liegt der creek mit seinen Einschnitten hinter uns; die Ebene zeigt hier nicht mehr die geringste Erhebung; diese flache Unendlichkeit ist der Anfang der Llanos estacados*); der Blick schweift bis

*) Llanos estacados, abgesteckte Ebenen; man nennt sie so, weil quer durch Texas laufende Pfahlreihen den jedes natürlichen Merkzeichens beraubten Wagenlenkern den Weg anzeigen. In diesen Ebenen sind Luftspiegelungen häufig, und wenn ein Reiter in der Ferne galoppirt, so zeigt sich unter ihm sein Bild, etwas verschwommen, wie in vom Winde gekräuseltem Wasser. Oft unterbrechen Seen, Wälder, selbst Städte den Horizont; diese Oasen erscheinen uns ganz nahe, aber wir würden unser Lebenlang wandern, ohne sie zu erreichen. Der Blick bedarf einer langen Schulung, um die Entfernungen und Größenverhältnisse auch nur halbwegs richtig zu schätzen: ich habe die ältesten Jäger bisweilen im Zweifel gesehen, ob ein dunkler Fleck sich hundert Schritt, oder tausend Meter weit von ihnen befand, ob es ein Bison, oder nur ein Büffelfladen war.

zum Horizont, ohne einem Hinderniß zu begegnen, und wir bemerkten in der Ferne, acht, vielleicht zehn Meilen von uns, die ungezählten Heerden der Bisons. Aber der Tag war schon zu sehr vorgerückt, um noch so weit vorzudringen; ungefähr drei Meilen entfernt hoben sich zwei schwarze Punkte ab; auf diese beiden Punkte wurde gerade losmarschirt.

Die zwei schwarzen Punkte ließen uns bis auf eine halbe Meile herankommen. Es waren allerdings zwei Büffel, ein alter Stier und ein junges, zweijähriges Kalb, ein schöner, aber schwieriger Fang, denn ein indianisches Sprichwort sagt: „Ein mittelmäßiges Pferd kann einen Stier einholen; um ein Kalb, oder eine Kuh zu erreichen, bedarf es eines Flügelpferdes."

Der alte Bulle wittert uns: er galoppirt fort; das andere Thier folgt; wir stürmen im tollsten Jagen nach; die Verfolgung wird hitzig, unsere Pferde werden durch die Stimme, den Zügel, besonders durch die Sporen angefeuert; wir kommen näher; einige Sätze noch bringen uns bis auf zehn Meter an die Büffel heran. Sie sind erschöpft; ihr schwerfälliger Galopp verlangsamt sich, die Zunge hängt schaumbedeckt heraus. Die ihre Beine lang umflatternden Haare bekommen das seltsame Ansehen weiter Hosen; die armen Thiere erscheinen zugleich lächerlich und bemitleidenswerth.

Das Feuern beginnt: die Revolverschüsse folgen sich, Mellalies kleiner Karabiner kracht in regelmäßigen Zwischenräumen. Achtung vor den Löchern der Prairie-

hunde, wo das Pferd stürzt und dem Reiter Arme und Beine bricht! Achtung vor den verirrten Kugeln, die den Staub um uns aufwirbeln, oder an unsern Ohren vorbeisausen, ohne den Büffel durchbohrt zu haben! Achtung besonders vor den Hornstößen! Der verwundete alte Stier wählt mich zum Gegner und stürzt auf mich los; die Scene wechselt: der Verfolgte wird zum Verfolger; er scheint mir jetzt weit schneller zu laufen; ich entfliehe ventre à terre; ich springe zur Seite; vom schnellen Lauf fortgerissen, stürzt er dicht an mir vorüber: eine Revolverkugel giebt ihm den Rest; er fällt. Wir stürzen wild hinter dem überlebenden Thier her; plötzlich rennt gesenkten Hauptes eine Schaar von zwölf Bisons, durch den Lärm erschreckt, thörichter Weise mitten zwischen unsere Pferde: die Jagd nimmt einen neuen Aufschwung; das Geschrei und das Getümmel mehrt sich, die überreizten Pferde galoppiren mit doppeltem Feuer; jeder von uns wählt sein Opfer, holt es ein und streckt es zu Boden; inmitten dieses Heidenlärms springt eine Heerde Antilopen an uns vorüber und entflieht bestürzt.

Als wir bei einbrechender Nacht ins Lager zurückkehrten, hatten wir sieben Büffel getödtet.

17. December.

Heute sind wir allein mit einem Indianer aufgebrochen: ganz früh ist er gekommen, hat es sich in unserm Zelte bequem gemacht und ohne irgend eine Einladung an unserm Frühstück theilgenommen; da es

für einen Indianer beleidigend ist, wenn man vor seinen Augen ißt, ohne ihn zur Mahlzeit einzuladen, so rücken wir zusammen, um ihm Platz zu machen; so geht es täglich, und wir haben das Zelt gut schließen, sie lösen die Stricke auf in der natürlichsten Weise von der Welt. Unser Indianer hat seinen Bogen und seine Pfeile mitgebracht; wir bitten ihn, uns zu zeigen, wie er sich derselben auf der Jagd bedient; gleich ladet er uns ein, ihn zu begleiten, und wir marschiren schnell in die Prairie hinaus, einen Büffel aufzuspüren; wir finden ihrer drei; zwei sind gelagert, der dritte steht.

Statt gerade auf sie loszugehen, läßt uns der Indianer zur Seite abschwenken: „Sie werden jenen Weg nehmen," sagt er uns. Die Büffel erheben sich und blicken uns, bevor sie fliehen, lange an. Endlich galoppiren sie davon in einer Richtung, welche die von uns verfolgte fünfhundert Meter vor uns kreuzen muß; ohne daß wir unsern Schritt zu beschleunigen brauchen, werden sie vierzig Meter entfernt an uns vorüberkommen. Sie nahen; der Indianer läßt sein Pferd ausgreifen; er zieht einen Pfeil aus seinem Köcher, prüft sorgfältig die Spitze und legt ihn auf die Sehne des Bogens. Dann sein Pferd mit den sehnigen Fersen pressend, auf den Hals niedergebeugt, die Knie fast am Kinn, den Körper ganz auf der Linken des Sattels, spannt er den Bogen mit aller Kraft und erspäht den günstigen Moment; er kann den Büffel mit der Hand berühren; der Pfeil fliegt, er ist hinter der Schulter in voller

Länge eingedrungen; in demselben Augenblick wird der Lauf des verwundeten Thieres langsamer. Wir brechen zur Verfolgung der beiden andern los; aber wir haben die richtige Zeit verstreichen lassen; es bedarf eines drei Meilen weiten wilden Rennens, ehe wir sie einholen und tödten.

Die Indianer zeichnen sich dadurch aus, daß sie die Kraft- und Schnelligkeitsleistung eines Pferdes aufs Höchste zu steigern wissen; sie tragen keine Sporen, aber ihre Waden, ihre Fersen und ihre Hände führen in den Weichen der Ponys fürchterliche Wirbel aus. Auf dem Marsche halten sie ihre Pferde in beständigem, kurzem Trab, wodurch sie mit Schnelligkeit ungeheure Entfernungen zurücklegen, und es ist eine der amerikanischen Armee wohlbekannte Thatsache, daß je länger man die Indianer verfolgt, um so weiter bleibt man hinter ihnen zurück.

Des Karabiners bedienen sie sich kaum; theils besitzen sie wenige, theils haben sie keine Munition: ihre Bogen und Pfeile ersetzen sie ihnen ohne Nachtheil: nichts kann eine Vorstellung von der unfaßbaren Schnelligkeit geben, mit der sie in derselben Minute alle Pfeile ihres Köchers nach einem gegebenen Ziele entsenden; und diese dünnen, leichten Pfeile, die kaum so viel wie ein Brief wiegen, durchbohren einen Bison durch und durch. Das Wild auf diese Weise zu verfolgen, ziehen sie übrigens der Hetzjagd vor; die Aufregung beim Auftreiben desselben ist ihre höchste Lust;

bisweilen, wenn sie in genügender Zahl beisammen sind, schließen sie eine Büffelheerde vollständig ein, und indem sie dann rund um sie herum galoppiren, erlegen sie dieselben bis auf den letzten. Während der Schonzeit gewährt ihnen die Regierung zum Unterhalt eine gewisse Zahl Ochsen; dieselben werden ihnen lebendig geliefert: die Indianer lassen sie in der Ebene frei, um sie dann zum Vergnügen, zum sport zu jagen, wie sie die Büffel jagen. Haben die Jäger von Profession sich in Schlächter verwandelt, so verwandeln die Indianer eine Schlächterei in Jagd.

21. December.

Während der letzten Tage ist all unsere Zeit der Jagd gewidmet gewesen; heute machen wir uns auf den Rückweg nach Dodge.

Das Wetter war uns bisher gnädig, nun aber wird die Kälte grausam. Wir kehren in Eilmärschen heim: erfroren auf unsern Pferden sitzend, erscheint uns der Tag lang. Mac Ginty ist voller Furcht wegen des storm, denn wir stehen in der Zeit, wo die Schneestürme wüthen.

Diese Nacht spiegelt sich ein ungeheurer, rother Schein am Himmel; es ist ein Prairiebrand; er flößt unserer Karawane keine Unruhe ein; allerdings kann ein Prairiebrand mit der Schnelligkeit eines galoppirenden Pferdes vorwärts eilen, aber der ihm entgegen blasende Wind überhebt uns jeder Gefahr.

22. December.

Aus Furcht vor dem Orkan machen wir einen fünfzig Meilen langen Weg; wir folgen den Krümmungen des Flusses, wo wir im Falle der Noth sicher sind, Holz zu finden, um uns zu wärmen.

Ich werde beauftragt, das Abendbrod zu beschaffen, einige Enten und Wachteln. Mac Ginty erlangt eine Wachtel durch höhere Fügung: ein Falke schoß auf jene herab und trug sie in seinen Krallen weg; Mac Ginty erschreckt ihn durch sein Geschrei; die Wachtel fällt ihm vor die Füße; es fehlte nur, daß sie gebraten war.

23. December.

Da haben wir den storm endlich! er kann schrecklich werden, man zaudert aufzubrechen; indessen ist unser jetziges Lager so schecht geschützt und bei einem Sturme so gefährlich, daß wir weiter gehen müssen.

Wir marschiren nur zehn Meilen; diese zehn Meilen erscheinen uns endlos. Der Polarwind dringt uns bis auf die Knochen. Vom Winde getrieben, zerschneidet uns der feine, wie Hagel harte Schnee Gesicht und Hände. In eine kleine Schlucht gelangt, wo wir etwas Holz finden, versuchen wir vergebens, an einer mächtigen Flamme unsere erstarrten Glieder zu wärmen und unsere vom geschmolzenen Schnee durchnäßten Füße zu trocknen. Schließlich gesellt sich der Mangel an Lebensmitteln unsern Leiden zu; mit der Unvorsichtigkeit des Jägers haben wir nichts von unsern Vorräthen aufbewahrt;

wir hofften, unterwegs Damwild anzutreffen. Der Fabel von der Zikade eingedenk, legen wir uns schlafen.

24. December.

Wir haben den Muth gehabt, diesen Morgen weiter zu ziehen. Auf dem Marsche haben wir zwei Lagerstätten angetroffen, zwei Feuer, an denen wir uns wieder etwas gewärmt haben. Vom Wolffluſſe bis nach Dodge sind wir sicherlich allein unterwegs bei diesem schrecklichen Wetter.

Endlich haben wir Camp Supply erreicht. Ein bis an den Rand gefülltes Glas Whisky, ein großes Feuer, ein Abendbrod, und besonders der Anblick des Zimmers, das heute Abend unser Zelt ersetzen soll, haben uns etwas gestärkt.

25. December.

Das Wetter ist kälter; der Himmel bedeckt sich mit schwerem, drohendem Gewölk. Bestrebt, wieder nach Dodge zu kommen, wollen wir uns trotz dieser bösen Vorzeichen von neuem auf den Weg machen; unsere Begleitung weigert sich, das Wirthshaus zu verlassen. — „Nicht für alles Gold zwischen hier und Newyork," sagt uns Mac Ginty, „würde ich heute marschiren! Wenn ein storm uns überrascht, sind wir verloren! — Aber wir können Holz im Wagen mitnehmen und außerdem haben wir unser Zelt. — Das Zelt würde in einem Orkane nicht zwei Minuten halten; ich habe das meine eines Tages von einem Windstoß mit fortnehmen sehen; später fand ich es zwei Meilen vom

Lager wieder, die Spitze wie ein Pfeil in der Erde steckend. Was das Holz angeht, so kann ganz Dodge Ihnen die Geschichte jener zwölf Männer erzählen, die angesichts der Stadt bereits von einem Sturme überrascht wurden; sie führten eine Ladung Brennholz; man fand sie todt im Schnee, frozen to death; der Wind riß jedes Mal die angezündeten Scheite mit sich fort."

Man muß sich ergeben: wir bleiben. Es ist Weihnachten; die Amerikaner feiern den Tag durch tüchtiges Zechen; wir wohnen den ungeheuerlichsten und widerwärtigsten Scenen bei: die Bevölkerung des Lagers kommt zusammen, um sich in einer scheußlichen, mehr wie finstern Kneipe zu berauschen, die als einzigen Luxusgegenstand einen an die Wand gehefteten Farbendruck besitzt, ein nacktes Frauenzimmer, das ein Fußbad nimmt.

26. December.

Heute Morgen ist der Himmel klar; wir brechen vor Sonnenaufgang, noch vor dem ersten Grauen, auf, denn es liegt ein weiter Marsch vor uns: fünfzig Meilen durch zwei Fuß hohen Schnee.

Die Pferde gehen mühsam: der Schnee, der in ihren Hufen hart wird, bildet weiße Klumpen, auf denen sie wankend vorwärts schreiten und die sich mit jeder Minute verdickern! unsere kleinen Ponys werden zusehends größer; es scheint, als gingen sie auf Stelzen. In den kleinen Schluchten sinken sie bis zur Brust ein. Für das Gespann ist der Weg noch schwerer; mehr wie ein Mal muß an Steigungen der Schnee

mit Schaufeln weggeschafft werden, und jeder schiebt aus allen Kräften am Rade.

Unser Kutscher ist seit dem Abend vorher gänzlich betrunken; die Anstrengungen des mühevollen Tages werden ihm sauer; all seine lange verhaltene Wuth bricht endlich aus. Er weigert sich, abzusteigen und uns den Wagen schieben zu helfen; Mac Ginty befiehlt es ihm mit Strenge; der alte Bill gehorcht, schleudert Mac Ginty aber ein entsetzliches Schimpfwort an den Kopf. Mac Ginty hat den Revolver schon in der Hand, wir laufen große Gefahr, in Dodge ohne Kutscher anzukommen; wir legen uns ins Mittel; aber der betrunkene Alte, in seinem Zustand unfähig zu begreifen, was er riskirt, stößt die gröbsten Beleidigungen aus. Wir lassen ihn reden und machen den Karren frei; aber als Uncle Bily wieder seinen Sitz besteigen will, verbieten wir ihm dies; es wird ihm erklärt, daß er der Expedition nicht mehr angehört, daß er sich ganz allein aus der Klemme ziehen muß. Dieser Bescheid verblüfft ihn; er hat eine geraume Zeit nöthig, das zu begreifen. Nach mehreren unnützen Versuchen, seinen Platz wieder einzunehmen, entschließt er sich endlich, uns zu Fuß zu folgen; Ludwig, weniger betrunken als er, bemächtigt sich der Zügel.

Mehrere Meilen weit schleppt sich Uncle Bily hinter uns her; wir jagen ihn mehrere Male weg, er folgt uns hartnäckig. Seine unsichern Beine lassen ihn hin und her wackeln, er stolpert, fällt bei jedem Schritt in den

Schnee und erhebt sich nur, um die närrischsten Zickzacks zu beschreiben; Müdigkeit und Kälte übermannen ihn. Nun ändert seine Trunkenheit ihren Charakter, er wird unterwürfig und weinerlich. Um uns den Anblick seiner Thränen zu ersparen, gestatten wir ihm endlich, wieder auf den Karren zu steigen, was er auch schleunigst unter Schluchzen nnd Segensworten ausführt.

Wir haben unaufhörlich marschirt, wir haben seit zwölf Stunden den Sattel nicht verlassen, und kaum zwei Drittel des Weges liegen hinter uns. Die Nacht ist hereingebrochen, aber der Mond, schon im zweiten Viertel, macht uns ein Unterscheiden und Verfolgen der Spuren Mac Ginty's möglich, der vorausgeritten ist, um durch den Schritt seines Pferdes den unter dem Schnee verborgenen Weg zu bezeichnen.

Auf die Dauer bemächtigt sich unser große Unruhe. Sind die Spuren, denen wir folgen, auch die Mac Ginty's; haben wir auch den richtigen Weg nicht verloren? Uncle Bill weigert sich, weiter zu gehen, Ludwig erklärt, er sei vom Wege abgekommen, und der General, der diesen unseligen Rückzug führen sollte, ist nicht da! In dem Augenblick, wo der beständig weinende Uncle Bill desertiren will und sich in den Schnee legt, auf die Gefahr hin, vor Kälte umzukommen, zeigt uns ein Lichtschein den Rancho, das Ziel dieses mühevollen Tages. Es ist fast Mitternacht; wir haben siebzehn Stunden marschirt!

27. December.

Nur wenige Stunden Ruhe haben wir uns gegönnt; mit Beginn des Tages sind wir wieder auf dem Marsche; alles geht gut, zwei Tagereisen noch und wir sind in Dodge, und unsere letzte Nacht sollen wir, wie die heutige, in einem Rancho zubringen; die kleine Schaar hat wieder Muth gefaßt, selbst Ludwig hört man fröhlich trällern.

Aber plötzlich verliert Mac Ginty die Richtung; vergeblich suchen wir, den Weg wiederzuerkennen! Die erschöpften Pferde können uns nicht länger tragen. Wir machen traurig Halt; es muß im Schnee übernachtet werden. Wegen des Abendbrods? . . . . es giebt kein Abendbrod! Wir haben sogar kein Mehl mehr.

28. December.

Werden wir heute wenigstens den Rancho erreichen? Nein, der Wind bläßt heftig, und es fällt aufs neue Schnee; wir haben wohl versucht, den richtigen Weg wieder zu gewinnen, aber der unser Gesicht peitschende Schneesturm hinderte uns, auch nur zwanzig Schritte weit zu sehen; wir haben zur Lagerstätte zurückkehren müssen.

29. December.

Endlich ist der Rancho erreicht! mit welchem Eifer drängen wir uns um den Ofen, nachdem wir zwei Nächte vor Kälte gezittert, mit welchem Vergnügen setzen wir uns an einen gedeckten Tisch, nachdem wir zwei Tage gefastet haben!

30. December.

Die dreißig Meilen, welche uns von Dodge trennen, sind lang und ermüdend, aber endlich läßt der Anblick der Stadt uns unsere Beschwerden vergessen. Die Pferde selbst erkennen ihr home, und um sich die Pflege und das schützende Dach schneller zu verschaffen, deren sie seit einem Monat beraubt sind, geben sie sich munter in dem Schnee ans Traben.

Die erste Person, welchee wir in Dodge begegnen, ist der marshal. Der vortreffliche Mensch kann beim Anblick seiner „Freunde" es sich nicht versagen, sie zu umarmen. Mac Ginty hat beim Abmarsch den wunderlichen Einfall gehabt, ihm die Verwaltung seines saloon anzuvertrauen. Um sich dieser Sorge schnellmöglichst zu entledigen, ist der marshal auf den Gedanken gekommen, Mac Ginty's Vorrath auszutrinken.

Am Abend waren alle unsere Geschäfte beendet und unsere Plätze in einem Pullman genommen; noch eine letzte Ueberraschung war uns in Dodge aufgespart: ich gebe dem Menschen, der mein Gepäck besorgt hat, einen Dollar Trinkgeld, sogleich nimmt er mich beim Arm und zieht mich gewaltsam fort, einen drink mit ihm zu nehmen.

Während wir, behaglich in unserm Wagen eingerichtet, uns von den Freuden der Jagd unterhielten und dem Vergnügen, das man empfindet, nun bequem in einem gut geheizten Raum zu sitzen, verfolgt uns der marshal bis hierher, um uns Lebewohl zu sagen;

er drückt uns die Hand, als wolle er sie zerquetschen, und wünscht uns glückliche Reise. „Ja so," fragt er uns, „haben Sie Dutch Heinrich gesehen? — Nein, aber wir haben sagen hören, er werde nach Dodge kommen. — Ich weiß," antwortete er, „aber ich werde ihn tödten . . . ." Dabei stieß er, indem er sein Wams öffnete und die Elfenbeingriffe der berühmten Revolver des berühmten Bill Hicock sehen ließ, gegen Dutch Heinrich eine Reihe von Verwünschungen aus, die in dem eleganten Salon des Herrn Pullman äußerst schlecht klangen. Der sich in Bewegung setzende Zug schnitt seinen letzten Fluch für unsere Ohren ab.

3. Januar.

Diese Notizen zeichne ich auf in einem behaglichen Zimmer von Palmer-House, dem besten Hôtel Chicagos; die Lagerstrapazen sind schon vergessen, aber unsere Finger, die erfroren waren, bleiben hartnäckig ohne Empfindung; der Tastsinn ist verschwunden; wir werden ihn erst im Frühling wiedererlangen.

So eilig wir auch waren anzukommen, haben wir unsere Route doch um fünf Stunden ausgedehnt, um die prächtige Brücke zu bewundern, welche die Stadt Saint-Louis über den Mississippi gebaut hat, ein Wunder an Eleganz und Kühnheit.

In Dwight, einer kleinen Stadt zwischen Saint-Louis und Chicago, zeigt der Conducteur des Zuges beim Durchschreiten der cars jedem Passagier den kleinen Pfuhl, wo der Erbe einer europäischen Königskrone die

schönste Jäger-Heldenthat vollführte, von der die Geschichte weiß: acht Enten mit einem einzigen Schuß. — Während der Prinz ganz stolz auf seinen Erfolg mit dem Sammeln seiner Opfer beschäftigt war, erschien ein Farmer und beanspruchte Ersatz für diese Jagd. — Es waren zahme Enten.

Noch ein letztes Mißgeschick war uns vorbehalten: die Billets, welche wir in Denver gelöst hatten, ergaben sich als verfallen; der Conducteur verlangte ein zweites Mal Zahlung; wir erhoben energisch Einspruch, doch er legte die Hand ans Alarmseil und drohte, uns unterwegs abzusetzen; man mußte sich bequemen. Unsere Expedition nach Dodge hatte uns nur noch wenige Dollars gelassen; dieser letzte Schlag ruinirte uns völlig; es blieben uns gerade fünfunddreißig Cents; an diesem Tage haben wir noch einmal nichts zu Mittag bekommen. Das ist uns am ersten Januar widerfahren; ein nettes Neujahrsgeschenk!*)

*) Ich muß bekennen, daß bei unserer Rückkehr nach New-York die Atchinson, Topeka and Santa-Fe Railroad-Gesellschaft uns das Fahrgeld auf unsere erste Reclamation hin zurückerstattet hat.

X.

Winter in Canada.

Die Niagara-Fälle. — Die Stromschnellen. — Die Brücken. — Blondin. — Ankunft in Canada. — Montreal. — Die Schlitten. — Anblick des St. Lorenz-Stroms. — Schlittschuhlaufen. — Quebec. — Die Jahreszeiten. — Canada erscheint wie eine alte französische Provinz. — Der Kegel von Montmorency. — Russische Bergfahrt. — Das Dorf Jeune Lorette. — Vermischte und ausgeartete Indianer. — Antipathie der Indianer und der „habitants“ gegen die Engländer. — Wir veranstalten eine Jagd auf das Karibu und das Elenthier. — Eine canadische Familie. — Snow shoes. — Die Regenhütte. — Schnee. — Rückkehr nach Quebec.

Ueber Toledo, Detroit, Buffalo sind wir an den Niagara gekommen; von all diesen Städten ist nichts zu berichten; die amerikanischen Städte unterscheiden sich von einander nur durch die Anzahl ihrer Straßenquadrate; Buffalo allein hat sich bei mir in Andenken erhalten: ein gewandter Spitzbube hat mich dort höchst geschickt von meiner Brieftasche befreit; zu seinem Glück hatte ich sie Abends vorher voll gespickt.

Ich kann nicht sagen, daß der Anblick der Niagarafälle mich gleich zur Bewunderung hingerissen hätte;

vielleicht fehlte mir das Dichterauge; ich hatte mir ein unbeschreibliches Wunder vorgestellt, und nun befand ich mich einem Wasserfalle gegenüber, dem eben seine Größe alles Hohe nimmt. Er ist ungeheuer, er ist nicht erhaben; die allzuebene Landschaft schadet der Wirkung, der allzuflache Rahmen verleiht dem Gemälde keine Tiefe. Der Blick verliert sich nach rechts und nach links; der gänzliche Mangel convergirender Linien zwingt die Augen nicht, auf irgend einem Punkte zu verweilen; mit einem Worte, die Natur spricht nicht zum Menschen: „Siehe".

Man muß zuerst alles, was man von Beschreibungen gelesen, alles, was man gehört hat, vergessen, die Schilderungen der Reisenden, das wundervolle Gemälde Chateaubriands; man muß sich einfach selbst vertiefen, seinen Blick auf einen einzigen Punkt heften; dann fühlt man sich allmälig von wachsender Angst befallen, und man geräth endlich in einen Taumel vor der Hoheit. Das Auge gewöhnt sich an den Nebel, der unaufhörlich dem brüllenden Schlunde entsteigt; das weniger betäubte Ohr vernimmt deutlicher des Niagara tausendfaches Getöse, jenen Donner der Gewässer, und all diese Empfindungen vereinigen sich in einer einzigen, man bewundert. Der Eindruck bleibt ein unaufhörlicher und wird, wie alle tiefen Eindrücke, mit der Zeit noch größer.

Ich habe die Fälle zur Zeit gesehen, wo sie am großartigsten sind: der Winter hat zu ihren Füßen

ungeheure Eisblöcke aufgehäuft; der Nebel erstarrt an den steilen Hängen und überzieht sie mit funkelnder Rüstung; die kleinen Bäche, welche aus einer Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß herabfielen, haben sich in durchsichtige Krystallsäulen verwandelt, während der Wasserfall mit seinen Fluthen Schnee- und Eisberge herabstürzt.

Wir wollen unter der flüssigen Wölbung durchgehen; der Steig, welcher unter dem von dem Falle beschriebenen riesigen Bogen herführt, ist von einer dicken, glatten Eisdecke überzogen: an den Füßen werden uns eiserne Krampen befestigt, man bekleidet uns mit getheerter Leinwand, die steif ist wie ein Kleid von Holz. Das sich brechende, zerstäubende Wasser trifft unser Gesicht als Reif, dringt durch alle Oeffnungen unserer schlecht getheerten Gewänder und macht uns starr vor Kälte; doch für die kleinen Unannehmlichkeiten dieses Spaziergangs „unter Wasser" sind wir reichlich belohnt worden durch den Anblick eines in seiner Gewaltigkeit erdrückenden Schauspiels.

Kaum wieder in unserm gewöhnlichen Anzug, legt schon ein Industrieller Beschlag auf uns und führt uns vor den Wasserfall. Er trägt zwei Stühle bei sich und zwingt uns mit Gewalt zum Sitzen: ein Instrument wird auf uns gerichtet: es ist ein photographischer Apparat! Wir wollen protestiren. Vergebens, das Unglück ist bereits geschehen: wir sind photographirt, mit dem Fall „dans" le dos, wie der

Künstler sich sehr richtig ausdrückte, das Ganze für vier Dollar; dann schleppen uns zwei Mädchen, die indianische Merkwürdigkeiten zu verkaufen haben, ohne Erbarmen vor ihre Glaskasten, zwingen uns, den ganzen werthlosen Kram einzeln zu betrachten, und suchen diese Waaren, die in ihrer rohen Arbeit nicht einmal als Andenken Werth haben können, uns sachte in die Taschen einzuführen.

Eine Meile ungefähr von den Fällen thalwärts bringt uns eine Hebemaschine, auch eine Unternehmung eines andern Industriellen, von dem hohen Uferrand hinab zum Niveau des Flusses; das Wasser schießt wallend heran, überstürzt sich in Strudeln, die brechenden Wogen spritzen schäumend auf, dann plötzlich friedliche Stille. Die von all dem Gestoße müden Fluthen haben endlich Ruhe nöthig und sinken in den großen Gegenströmungen in Schlaf. Alles, was der Fluß in seinem Zorne fortgerissen, was er in seinen tiefen Abgrund weggeführt hat, hält an und steigt wieder ans Licht; lange müssen hier mit den Stämmen entwurzelter Bäume die Leichname der Ertrunkenen kreisen.

Zwei Hängebrücken gehen über den Strom und verbinden das amerikanische Ufer mit dem canadischen; die Eisenbahn fährt über die eine, die andere dient nur für Wagen und Fußgänger. Zwei rothe Ziegelsteinpfeiler bezeichnen die Stelle, wo eine dritte zum ausschließlichen Gebrauch eines einzigen Mannes hergestellt wurde: ich meine das Seil, auf dem Blondin

den Niagara wiederholt überschritt, bald die Augen verbunden, bald die Füße in Körben, ein anderes Mal endlich die Schultern mit einem Manne beladen, der nach der Aussage der Augenzeugen, um das Gleichgewicht wenig bekümmert, an allen Gliedern zitterte. Das zur Verbindung der beiden Flußufer angewandte Verfahren verdient wieder erwähnt zu werden: man ließ einen Papierdrachen nach dem andern Ufer hinüber; damit war die Verbindung hergestellt; an der Schnur des Drachen befestigte man eine Leine und an der Leine ein dickes Seil.

Mit dem Verlassen des Niagara verlassen wir auch die Vereinigten Staaten; wir überschreiten die canadische Grenze und kommen am folgenden Tage in Montreal an.

Montreal! welches Leben! welches Treiben! die Straßen sind voll von einer belebten Menge; man eilt, man läuft; die Kälte verbietet jedes Stillstehen; jeder fürchtet für seine Ohren. Schnee-Lawinen fallen von den Dächern und vergrößern noch die beiden weißen Mauern, zwischen denen sämmtliche Straßen hinführen; die Fußgänger sind ganz überschüttet worden: sie bleiben nicht stehen, um sich abzuklopfen, sie schütteln den Schnee im Laufen ab. Unter Schellengeläute kreuzen sich Schlitten in rascher Fahrt; trotz des rauhen Klimas ist den Pferden der Winterpelz mitleidslos geschoren; sie rennen darum nur um so schneller; ihre glänzend gefärbten Troddeln heben die Färbung des Wetters; welch ein Vergnügen, sich in warmes Pelzwerk, das

im Schnee noch nachschleift, eingehüllt und in tollstem Jagen fortgeführt zu fühlen; mehr von der Kälte als der Karbatsche gepeitscht, beschleunigt das Pferd seinen Lauf, und man gleitet ohne Stöße über die glänzende Fläche dahin; das Silbergetön der Glocken erklingt in den fröhlichsten Allegros, und in dem schnellen Takte erscheint das Rennen noch schneller.

Die Kutscher sind in dicke Kapuzenmäntel gekleidet, sämmtlich aus wildem Katzenfell, und um die Taille mit einem farbigen Gürtel zugeschnürt; die große Mütze geht bis über die Ohren herab; die ungeheuren Hände stecken in Faustshandschuhen, die ein Elephant anziehen könnte. Sie sind stets in Bewegung, bald den Hals reckend, um über das Kreuz ihres Pferdes weg auszuschauen, ob nicht ein Schlitten entgegenkommt; bald sich nach rechts, oder nach links neigend, um das Gleichgewicht ihres Gefährts wieder herzustellen. Gegen die Kälte abgehärtet, gegen den Wind unempfindlich, der ihnen das Gesicht peitscht und den Bart mit Reif überzieht, zeigen sie sich von ganz besonderer Zuvorkommenheit und Höflichkeit und sind peinlich besorgt, dich in die Bisonfelle einzuwickeln.

Pelzwerk in Ueberfluß! jeder wickelt sich in seinen Pelz. Die Haarseite ist außen; die Männer gleichen großen wilden Thieren; der Anblick der Frauen ist, mit Bedauern muß ich es sagen, um nichts menschlicher. Montreal bietet uns das seltene Schauspiel, daß Bären, Wölfe, Robben in den Straßen der Stadt frei umher-

gehen. Man drückt seine Mütze von Marder- oder Fischotterfell, den casque, bis über die Augenbrauen ins Gesicht; man zieht den Rockkragen, oder das Halstuch bis über die Nase herauf, und von dem ganzen Gesicht ist nichts zu sehen, als zwei durch einen Frost von fünfundzwanzig Grad mit Thränen erfüllte Augen. Die Coquetten, oder die Modedämchen versuchen wohl, das Gesicht völlig frei zu lassen, doch ich weiß nicht, ob das sonderlich vortheilhaft ist; die Kälte ist ein schrecklicher Feind der Schönheit; die Wangen sind allzu rosenroth, die Nase in ihrer Purpurfärbung sticht gar zu grell gegen das Pelzwerk ab, die Augenlider schwellen an. Die Füße der Passanten sehen Füßen nicht mehr ähnlich: man packt sie in drei Paar dicke wollene Strümpfe und steckt das Ganze in Socken von Damhirschhaut oder in Gummischuhe. Ohne solch anhaftende Sohlen wäre es unmöglich, sich auf dem Glatteis der Trottoirs im Gleichgewicht zu halten; ich habe die böse Erfahrung selbst gemacht: beim zehnten Schritt habe ich mich der Länge nach hingelegt, zum großen Glück gerade vor der Thür eines Gummischuhverkäufers. Ich brauchte nur einzutreten.

Von der Höhe der benachbarten Hügel aus kann man die Stadt mit einem Blicke überschauen: Montreal ist weiß wie Zucker; es ist eine große Schneemasse. Der St. Lorenz-Strom dient diesem Gemälde als Rahmen; die fünf Kilometer lange Victoriabrücke überspannt triumphirend den Fluß. Uebrigens ist der

St. Lorenz im Januar kein Fluß mehr; es ist dann ein Weg, der sich nicht rührt; eine Eisdecke von vier Fuß Dicke gestattet auch den schwerstbeladenen Schlitten, ihn furchtlos zu befahren. Wir hatten gehofft, über den fest gewordenen Fluß auf den raschen ice-boats hinzueilen, jenen berühmten Seglern auf Schlitten, die der Wind mit erschreckender Schnelligkeit treibt; doch auf dem St. Lorenz-Strom trifft man sie nur selten; der Weg ist in der That nichts weniger als eben; die herangetriebenen Blöcke haben sich in buntem Durcheinander aufgethürmt und sind, von der Strömung gedrängt, übereinander gesprungen; das alles bildet ein Gewirr von Felsen, Pics, scharfen Spitzen, ein wahres Chaos; die Eisboote können nicht wohl über solche Hindernisse weg; wir werden sie in ihrem eigentlichen Vaterlande, auf dem Hudson, finden, den sie täglich besegeln und wo sie an Schnelligkeit mit den Expreßzügen wetteifern, die am Ufer hinfahren.

Schlittschuhlaufen ist das Hauptvergnügen der Canadier, die darin eine unglaubliche Geschicklichkeit zeigen, indem sie die wunderlichsten Zickzacks beschreiben, oder sich mit der Geschwindigkeit eines Kreisels um sich selbst drehen. Die Frauen lieben diese Körperübung leidenschaftlich; was die Kinder anbelangt, so führen schon die jüngsten Wunder von Behendigkeit und Gelenkigkeit aus. Die Bevölkerung kommt hier, wie das Fuhrwerk, entschieden nicht von den Schlittschuhen herunter: man geht nicht, man gleitet. Die ernsten

Leichenwagen selbst ruhen auf Schlitten; ohne Stoß, ohne Erschütterung, bringen sie ihre Schutzbefohlenen zur letzten Stätte; die Schlitten der Verwandten und Freunde folgen langsam hinterher; der Zug geht geräuschlos vorüber und verschwindet schweigend wie eine Gespenster-Erscheinung.

Man kennt wohl die Zeit, wann der Zug von Montreal abgeht, aber man weiß nie, wann er in Quebec anlangen wird. Auf einem stets durch Schnee versperrten Geleise kommt er langsam vorwärts, oft bleibt er stecken, bisweilen gleitet er selbst zurück. Vier Maschinen sind hinter eine mächtige Schneeschaufel gespannt, doch diese ungeheure Pflugschar dringt nur sehr langsam durch die compacte Mauer durch, die über einen Meter in der Höhe mißt. Wir langen in Quebec mit einer kleinen Verspätung von nur fünf Stunden an: unsere Reise ist unter guten Umständen von Statten gegangen.

Vor Quebec ist der St. Lorenz-Strom nicht vollständig zugefroren; der Fluß treibt Eis- und Schnee-Inseln heran, doch Ebbe und Fluth, welche hier sehr stark sind, hindern die Inseln, sich fest zu verbinden und, wie sich die Einwohner ausdrücken, „le pont de glace“ zu bilden. Die Eisbrücke bildet sich ungefähr alle vier Jahre einmal, und das ist die einzige Brücke, die es in Quebec giebt. Man muß also mit dem steamboat über den Fluß, trotz der Bänke, die mit der Strömung herabkommen und bisweilen eine Meile

lang, vierhundert Meter breit und mehrere Fuß dick sind. Den einen Schollen weicht das steamboat aus, andere durchschneidet und rennt es über den Haufen; es nimmt einen Anlauf, fährt nöthigen Falls etwas zurück, um besser in Schuß zu kommen; seine Bauart hilft ihm über das Eis weg, das er durch sein eigenes Gewicht zerbricht; die schwimmende Insel spaltet unter großem Getöse, zahlreich finden Einstürze statt, die scharfen Spitzen fallen übereinander, und wir bleiben einen Augenblick unbeweglich; das wackere kleine Boot verliert den Muth nicht; es schnaubt, als sollte ihm der Athem ausgehen; eine neue Anstrengung, ein neuer Stoß und neues Krachen: wir sind durch.

Schiffer machen dem steamboat Concurrenz und fahren gleichfalls über den St. Lorenz hinüber; wenn sie jenen ungeheuren, schwimmenden Bänken begegnen, legen sie daran an, begeben sich kühn auf die bewegliche Unterlage hinauf, lassen ihr kleines Boot bis zum andern Rande gleiten und machen es dort wieder flott; so erreichen sie das Ufer halb zu Wasser, halb auf den Schollen, bald rudernd, bald schiebend.

Wir haben den Tag unserer Ankunft in Quebec gut gewählt; mehr als einunddreißig Grad Celsius, das ist der kälteste Tag dieses Winters. Ich war auf die Brücke hinaufgestiegen, um die Ueberfahrt über den Fluß besser zu sehen. Nach einigen Minuten nähert sich mir ein Herr, der ohne Zweifel aus demselben Grunde dorthin gekommen ist: „Mein Herr," sagt er

mir sehr verbindlich, „Sie werden besser thun, in die Kajüte hinabzugehen, Ihre Nase ist erfroren.“ — „Mein Herr,“ antwortete ich ihm ebenso verbindlich, „ich glaube, wir werden gut thun, zusammen hinabzugehen.“ In der That bot die Nase des mich Anredenden in ihrer gefährlichen Weiße einen nicht minder beunruhigenden Anblick, als die meine.

Der Winter dauert in Canada die Hälfte des Jahres, und gleichwohl liegt Quebec unter demselben Breitengrade wie Paris. Ende October beginnt der Schnee über das Land jenen ungeheuren Teppich auszubreiten, der sich bis zum Pole hindehnt. Im April tritt das Thauwetter ein; man stelle sich vor, was ein Aufthauen dieser weißen Gebirge bedeuten will! Bisweilen hat man im Boote durch die Straßen Montreals spazieren fahren können. Ein Monat genügt nicht zum Schmelzen einer so ungeheuren Masse: noch im Mai ist der Straßenkoth mit Schnee untermischt, und die grundlosen Wege sind nur auf Schlitten ohne Eisen passirbar; für die Canadier ist das der Monat der Ueberschwemmungen und schrecklichen Eisgänge des Stromes. Der Sommer endlich bringt ihnen Wärmegrade, die bisweilen höher, stets aber unerträglicher sind, als die unsern. Darum bleibt der Winter auch trotz der Kälte die fröhlichste Jahreszeit, auf dem Lande die Jahreszeit der Muße: die habitants wissen sich unter sich zu amüsiren, ohne ihre Farmen zu verlassen; es ist die Zeit der großen Schmausereien, der

langen plaudernd verbrachten Abende; die Ackersleute können das Land nicht bestellen, wenn es sechs Fuß hoch mit Schnee bedeckt ist; die Holzhauer, die Flößer können ihr Holz nicht zum Thalweg hinabschaffen, wenn die kleinen Flüsse gefroren sind. Jeder macht gute Miene zum bösen Spiel und unterwirft sich ohne Murren der mühsamen Arbeit, nichts zu thun zu haben.

Quebec zeigt nicht den belebten Charakter Montreals; die auf einer Anhöhe liegende Stadt scheint etwas traurig auf den großen Strom hinabzuschauen, der ihr zu Füßen fließt; viele Treppen, zahlreiche Ausblicke auf Fluß und Land, die Forts, welche sie umgeben, und die Felsen, welche sie tragen, geben ihr einen malerischen Anblick; eine äußerst steil ansteigende Auffahrt führt zur Oberstadt; ehemals erhob sich am Fuße ein ganz enges Thor, das kaum einem Schlitten Durchgang gewährte; seit fünf Jahren ist dieses Thor niedergelegt; die Originalität hat dabei verloren, aber der Verkehr gewinnt dadurch.

Quebec ist kein Centrum für Geschäft und Handel; es ist vielmehr die Stadt der Aristokratie, oder der müssigen Vermögen, denn es giebt wenig Aristokratie in Canada. Indessen ist es der Stolz einiger englischen Familien, von den ersten Besitznehmern abzustammen. Was den französischen Adel betrifft, so ist er dem Aussterben nahe: übrigens bezeigt ihm das Volk wenig Achtung: es verzeiht ihm nicht, seiner Zeit die unselige Politik Ludwig XV. gebilligt zu haben,

welcher es den Engländern auslieferte, es vergißt nicht die geringschätzenden Ausdrücke, mit denen man diese Abtretung rechtfertigte: „einige Morgen Schnee;“ und um ihn durch ein Wort zu brandmarken, hat es ihn „Noblaille“ genannt.

In Ottawa, der Hauptstadt der Dominion, und in Montreal sind das Englische und das Französische gleich verbreitet; die Civilpapiere werden in beiden Sprachen abgefaßt; in der Kammer, am Gericht, bedient man sich ohne Unterschied der einen wie der andern. In Quebec hingegen ist fast ausschließlich das Französische im Gebrauch; das Volksidiom hat siegreich der englischen Herrschaft und dem Einfluß der Vereinigten Staaten widerstanden. Die Sprache, welche man dort redet, ist allerdings nicht die unsere, es ist das Französisch des vorigen Jahrhunderts; ganz Unter-Canada macht den Eindruck einer alten französischen Provinz, die seit zweihundert Jahren abgeschlossen geblieben wäre: eine voiture ist ein carrosse; der cocher ist ein charretier; er hat nicht die habitude, schnell zu fahren, sondern er hat die accoutumance. Was den Accent betrifft, so ist er rein normannisch geblieben; die Normannen nämlich sind wie die Picarden und Bretonen die Väter der Franco-Canadier. Einige englische Wörter haben mit großer Mühe Bürgerrecht erhalten; das Wort traîneau z. B. kommt fast nicht mehr vor; man sagt une sleigh, das ist kürzer; doch die im Lande gedruckten Bücher oder Zeitungen haben

diesen Eingriffen einen erbitterten Krieg erklärt; ja vielleicht geht die Reaction allzu gewaltthätig vor, wenn sie sich gestattet, chelin statt shelling, und coronaire für coroner zu schreiben.

Zwei, die Touristen stark anziehende, und von allen Kutschern, den obligaten Führern, gerühmte Punkte sind die Fälle bei Montmorency und das Indianerdorf Jeune Lorette. Der Fall von Montmorency bietet im Winter eine merkwürdige Erscheinung: der beim Aufprall der Wasser emporsteigende feine Staubregen krystallisirt und bildet, indem er als fester Schnee unaufhörlich auf dieselbe Stelle niederschlägt, schließlich einen riesigen Eiskegel. Dieser hundertfünfzig Fuß hohe Zuckerhut eignet sich wunderbar für einen der beliebtesten und unterhaltendsten sports der Canadier: man nimmt auf der Schulter einen leichten Schlitten mit, ein einfaches am Ende aufwärts gebogenes Birkenbrett, kaum einige Linien dick; oben auf dem Kegel angekommen, wirft man sich auf den Schlitten und fährt den Abhang mit schwindelnder Schnelligkeit hinab; man lenkt (wenn man im Fallen lenken kann) mit Hülfe eines kleinen Stockes. Dieses Vergnügen ist nicht gefahrlos; die Fremden wagen es überhaupt nicht; aber die Canadierinnen sind darauf ebenso versessen, wie aufs Schlittschuhlaufen. In Montreal spielen die Schneeabhänge dieselbe Rolle, wie hier in Montmorency der Kegel. Die Schnelligkeit ist, ich wiederhole es, eine erschreckende; man gleitet nicht, man fällt: ein dafür

Schwärmender hat mir versichert, den einen Kilometer langen St. Anner-Abhang in siebenundsechszig Secunden hinabgefahren zu sein!

Was das Dorf Jeune Lorette betrifft, habe ich, so sehr ich auch meine Augen aufthun mochte, keinen einzigen Indianer dort gesehen. Was die würdigen Quebecer Rosselenker „Wilde" nennen, sind biedere Leute, zumeist Jäger, seit drei oder vier Generationen mit Franzosen vermischt, nach französischer Mode gekleidet, französisch und englisch sprechend, dafür aber ihrer ursprünglichen Sprache sich nicht mehr erinnernd, und sicherlich gebildeter als neunzehn Zwanzigstel unserer Bauern. Sie bauen sich Häuser, wie die unsern; sie haben eine katholische Kapelle und eingeborene Priester; einer der Häuptlinge ist Notar, ein anderer Schulmeister. Haben sie indessen als Tracht die wenig anmuthige Kleidung der civilisirten Völker angenommen, so haben sie in ihrem Schranke auch das ehemalige National-Kostüm aufbewahrt; dieses Kostüm erblickt das Tageslicht nur bei Gelegenheit des St. Jean-Baptisten-Festes: an diesem Tage bekleiden sich alle Mestizen mit der großen Federmütze und der Mitasse, jener Hose, die nur an einem Faden hängt, da sie weder Schlitz noch Hintertheil hat; sie ziehen die gestickten Mocassins an und folgen der Procession. Ich habe unter ihnen keine verdächtige Physiognomie bemerkt; nur die Lebhaftigkeit des Blicks zeugt für ihre Abkunft, vielleicht auch die unglaubliche Leidenschaft, die sie für das Feuerwasser

behalten haben. Alles in Allem sind sie die letzten Vertreter einer ehemals mächtigen, heute verschwundenen Race, der Huronen. Die Irokesen sind nicht glücklicher als die Huronen; die Ueberlebenden ihres Volkes bilden die Bewohnerschaft eines kleinen Dorfes bei Montreal, Canguawhaga: es sind Fischer; erstere sind Jäger. Vor Zeiten lagen diese beiden rivalisirenden Stämme unaufhörlich miteinander im Kriege; inzwischen aber haben sie einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen bekommen, der sie schnell vernichtet hat: die Civilisation.

Diese Mestizen lieben die Engländer nicht; auch haben sie sich nicht mit ihnen, sondern mit den Franco-Canadiern vermischt; niemals in der That hat die sächsische Race die Völker, über welche sie ihre Herrschaft ausdehnt, mit sich verschmelzen können; sie besitzt keine Verbündeten, sie hat nur Unterthanen. Gleichwohl ist die Politik der Engländer in Canada eine milde und versöhnliche. Sie erkennen die Indianer als die wirklichen Eigenthümer des Bodens an, der den Fertile Belt umschließt, quitt damit, wenn sie ihnen diesen Boden zu niedrigem Preise abkaufen; diese geschickte Schmeichelei hat ihnen die langen und mörderischen Kriege erspart, welche die Vereinigten Staaten beunruhigen und in, bei einer Nation, die China mit Schiffsladungen Opium überschwemmt, bemerkenswerther Gewissenhaftigkeit haben sie nicht einmal gesucht, die Stämme durch Freigebigkeit mit Whisky zu Grunde zu richten.

In Lorette engagiren wir zwei Indianer, die uns im Gebirge als Führer dienen und unser leichtes Jägergepäck tragen sollen; Peter, der bejahrtere unserer Führer, ein gutmüthiger Alter, zählt neunundsiebenzig Jahre; das Alter hat ihn noch nicht geschwächt, er geht mit ungebeugtem Nacken. Vor dem Aufbruch schenke ich ihm ein mächtiges, bis an den Rand gefülltes Glas Cognac ein; er erhebt sich respectvoll, nimmt das Glas mit der einen Hand, schwenkt den Hut mit der andern und sagt zu mir: „Es gilt Ihnen, werther Herr.“ Nach diesen Förmlichkeiten und nachdem der Brandy verschwunden, besteigen wir den Schlitten, dessen zwei nebeneinander gespannte Pferde uns zwanzig Meilen weit fortbringen sollen.

Der Brandy wirkt schnell und unser guter alter Peter wird unerträglich geschwätzig; die Kälte ist furchtbar schneidend, und der Alte, zu sehr mit Sprechen beschäftigt, bemerkt nicht, daß seine Nase dem Erfrieren nahe ist. Man warnt ihn, daß er sich reiben soll. Der gute Peter, durch eine zerlumpte Jacke nur schlecht geschützt, verschwindet unter dem Pelzwerk des Schlittens; doch bald streckt er den Kopf aus den Bisonfellen hervor und klagt über kalte Füße: „Pah!“ sagt ihm sein Sohn roh, „du weißt recht gut, daß du keine mehr hast.“ Dem Alten waren einst die Füße erfroren und er hatte die Zehen verloren.

Nichts ist heimtückischer als die Kälte: der bedrohte Körpertheil erstarrt und wird fühllos; die Gefahr stellt

sich gerade dann ein, wenn man sich vollständig sicher glaubt; man erfriert, ohne es zu ahnen. Sind die Füße nur im geringsten naß geworden, so läuft man große Gefahr, sich von ihnen trennen zu müssen; seltener verliert man Nase, oder Ohren. Wir überwachen uns indessen aufmerksam, und jeder warnt seinen Nachbar, sobald ein Theil von dessen Gesicht jene beunruhigende fahle Färbung zeigt, die auf einen Stillstand in der Blut-Circulation hindeutet.

Trotz Kälte, Wind und dichtem Schnee erreichen wir mit Sonnenuntergang eine Hütte, wo ein armer Canadier wohnt mit seiner Frau und sieben Kindern jeder Größe von anderthalb bis hinauf zu sechs Fuß. Die Kleinen werden bald dreist und klettern uns auf die Kniee. Die ganze Schaar schläft zusammen in einer ungeheuren Lade, auf deren Boden ein einfacher Strohsack ausgebreitet ist; um mich zu ehren, will man sie ausquartieren und mir die Lade reserviren; aber ich habe die jüngsten sich den Kopf kratzen sehen, und die Lade gar zu stark bewohnt fürchtend, bedanke ich mich für eine solche Zuvorkommenheit energisch; meine beiden Wilden breiten meine Decken auf den Brettern des ehelichen Gemaches aus und ich schlafe ruhig auf dem Boden ein.

Nachdem ich am Morgen gefrühstückt und an den ganzen Schwarm kleines Silbergeld zum Kaufen von catins (Puppen) ausgetheilt habe, ziehe ich meine snow-shoes an. Es ist das erste Mal, daß ich in

dieser Fußbekleidung, oder besser gesagt auf dieser Fußbekleidung gehe, die ein Einsinken in den Schnee verhindert: es sind riesige Racketts, denen ähnlich, deren man sich beim Federballspiel bedient; Riemen aus Elenhaut gehen um den Fuß und kreuzen sich so, daß das Rackett durch nichts als die Finger gehalten wird; niemals hebt sich das Rackett ganz, das Ende schleift stets über den Boden; der Fuß bildet mit seiner Bekleidung durchaus nicht ein Ganzes, und die große Schwierigkeit besteht darin, den Fuß immer gerade auf dem Netz aus Kuhsehnen zu halten. Nichts ist leichter, als mit diesen snow-shoes über ebenes Terrain zu gleiten, ermüdend aber und beschwerlich ist es, in den Wäldern mit all ihren Unebenheiten darauf zu laufen.

Unsere beiden Indianer, vor einen leichten Birkenholz-Schlitten, und wir alle an unsere Racketts gespannt, erreichen so eine baufällige Hütte, wo wir die erste Nacht zubringen sollen. Wir zünden ein großes Feuer an und ich bin glücklich über die lebhafte, lustige Flamme, die unsere Glieder wieder gelenkig macht; ich sollte mich nicht lange freuen: die Decke ließ allenthalben die Zugluft durch; viele Bretter fehlten, und in dem Maße wie der Rauch aufstieg und durch alle Spalten hinausdrang, schmolz der Schnee und fiel in dicken Regentropfen herab; die Hütte hatte keine Thür und der Wind schlug einen dichten, beißenden Qualm ins Innere nieder; meine Indianer unterschied ich nicht von der einen zur andern Seite des Feuers; während ich hustete,

als müßte mir die Brust zerspringen, und während meine Augen heiße Thränen weinten, bereiteten meine Huronen das Abendbrod, ohne belästigt zu scheinen; ich machte nicht lange, sondern wickelte mich in mein Pelzwerk, das ich mir noch über den Kopf zog, in dem Versuch, so dem abscheulichen Rauch jeden Zutritt zu versagen. Eitles Bemühen! auch der Regen, der, durch das Feuer unterhalten, vom Dache traufte, wurde allmälig doppelt stark. Bei Sonnenaufgang waren meine Decken durchtränkt; nach einer Stunde gefroren sie und verwandelten sich in Bretter.

Kaum getrocknet muß man sich wieder auf seine Racketts begeben und den Wald durchstreifen auf der Suche nach Spuren; unsere Führer versprechen uns Karibu-Fährten. Der Tag vergeht: wir finden nichts. Wir wollen nicht mehr in der Regenhütte schlafen, wie unsere Huronen sie nennen; es wird ein passender Platz gesucht, der Schnee gestampft, und darüber eine dicke Lage grüner Tannenzweige gebreitet. Der Schnee fällt in dicken Flocken; gerädert und zerschlagen, sinken wir in tiefen Schlaf; am andern Morgen lastet ein ungeheures Gewicht auf uns; wir messen den Schnee auf unsern Decken: er ist siebenzehn Zoll hoch gefallen!

Und wieder soll der Wald durchstreift werden! Verdrießlich lege ich meine Racketts an und wandere hinter den Huronen her, eine Beute finsterer Schwermuth. Trotz unserer Racketts sinken wir über einen Fuß in den Schnee; bis an die Kniee treten wir in

die noch widerstandslose weiße Hülle ein. Mißt die Decke einmal sechs bis sieben Fuß, so gleitet das Rackett flott über alle abgestorbenen und im Wege liegenden Bäume hinweg; ohne Schwierigkeit geht's über die Köpfe der kleinen Fichten dahin; aber ach! heute ist dem nicht so. Ein Mal verschwinde ich plötzlich; der Schnee hat nachgegeben und ich falle zwischen die Knorren und spitzen Aeste; ich setze eine thörichte Eitelkeit darin, meine Führer nicht herbeizurufen, und so zappele ich eine gute halbe Stunde in einem Trichter herum; so oft ich versuche herauszuklettern, gleite ich auch wieder bis unten hinab. Ich tobe, fluche und schwitze, trotz einer Kälte von fünfundzwanzig Grad, dicke Tropfen. Zuletzt klammere ich mich mit Füßen, Händen, Knieen, Ellenbogen, Zähnen an und komme so mit einem zerbrochenen Rackett heraus; das andere ist unten im Loch geblieben. Während ich Athem schöpfe, kommen meine beiden Führer zurück: keine Karibu-Fährte zu finden.

Noch drei oder vier Tage mache ich ganz in derselben Weise Fiasko; wir durchstreifen den Wald, wir überschreiten Seen und Flüsse. Die Kälte ist mechant, wie die Huronen sagen: Eis bildet sich auf drei Fuß vom Feuer. Der gute alte Peter hat nichts als eine Decke mitgenommen und zittert jede Nacht vor Kälte; wie St. Martin theile ich mein Bisonfell mit ihm. Eines Morgens entdeckte ich einige Eisnadeln im Cognac; soll man sie der Dosis Wasser zuschreiben, womit der

Verkäufer seine Getränke versetzt? An einem andern Morgen machen wir eine noch trostlosere Entdeckung; der Kutscher hat uns verlassen und eine Flasche Brandy, die letzte, gestohlen. Mein guter Peter ist bis zu Thränen betrübt; dafür entdecken wir noch nicht das Geringste von Karibus.

Die Wälder sind prächtig: die schwarzen Tannen sind mit großen Massen funkelnden Schnees bedeckt; jeder Zweig trägt eine weiße Last. Bisweilen, wenn der Wind sich hebt und sie schüttelt, fällt das Winterkleid in Lawinen nieder, in der Luft lange, blendende Streifen erzeugend. Morgens tragen die reifbedeckten Bäume Diamantschmuck. Die Seen besonders sind schön: diese großen, leicht blaugefärbten Schneeflächen funkeln im Sonnenlicht und erscheinen in ihrem düstern Tannengürtel in kräftiger Fassung; nicht eine Rauhheit, nicht ein Fleck, nicht ein Schatten auf dieser unerträglichen Weiße. Ach! nicht einmal eine Karibu-Fährte!

Wir zerschlagen das Eis, um Forellen für unser Abendbrod zu fischen. Das Betreten dieser Seen ist nicht gefahrlos; die meisten werden von warmen Quellen gespeist; es kommt oft vor, daß die über diesen Quellen allzu schwache Decke unter dem Gewicht des Fischers bricht; nur sehr selten kann er dann den Ertrag seines Fanges ins Lager heimbringen.

Am Abend, während wir einen magern Kuchen à la Urwald essen und mein guter Peter das Fehlen des Brandys beklagt, sagt mir sein Sohn: „Herr, morgen

werden wir vielleicht Karibus sehen.“ — „Wir werden sicherlich keine sehen, denn morgen kehren wir nach Quebec zurück.“ Und so geschah's.

Endlich habe ich eins jener Karibus gesehen, für die wir so viel Beschwerden ausgestanden haben: es war ausgestopft und diente einem Pelzhändler als Schild; grau, mit einem kleinen, weißen Haarbüschel unter dem Halse, ist es ganz einfach eine Hirschart, ein sehr gewöhnliches Thier.

XI.

Der Süden.

Der Hudson. — Charleston, eine ruinirte Stadt. — Neger und Mulattinnen. — Das graue Moos. — Savannah. — New-Orleans. — Der Carneval. — Verfall der Süd-Staaten. — Jagd auf den bayous.

Nach diesem kurzen Ausflug nach Canada kehren wir in die Vereinigten Staaten zurück; den Osten und Westen dieses weiten Gebietes kennen wir; es bleibt uns noch der Besuch des Südens.

Die Eisenbahn, welche uns von Montreal nach New-York zurückbringt, führt den untern Lauf des Hudson entlang; um diese Jahreszeit hat er seine Schönheit verloren; die Bäume sind entlaubt, und die kahlen Ufer schließen nichts als eine Eismasse ein. Wir hatten den so gerühmten Strom schon bereist, wenn der Sommer seine Hügel mit sammetartig schillerndem Grün schmückt; manche Stellen sind malerisch; unterhalb New-Burgh erweitert sich der Hudson zuerst zu einem wahren See, und verengt sich dann, um die Highlands zu durchbrechen, wobei er zwischen den steilen, grauen Felsen zornig oft völlig umkehrt. Der Hudson sollte indessen

nicht mit dem Rhein verglichen werden; ein Vergleich ist gar nicht möglich zwischen einem Strom, der nur allzu beständig sich selbst gleich bleibt, und einem Strom, der bei jeder Drehung seine Breite, seine Ufer, seine Berge, kurz seinen ganzen Charakter ändert. Außerdem hat der Hudson zu viel Industrie, um wirklich künstlerisch zu sein; während der Rhein seine Poesie den alten Burgruinen verdankt, sind kaufmännische Etablissements der Stolz des amerikanischen Stromes; auf seinen malerischen Gipfeln machen sich ungeheure Hôtels breit, welche die anmuthige Wirkung der Hügel zerstören und beweisen, daß jene horazische Regel Unrecht hat:

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

In New-York halten wir uns nur wenige Tage auf; wir schiffen uns nach Charleston auf einem Küstenfahrer ein, den die Prospecte der Gesellschaft unter allen steamers für den schönsten und comfortablesten erklären. Die Amerikaner in ihrem Abscheu vor Ueberflüssigem haben eine Schiffsmannschaft von höchstens fünf oder sechs Personen: der Commandant kommt in bewundernswerther Weise seinem dreifachen Amte als Capitain, Steuermann und Matrose nach: das Alter, Schiffsjunge zu sein, hat er überschritten. Der Herr Koch, ein frecher, roher Mulatte, wie es die Regel will, hat, glaube ich, vor der Abreise die Wette gemacht, alle Passagiere zu vergiften; doch unser glücklicher Körper widersteht seinen allmäligen Vergiftungen, und nach dreitägiger Fahrt laufen wir in die Bai von Charleston ein.

Wir fahren dicht unter dem Fort Sumter vorbei; stolz beherrscht es die Bucht und schützt sie wie ein vorgeschobener Posten. Die Stadt bietet ein schmuckes Bild: auf einem Kap schieben sich ihre weißen Häuser weit in den Zusammenfluß der beiden Ströme Ashley und Cooper vor, deren jeder für sie die Hälfte eines Gürtels bilden. Das Meer ist still, die Stadt auf seinen ruhigen Fluthen sanft eingeschlafen. Bezaubert von diesem anmuthigen, vielversprechenden Anblick, steigen wir ans Land; doch man darf bei Städten ebenso wenig wie bei Menschen nach dem Aeußern urtheilen.

Charleston ist unglücklicher als eine todte, es ist eine im Sterben liegende Stadt. Sie erhob als erste die Fahne der Empörung gegen den Norden; sie ist es, die am grausamsten gezüchtigt wurde; durch den General Beauregard heldenmüthig vertheidigt, ertrug sie ein schreckliches Bombardement ohne Zagen. Sie hat ihre Ruinen noch nicht wieder aufgerichtet. Sie bietet in erschütterndem Vereine vergangenen Glanz und gegenwärtiges Elend. Ihre weißen Marmorpaläste zeigen Risse; grünes Moos überzieht sie wie Aussatz, stets dicker und widriger; die anmuthigen Balcons aus spitzenähnlich feinem Eisenwerk werden vom Rost zerfressen. Kläglich neigen sich die rothen Sandsteinsäulen windschief nach allen Richtungen. Im Innern trauert man dem ehemaligen Glanze der Familien nach; die weiten Salons stehen voller Andenken des Luxus, doch kein neuer Reichthum gesellt sich den alten Reichthümern

zu. Die Bilder der Ahnen, der Enkel Stolz, sehen melancholisch den Verfall ihres Hauses. Man hat ein peinliches, drückendes Gefühl des Unbehagens in diesen weiten Gemächern, deren Besitzer würdig die Armuth tragen, und man wird von einem unbestimmten Mitgefühl, einer aufrichtigen Theilnahme für diese Menschen ergriffen, die heute um so elender sind, als sie einst sehr reich waren.

Das Gras wächst in den öden Straßen; große Geier hüpfen umher und übernehmen die Reinigung; in ihrer Gefräßigkeit passen sie wunderbar zu diesem Amte, und sie erweisen sich ebenso nützlich wie die Hunde in Konstantinopel. Einige Straßen sind jederzeit derartig sandig oder schmutzig, daß man sich genöthigt gesehen hat, Bretterbahnen auf ihnen anzulegen; die halb wurmstichigen Bretter werden bisweilen von einem gar zu schweren Pferde eingetreten; man stopft das Loch mit etwas altem Holze wieder zu, und die cars rollen aufs neue in ihrem eintönigen Trott darüber hin.

Allmälig haben sich die Deutschen in dieser verfallenen Stadt niedergelassen; sie haben die Trümmer durchwühlt, um Reichthum zu suchen; sie herrschen auf den Ruinen; und die wenigen sorgfältig gehaltenen Häuser, mit ihren großen Rhododendron und den die Luft mit Wohlgeruch füllenden Orangenbäumen, diese Häuser gehören niemand anders als ihnen.

Kreolen giebt's nicht mehr, und die Neger allein

machen den Deutschen den Rang streitig; sie wiegen Geist und Vermögen durch die Zahl auf; sie haben Vertreter im Rathe der Stadt und des Landes. Ihre Anmaßung und Selbsteingenommenheit sind aufs Aeußerste gestiegen; weitaus zahlreicher als die Weißen, haben sie diese ihre Rohheit schwer fühlen lassen. Ihre äußere Erscheinung ist erbärmlich: das Tuch ihrer Hosen ist so durchlöchert, daß es grobem Spitzenwerk gleicht; durch ihre Hüte ist gewöhnlich der Himmel sichtbar. Die Armuth tödtet eine große Zahl von ihnen; unter den Kindern beträgt die Sterblichkeit fünf schwarze auf ein weißes. Eine Dame von Charleston hatte unter ihren Sclavinnen eine prächtige Negerin, Mutter von neun Kindern; diese Negerin wollte, durch den Triumph des Nordens frei geworden, auch als freie Frau leben: sie wußte nicht, daß der Freiheit eine Lehrzeit ebenso nothwendig ist, wie jedem neuen Stande. Binnen sechs Monaten verlor sie acht Kinder; sie selbst, durch Elend und Mangel an Nahrung geschwächt, wurde schwer krank.

Die schwarze Race wird in den Vereinigten Staaten keineswegs fortbestehen: da sie sich nicht erneuert, werden die zahlreichen Kreuzungen den Ur-Typus so ändern, daß er schließlich zu einer fast ununterscheidbaren Varietät der vielartigen Bevölkerung wird, die jene Gegenden in ihrer so weiten Ausdehnung bewohnt; die Neger-Race wird in jenem Völkergemisch aufgehen, ohne mehr Spuren zu hinterlassen, als ein schmutziger Bach, der

sich ins Meer ergießt und es kaum auf einige Entfernung färbt.

Die Neger bilden die Hälfte der Polizei; ernst schreiten sie daher, in blauen Flanell gekleidet, die kurze Stockwaffe in der Hand. Sie sehen den Passanten scharf in neugieriger und wichtiger Weise an; gern würden sie sich auf den Hut schreiben (wenn sie schreiben könnten): Ich, Guillot, bin's, der Hirte dieser Heerde. — Ihr Heer durchzieht oft die Straßen; der Hauptmann läßt seinen blau und weißen Federbusch stolz wallen; der Schweiß strömt ihm über's Gesicht; er hütet sich wohl, ihn abzuwischen; damit würde er seiner Würde etwas vergeben; vielleicht hat er indessen auch kein Taschentuch.

Die Stadt Charleston hat der schwarzen Bevölkerung zwei Spritzen zum Geschenk gemacht; ihre beiden Compagnien rivalisiren mit den weißen Compagnien. Wenn ein Feuer ausbricht, stürzen die Neger hin, um zuerst da zu sein; sie stoßen ein wildes Geschrei aus, doch ihre Pflicht thun sie recht gut und löschen die Brände, ohne sich mit dem Durchwühlen der Trümmer allzuviel zu beschäftigen.

Die Charlestoner Neger treiben so ziemlich alles; die Mulattinnen kennen nur zweierlei: entweder sind sie Dienstboten, oder Prostituirte; oft vereinigen sie beides. Ihr Aeußeres ist herausfordernd; mit einem ungeheuren, ganz mit Blumen besetzten, weißen Tüllhute bedeckt, lächerlich kokett gekleidet, sieht man sie an

den Ecken postirt, oder ihre langen Schleppen aus leichten, grellfarbigen Stoffen durch den Staub ziehen.

Der Hauptspaziergang ist die Batterie, welche am äußersten Ende des von der Stadt gebildeten Kaps liegt. Von der Batterie erblickt man das Meer, die beiden Flüsse, das Fort Sumter und Sullivans Island, eine kleine Sandinsel, wohin die wohlhabende Klasse Charlestons sich den Sommer über flüchtet, um die weniger erstickende Luft des Oceans mehr aus der Nähe zu athmen. Es giebt nichts Langweiligeres, als diesen Vergnügungsort: die Holzhäuser sind auf Pfählen erbaut, um sich vor den kleinen, weißen Sanddünen zu schützen, welche die umlaufenden Winde nach allen Richtungen hin verschieben; eine Holzbahn durchzieht das Eiland in seiner Längen-Ausdehnung; drei lebende und zwei abgestorbene Palmbäume bilden die ganze Vegetation. Nach zweistündigem Spaziergang in dieser Einöde kehren wir durch Brackwasser, halb von der Fluth heimgetragen, zurück; auf dem schmutzigen Strande kriechen Tausende kleiner Krabben aus ihren in den Sand gegrabenen Löchern, um beim geringsten Lärm sich wieder zurückzuziehen; die eine ihrer Scheeren ist enorm groß, die andere fast unsichtbar; jeden Augenblick heben sie die Riesenscheere wie im Wahnsinn, oder als wollten sie eine nur ihnen allein sichtbare Beute ergreifen.

Die öffentlichen Gebäude Charlestons sind ähnlich wie alle öffentlichen Gebäude in Amerika: die Douane

aus weißem Marmor, die ohne Zweifel immer unvollendet bleiben wird, die Post, das Telegraphenamt, die Kirchen sind ohne jeden Stil. Nur der in einiger Entfernung von der Stadt gelegene Kirchhof hat etwas Originelles; man nennt ihn Magnolia; zwei dieser Bäume wachsen am Eingang. Die kleinen Neger stehlen ihre mächtigen, duftenden Blüthen, um sie den Besuchern anzubieten.

Außer den allen Südstaaten gemeinsamen Reichthümern besitzt Karolina unerschöpfliche Minen von phosphorsauren Salzen. Dieses zum Düngen gebrauchte Salz wird als ein etwas sandiges Gestein gewonnen; man findet es in ganzen Lagern, in einer Tiefe, die zwischen vier und sechszehn Fuß schwankt; oft wird es selbst frei zu Tage liegend angetroffen. Inmitten dieser Dungschichten haben wir in Fülle Fossilien und vorsündfluthliche Gebeine entdeckt. Vielleicht werden die Gewinnung und der Handel mit diesen Salzen dem Lande einen Aufschwung verleihen und ihm neues Leben geben; schon werden beträchtliche Mengen nach England ausgeführt.

Ohne Bedauern verlassen wir eine an historischen Erinnerungen reiche Stadt, die aber ebenso langweilig als groß an Ruhm ist. Um nach Savannah zu gelangen, durchreisen wir endlose Fichten- und Stech-Palmenwälder; während der ganzen Fahrt trifft der Blick auf zehn Schritt Entfernung eine undurchdringliche Mauer von Grün; erst beim Ueberschreiten des Savannah-

Flusses genießen wir einen Ausblick. Die Eisenbahnen sind weniger bequem, als die des Nordens, doch ist ihr Bau malerischer. Leicht eilt der Zug dahin auf Holzpfählen und überschreitet Sümpfe, deren Atmosphäre schwer und feucht ist. Eine Art kleinen Bambusrohrs wächst dort in Fülle; das unentwirrbare Gerüst ist tausendfach untereinander verschlungen; das graue Moos (gray moss) mit seinen langen, grünlich-weißen Fasern hängt von allen Zweigen herab; es sieht aus, wie dicke Massen Spinnengewebe. Dieses Moos heftet sich an alle Bäume, doch zieht es die Fichte und Eiche vor; mit einem Faden an der Zimmerdecke aufgehangen, wächst es fort; getrocknet und präparirt giebt es das Pflanzenhaar, womit im Süden alle Betten und alle Polster ausgestopft sind; leider hat man auch bei uns begonnen, es anzuwenden.

Bisweilen erheben sich aus der Mitte des Grüns riesige Cypressen und ungeheure Fichten. Diese Greise des Waldes haben all ihre Aeste von den Stürmen eines Jahrhunderts niederwerfen sehen; ihr weißlicher Stamm allein ist stehen geblieben. Wir verlassen den Wald erst bei der Einfahrt in die Stadt. Georgien darf durchaus nicht nach dieser Eisenbahnfahrt beurtheilt werden; hinter diesen Sümpfen und Wäldern breiten sich fruchtbare Ebenen und Baumwollfelder aus; das leicht cultivirbare Land lohnt die Arbeit reichlich.

Savannah ist eine reizende kleine Stadt; ihr Fluß mit seinen rothen Fluthen zieht langsam zwischen zahl-

reichen Inseln dahin. Um das Land gesunder zu machen, hat man den Reisbau beschränkt; er wird durch die noch ungesundere Rohrcultur ersetzt. Die Alleen des Parks bestehen aus riesigen Bäumen; das graue Moos, in langen Fasern niederhängend, greisen, vom Winde hin und her bewegten Bärten ähnlich, zieht sich fast bis zur Erde herab. Die Häuser sind elegant und gut im Stande; der Quai bietet ein belebtes Bild, besonders im Winter, wenn das Verladen von Baumwolle und Reis vor sich geht. Die kleine Stadt hat in den letzten Jahren einen rapiden Aufschwung genommen, und bald wird ihr Handel einer der bedeutendsten der Südstaaten sein.

Wir kommen in New-Orleans wenige Tage vor dem Carneval an; unmöglich kann man eine Zeit wählen, wo es in der Stadt belebter und lärmender zuginge.

Man hält an den alten Traditionen fest: ein durch Vermögen und Stellung sich empfehlender Mann wird zum Carnevals-König erwählt; verkleidet und maskirt will er als der Gott Komos seine gute Stadt Orleans besuchen; seine Ankunft wird durch Kanonen-Salven gefeiert, und man überreicht ihm auf einem Teller von vergoldetem Pappdeckel die Schlüssel der Stadt, obwohl die Stadt keine Thore hat.

Der Carnevals-König ist Fastnacht über unumschränkter Gebieter; er erläßt Proclamationen, in denen er seine Unterthanen zu Schmaus und Tanz einladet; er veranstaltet die historischen Aufzüge; von jedem

Balcone weht seine Tricolore, gelb, grün, violet; alle Bürger gehorchen mit Freuden dieser Ein-Tags-Dictatur.

Die Freiheit, deren man sich in Amerika erfreut, verleiht diesen Zügen bisweilen ein sehr lebhaftes Interesse, indem jedes Bild eine Anspielung auf die Zeitumstände bringt; dieses Jahr stellte jeder Figurant im Zuge einen politischen Mann des Nordens dar; die höchst ähnlichen Persönlichkeiten waren als Diebe und Banditen verkleidet. Diese Caricaturen verursachten in Washington großes Aergerniß; man hatte indessen aus Klugheit noch in letzter Stunde die Aufschriften weggelassen, die den Namen der so grausam an den Pranger gestellten Würdenträger trugen; trotz dieser Vorsicht wird diese gar zu freche Satire der demokratischen Partei, die sie erdacht hat, ohne Zweifel verhängnißvoll werden, um so verhängnißvoller, als wenige Tage nachher dieselbe Partei sich durch einen auf offener Straße gegen den republikanischen Gouverneur gerichteten Mordversuch in Verruf brachte.

Die reichsten und angesehensten jungen Leute der Stadt sind es, welche die Fastnachtzüge veranstalten; es macht den Einwohnern großes Vergnügen, in phantastischen Verkleidungen umherzugehen. In diesem Jahre war Fastnacht ein düstrer Tag mit häufigen Regengüssen; die durchnäßten Kostüme klebten am Körper, das Flitterwerk hing schlaff und schwer herab; der vom schräg fallenden Regen grau gestreifte Zug setzte nichtsdestoweniger seinen Triumphmarsch fort; eine Procession

zog am Morgen, eine andere am Abend aus, alle beide in derselben Sündfluth und mit demselben Muthe.

Die Gesellschaft von New-Orleans ist auf Vergnügungen versessen, sie begeistert sich für alle Feste; den Tanz vergöttert sie: mitten während der blutigen Kämpfe und gewaltigen Hekatomben des Secessions-Krieges wollten die jungen Mädchen durchaus nicht auf Walzer oder boston verzichten; um den Passanten in dieser Zeit der Trauer nicht durch die Klänge eines Pianos ein Aergerniß zu geben, tanzte man nach den Tönen eines vor einen Kamm gehaltenen Blattes Papier.

Leider ist die ursprüngliche Bevölkerung, die von den Franzosen abstammte, dem Aussterben nahe; die französische Sprache verliert sich alle Tage mehr; die amerikanische und deutsche Einwanderung wird bald den kreolischen Kern überfluthen. Die Kreolen, Söhne in den Kolonien geborener Europäer, dürfen nicht mit den Mulatten verwechselt werden; nur gar zu vielfach herrscht in Frankreich die Meinung, daß diese beiden verschiedenen Wörter ein und dasselbe bedeuten; ich erinnere mich, daß auf einem Balle in Paris, als einer meiner Freunde auf seine Eigenschaft als Kreole zu sprechen kam, eine Dame naiv ausrief: „Sie haben aber gar nicht den Typus des Negers!"

Der Secessions-Krieg hat durch Abschaffung der Sclaverei den Süden ruinirt; doch statt sich mit energischer Anstrengung aufzuraffen, statt zu versuchen, sich das selber zu verdienen, was die Schwarzen für sie

verdient hatten, beschränken sich diese energielosen Staaten darauf, sich einer verhängnißvollen Trägheit hinzugeben; sie klagen, während sie handeln sollten. Die Bewohner des Nordens machen ihnen wegen ihrer Schlaffheit bittere Vorwürfe! sie wollen der Wirkung nicht Rechnung tragen, die das Klima auf das Temperament eines Volkes ausübt: haben einst die Yankees hier die lateinische Race ersetzt, werden sie vielleicht ihrerseits den Einfluß einer schwächenderen Zone empfinden; vielleicht sind sie dann, wie die Louisianer, kräftiger, doch nur wenig ausdauernder Anstrengung fähig: die Nerven werden die Muskeln ersetzt haben. Inzwischen breiten sie sich im Lande aus, und schon ist der Handel in ihren Händen.

Gesetzlich sind die Schwarzen den Weißen gleichberechtigt geworden; das eben ist die Hauptursache zu dem hartnäckigen Hasse des Südens gegen den Norden; jenen Schimpf erträgt er schwerer, als seinen Ruin; die zahlreichen Neger sind bei Abstimmungen oft ausschlaggebend; sie zählen mehrere Vertreter in beiden Kammern; sie sind bisweilen Gouverneure; und die Herren sehen sich tief gedemüthigt, daß sie ihren ehemaligen Sclaven gehorchen müssen.

Man begreift leicht, daß die alten Pflanzer, welche Schaaren von Negern besessen haben, diese Wesen, die ihnen einst so vollständig gehörten, nicht als ihres Gleichen ansehen können: aber bei ihren Söhnen, bei ihren Enkeln besonders, ist eine solche Verachtung

weniger erklärlich. Diese armen Schwarzen werden den Fluch der Farbe ihrer Väter bis auf die letzte Generation zu tragen haben; niemals werden sie dahin gelangen, das Vorurtheil zu besiegen, welches zwischen ihnen und den im Lande geborenen Weißen eine unübersteigbare Schranke zieht: ein echter Kreole wird einen Schwarzen bewundern, wird seinem Charakter und seiner Ehrenhaftigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen können; niemals wird er ihm die Hand geben.

Der Winter ist in New-Orleans die Zeit regsten kaufmännischen Lebens: die im Juli öden Quais überfüllen sich mit Baumwollballen; die Neger drängen sich, doch ihr ungeschickter Eifer läßt die Einschiffung der schweren Kollis nur langsam vorwärts rücken; in den Bureaux arbeitet man bis Mitternacht. Diese emsige Thätigkeit ist nicht von langer Dauer; binnen Kurzem wird der Quai wieder sein langweiliges, träges Aussehen haben; er bekommt erst wieder Leben in dem Augenblick, wo die nächste Ernte von neuem Tausende schwerer, besternter Ballen voll glänzender Flocken auf den Quai bringen wird.

Der Marché français ist eine Berühmtheit von New-Orleans; ich habe dort morgens bei einer höflichen, zuvorkommenden Wirthin eine Tasse ausgezeichneten Kaffees getrunken, der mich das braune Wasser hat vergessen lassen, das uns in allen Hôtels servirt wird.

Die Einwohner von New-Orleans haben ihrer Stadt den Beinamen Halbmond-Stadt gegeben; es würde rich-

tiger sein, sie die S-Stadt zu nennen, denn sie ist an einer Krümmung des Flusses erbaut, die genau diesen Buchstaben darstellt. Die Stadt ist schauderhaft schmutzig. Das Klima ist feucht; das Fluß-Niveau liegt höher, als das der Stadt: jeden Augenblick füllt das durchsickernde Grundwasser die Keller; überall ist das Wasser der Erdoberfläche gleich, und man kann nicht ein Loch von noch so geringer Tiefe in den Boden graben, ohne auf Grundwasser zu stoßen. Es ist unmöglich, die Todten in diesem schlammigen Erdreich zu begraben; um daher die Verstorbenen vor allzu großer Feuchtigkeit zu schützen, legt man für sie in den dicken Mauern der Grabmäler kleine Nischen an.

Oft hatte ich von den vortrefflichen Jagdzügen reden hören, die man in der Umgebung von New-Orleans thun kann; ich widerstehe dem Wunsche nicht, einige Enten und Wasserhühner zu schießen. Die Eisenbahn setzt mich vor einer Hütte ab, wo ich mehrere Gurtbetten finde, welche die hier vom Sonnabend bis zum Montag campirenden Jäger aus der Stadt sich eingerichtet haben. Ich treffe sogleich ein Abkommen mit einem Neger, der mich in seiner Piroge mitnehmen soll und es übernimmt, mir die Lieblingsplätze des Wildes zu zeigen.

Wir brechen vor Tagesanbruch auf; unsere Piroge ist ein langes Canoe, unten rund und aus einem Baumstamm ausgehöhlt; die geringste Bewegung genügt, es mit dem Kiel nach oben zu kehren; mein Neger selbst

empfiehlt mir, gut anzulegen, denn der einfache Rückstoß des Gewehrs könnte uns umkippen machen. Er erzählt mir bei dieser Gelegenheit die Geschichte eines Herrn, der beim ersten Schuß umschlug; es fand sich Jemand in der Nähe, um den Jäger herauszufischen, doch das Gewehr blieb unten im Wasser zurück.

Geräuschlos gleiten wir über die unbeweglichen Gewässer der bayous dahin; diese natürlichen, schmalen, gewöhnlich seichten, von hohem Rohr eingefaßten, langen Canäle verzweigen sich über eine sehr ausgedehnte Fläche; ihr stehendes Wasser ist ungesund, es erinnert an das Wasser der Abzugsgräben. Es ist halbsalzig, denn es steht mit dem Meere in Verbindung, nicht durch wahrnehmbares Gefälle, sondern durch vielfache Durchsickerungen, oder unter dem Einfluß des Windes, der allein die Strömung dieser Wasserläufe bestimmt. In diese bayous münden die Stadtgräben; sie können nicht in den höher als sie gelegenen Mississippi abfließen, und so bietet New-Orleans eine eigenthümliche Erscheinung: das Wasser geht nicht zum Flusse.

Der Anblick dieser morastigen Gegend ohne jede Wellenlinie ist eintönig; die Einsamkeit schläfert das Denken ein; doch die Jagd verschafft mir angenehme Zerstreuung. Hinter mir rudert mein Neger Azig geräuschlos mit der Pagaje; ich bin sehr beschäftigt, mich im Gleichgewicht zu halten. Der bayou ist bisweilen unterbrochen, indem eine Schlammbank ihn versperrt; man muß dann die Piroge heben und sie einige Schritte

tiger sein, sie die S-Stadt zu nennen, denn sie ist an einer Krümmung des Flusses erbaut, die genau diesen Buchstaben darstellt. Die Stadt ist schauderhaft schmutzig. Das Klima ist feucht; das Fluß-Niveau liegt höher, als das der Stadt: jeden Augenblick füllt das durchsickernde Grundwasser die Keller; überall ist das Wasser der Erdoberfläche gleich, und man kann nicht ein Loch von noch so geringer Tiefe in den Boden graben, ohne auf Grundwasser zu stoßen. Es ist unmöglich, die Todten in diesem schlammigen Erdreich zu begraben; um daher die Verstorbenen vor allzu großer Feuchtigkeit zu schützen, legt man für sie in den dicken Mauern der Grabmäler kleine Nischen an.

Oft hatte ich von den vortrefflichen Jagdzügen reden hören, die man in der Umgebung von New-Orleans thun kann; ich widerstehe dem Wunsche nicht, einige Enten und Wasserhühner zu schießen. Die Eisenbahn setzt mich vor einer Hütte ab, wo ich mehrere Gurtbetten finde, welche die hier vom Sonnabend bis zum Montag campirenden Jäger aus der Stadt sich eingerichtet haben. Ich treffe sogleich ein Abkommen mit einem Neger, der mich in seiner Piroge mitnehmen soll und es übernimmt, mir die Lieblingsplätze des Wildes zu zeigen.

Wir brechen vor Tagesanbruch auf; unsere Piroge ist ein langes Canoe, unten rund und aus einem Baumstamm ausgehöhlt; die geringste Bewegung genügt, es mit dem Kiel nach oben zu kehren; mein Neger selbst

ins Herz; es stieß ein langes Gebrüll aus, es war noch nicht todt: als es den weiten Rachen öffnete, stieß ich recht dummer Weise die Pagaje hinein; es schnappte mit großem Geräusch zu, und die Pagaje war in Stücke verwandelt.

Ich hatte Glück, um die jetzige Jahreszeit den Kaiman getroffen zu haben; im Sommer hingegen ist an diesen Thieren Ueberfluß. Azig versichert (soll man ihm glauben?) daß sie in gerader Linie ebenso schnell wie ein galoppirendes Pferd laufen können. Sie erreichen hier niemals die Länge der großen Nil-Krokodile; sie sind für den Menschen nicht gefährlich, versäumen aber nicht, die Hunde wegzuschnappen, die sich ins Wasser stürzen, um das von ihrem Herrn geschossene Wild zu holen.

Am folgenden Tage brechen wir wieder um dieselbe frühe Stunde auf: Azig soll mich an einen stand bringen, wo wir Aussicht haben, Enten zu finden, obwohl die Jahreszeit für diese Zugvögel sehr vorgerückt ist. Der Tag ist rauh; um zu dem bezeichneten Wasser zu gelangen, muß man mit der Piroge eine Strecke von fünfhundert Metern über's Trockne; nach dieser Anstrengung haben wir achthundert Meter weit eine dicke, aus wenig Wasser und viel Schlamm bestehende Flüssigkeit zu durchrudern. Am stand angekommen, ist es dort so kalt, daß wir zittern; Azig schickt sich an, Feuer zu machen. Feuer anzünden, umgeben von Rohr, das trocken wie Werg ist und gleich

weiter ziehen. Azig hat mir Enten und Knäk-Enten versprochen; wir treffen besonders Wasserhühner, ich kann ihrer vier mit einem einzigen Schusse erlegen. Azig würdigt mich keines Lobes, es ist ihm vorgekommen, mit seiner ungeheuren Entenflinte zwölf zu tödten.

Beim Rudern schwätzt Azig und erzählt mir seine Geschichte: er gehört dem Stamme der Mandinger an, in der Nähe des Senegal; jung wurde er mit seiner Mutter geraubt und als Sclave nach der Doppel-Halbmond-Stadt geschickt.

Das Wetter, am Morgen etwas kühl, war wärmer geworden; aufmerksam beobachtete ich die Ufer, indem ich einen sich in der Sonne brüstenden Kaiman zu entdecken suchte; einer dieser Saurier wirft sich, sobald er uns bemerkt, ins Wasser und verschwindet. Etwas weiter hin sehe ich einen andern, der eben über dem Wasser seine Glotzaugen auf uns richtet. Azig rudert mich sachte heran; das zehn Fuß lange Thier machte trotz unserer Nähe keine Anstalten zu fliehen; ich gewahrte, daß er auf dem Schlamme festsaß; zehn Meter entfernt legte ich an, und auf das dicke Auge zielend, dessen Blick uns beständig folgte, feuerte ich beide Schüsse gleichzeitig ab. Das Thier wälzte sich, abwechselnd Rücken und Bauch zeigend. Das Blei hatte gut getroffen; ein großes Loch vertrat das Auge, und Azig rief mit kindlicher Freude: „Ah, Schurke! ah, Kanaille! wie du Kopfschmerzen hast!“ Ich wollte dem Thier den Rest geben und sandte ihm eine zweite Ladung

ins Herz; es stieß ein langes Gebrüll aus, es war noch nicht todt: als es den weiten Rachen öffnete, stieß ich recht dummer Weise die Pagaje hinein; es schnappte mit großem Geräusch zu, und die Pagaje war in Stücke verwandelt.

Ich hatte Glück, um die jetzige Jahreszeit den Kaiman getroffen zu haben; im Sommer hingegen ist an diesen Thieren Ueberfluß. Azig versichert (soll man ihm glauben?) daß sie in gerader Linie ebenso schnell wie ein galoppirendes Pferd laufen können. Sie erreichen hier niemals die Länge der großen Nil-Krokodile; sie sind für den Menschen nicht gefährlich, versäumen aber nicht, die Hunde wegzuschnappen, die sich ins Wasser stürzen, um das von ihrem Herrn geschossene Wild zu holen.

Am folgenden Tage brechen wir wieder um dieselbe frühe Stunde auf: Azig soll mich an einen stand bringen, wo wir Aussicht haben, Enten zu finden, obwohl die Jahreszeit für diese Zugvögel sehr vorgerückt ist. Der Tag ist rauh; um zu dem bezeichneten Wasser zu gelangen, muß man mit der Piroge eine Strecke von fünfhundert Metern über's Trockne; nach dieser Anstrengung haben wir achthundert Meter weit eine dicke, aus wenig Wasser und viel Schlamm bestehende Flüssigkeit zu durchrudern. Am stand angekommen, ist es dort so kalt, daß wir zittern; Azig schickt sich an, Feuer zu machen. Feuer anzünden, umgeben von Rohr, das trocken wie Werg ist und gleich

Streichhölzchen flammen würde, scheint mir eine Thorheit. Azig hat bereits welches geschnitten und zerkleinert; er steckt es an; wir erfreuen uns der Wärme, doch einige Funken fliegen auf und fallen in einiger Entfernung nieder; binnen zwei Secunden steht alles um uns her in Feuer; Azig fechtet mit der Pagaje gegen das Rohr, doch die Flamme verfolgt uns, unsere Haare versengen: rette sich wer kann! zum Glück ist das Wasser zwei Schritt davon, wir stürzen in die Piroge. Es ist nicht das erste Mal, daß dem unverbesserlichen Azig ein derartiger Unfall begegnet. Eines Tages befand er sich an einem sehr schmalen bayou; das Feuer griff von einem zum andern Ufer über: er war gezwungen, sich bis an den Hals ins Wasser zu werfen, während er den Kopf unter der umgestürzten Piroge barg.

Die Jagd ist sehr ertragreich; nach den Enten schieße ich einige Schnepfen und komme den Abend noch nebst einem Korbe mit etwa vierzig Stück nach der Stadt zurück; fast ebenso viel waren verloren gegangen, denn ich hatte versäumt, einen Hund zum Herbeiholen mitzunehmen.

Die Carnevals-Festlichkeiten in New-Orleans sind zu Ende. Nicht ohne Bedauern verlassen wir, um uns nach Mexiko zu begeben, eine Stadt, wo wir die Gastfreundlichkeit des Kreolen verbunden mit der Liebenswürdigkeit des Pariſers gefunden haben. Wir schiffen uns auf der „City of Merida“ ein, einem steamer,

der sicherlich irgendwo einen ersten Preis im Rollen davongetragen hat.

Die Strömung führt uns fort und das Schiff fährt schnell den Mississippi hinab, diesen riesigen, großartigen, aber langweiligen und eintönigen Strom; Ebenen dehnen sich unabsehbar aus, vergebens sucht der Blick einen Baum, einen Felsen, irgend eine Erhebung, wo er haften kann: er gleitet bis zum Horizont. Der uferlose Strom fließt ohne ein Hemmniß dahin; er erscheint auf die Prairie genäht wie ein Band auf ein Kleid.

Auf jeder Seite hat man einen Damm aufgeschüttet, um die Wasser im Zaume zu halten, die mit ihrem Niveau an vielen Stellen das Land beherrschen: das ist der berühmte Levée, ein außerordentliches Werk. Bisweilen entsteht eine Bresche in dem Levée; die Fluthen stürzen durch dies Loch, das immer weiter wird; ein großer See bildet sich, und der Vater der Gewässer erobert für einige Zeit das Gebiet zurück, das man ihm entrissen hatte.

Landschaft giebt's nicht: eine ununterbrochene Folge von Sümpfen, einige Pflanzungen, an der Seite mit einer langen Reihe Hütten bestanden, wo die Neger leben, ähnlich den in Nürnberg angefertigten kleinen Häusern für die Kinder, das ist alles. In dieser Einförmigkeit geht es lange Stunden hindurch fort und das Großartige wird wahrhaft ermüdend. Welch eine Erholung, an die „Passes" zu gelangen, und endlich

den Knopf des mit dem Delta sich öffnenden Riesenfächers zu erreichen.

Der Strom sendet nach rechts und nach links Seitenäste, ebenso ungeheure, wie der Strom selbst: es entsteht ein wirkliches Schlammmeer; das Wetter ist trübe und regnerisch; man kann nicht sagen, wo der Himmel anfängt, wo die Moräste aufhören; die Wolken, die bayous, das farblose Rohr, diese verschiedenen schmutzigen Färbungen vermischen sich zu einem allgemeinen grauen, matten Tone. Endlich sind wir im Golf; wir haben indessen die Wasser des Mississippi noch nicht verlassen, denn der Strom tritt weit ins Meer hinaus; und lange arbeitet die Schraube zugleich in lehmigen und in azurblauen Fluthen.

In dem Augenblick, wo die Küste der Vereinigten Staaten unsern Augen entschwindet, erscheinen uns noch einmal wie in einem weiten Gesammtbilde die verschiedenen Gegenden, die wir im Laufe eines ganzen Jahres durchreist haben, und wir fühlen den Eindruck in uns wachsen, den die durch ihre Fehler ebenso, wie durch ihre guten Eigenschaften merkwürdige amerikanische Nation bei uns hinterlassen hat.

XII.

Die Amerikaner.

Geld- und Geschäftssucht. — Der Amerikaner ruinirt sich ebenso leicht, als er reich wird. — Affectation mancher Tugenden. — Unvollständige Erziehung des Mannes, seine Grobheit. — Gefall- und Modesucht der Frau. — Tanz und „Flirtation". — Einwanderung. — Schnelle Assimilation des Ausländers. — Schulen. — Kirchen. — Gleichheit. — Freiheiten aller Art. — Fast völlige Trennung der Regierung und der Individuen, der einzelnen Staaten und der Regierung. — Fehlen des Kunstsinns. — Prosaischer Charakter. — Stetes Wachsen Amerikas.

Go ahead! das ist der Amerikaner: eilig im Gehen, eilig im Hingelangen! und wohin? zu Reichthum; das ist der anziehende Pol, dem er sich mit derselben Unvermeidlichkeit zuwendet, wie die Magnetnadel dem Nordpol. Er liebt das Geld: daher alle seine Fehler und alle seine guten Eigenschaften; er liebt es, nicht aus Instinct, sondern durch Erziehung; nicht um es zu vergraben und anzubeten wie ein Geizhals, sondern um die große Ueberlegenheit dessen zu empfinden, der besitzt; er liebt es, weil das Geld die Weihe der Arbeit und weil die Arbeit dem Amerikaner zweite Natur ist.

Geschäft, das ist sein Element; in diesem Kreise ohne Tangente bewegt er sich. Mit fünfzehn Jahren entreißt man die Kinder der Schule: „Dein Vater hat sein Glück gemacht, mach du das deine; du kannst lesen, schreiben, rechnen; arbeite.

„Hundert Francs zu zwanzig Procent; wieviel macht's? — Zwanzig Francs.

Geh, du weißt alles, was zu wissen nöthig . . ."

. . . . Und so gehen sie, lesen, schreiben, rechnen, besonders rechnen könnend, das goldene Vließ zu suchen. Es hat Kriegervölker, Hirtenvölker, Völker der Kunst gegeben; es giebt ein Speculantenvolk: „Gieb mir meine Lieder und meinen Schlaf wieder," seufzte der Schuhflicker in der Fabel; „gieb mir mein Geschäft wieder," seufzt der Rentier gewordene Amerikaner; „es ist mein tägliches Brod."

Für ihn ist das Leben eine Rennbahn; er galoppirt mit verhängtem Zügel hindurch, doch er versteht nicht am Ziele einzuhalten. Der Reichthum ist erlangt; er will ihn vermehren . . . er verliert ihn. Er verschwendet seine Dollars ebenso leicht, wie er sie verdient; er wirft mit der einen Hand weg, was er mit der andern nimmt; pah! ein Amerikaner, der seine Millionen drei oder vier Mal verschleudert und wieder verdient, ist nichts Seltenes. Fähig, sich im Ruin den demüthigendsten Anforderungen zu beugen, um sein Ziel zu erreichen, legt er jede falsche Scham ab und ergreift ohne Zögern die niedrigsten Beschäftigungen,

wenn sie die einträglichsten sind; er weiß, daß er dadurch an Achtung nicht verliert; so niedrig seine Herkunft sein, so hoch er steigen mag, in den Augen seiner Landsleute wird er niemals ein Emporkömmling sein; Handarbeit wird nicht für entehrend oder entwürdigend erachtet und unser Sprichwort: „Il n'y a pas de sot métier" (Arbeit schändet nicht) sollte in Amerika naturalisirt werden.

Von gewissen Vorurtheilen frei weiß der Amerikaner gleichfalls sich von gewissen Scrupeln zu befreien; er wirft alles unnütze Gepäck fort, um sich besser zum Kampfe vorzubereiten, und auf dem Geschäftsfelde, wo kein Hieb für unrechtlich gilt, kämpft er, die Hände frei. Er erwirbt Geld, ehrlich, wenn's möglich, wenn nicht . . . er erwirbt Geld*). Was liegt an den Mitteln? Der Werth des Einzelnen wird nach dem Erfolg gemessen.

Man zeigt vor der Schlauheit und Kühnheit die größte Bewunderung. Ein Banquier empfängt in seinem Büreau seinen intimen Freund und zögert nicht, ihm eine höhere Commission wie jedem andern zu berechnen; ein Speculant ruinirt Gesellschaften, um sie unter der Hand wieder anzukaufen, Schlauheit! Auch das sind noch Schlaue, die den Streich jenes „Schwarzen Freitags" spielten und das Gold auf zweihundertachtzig

*) Make money, honestly, if you can, and if you cannot . . . . make money.

Procent steigen ließen. In diesem Lande der Unternehmungen und Glücksfälle macht der leichte Credit die Bankerotte zahlreich; doch ein Fallirter ist in Amerika nicht wie in Frankreich ein Entehrter, fast ein Paria; wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, wenn er die andern betrügt, so ist das für seine Gläubiger weit eher ein Tadel, als für ihn.

Der Amerikaner ist nicht ausschweifend, aber er hat mehr Fehler, als er gestehen mag; er ist Anhänger des Princips: ungesehen Böses thun, heißt nichts Böses thun. Er hat keine Maitressen! Aber mehrere Dirnen in öffentlichen Häusern haben Pferde und Wagen. Er eifert gegen die Trunksucht! Wie aber werden die Liqueur-Verkäufer reich? Er ist voller Entrüstung über die Spielhäuser, er setzt keinen Fuß hinein, sagt er; gleichwohl gedeihen sie. Mitten in New-York befindet sich eine leicht zugängliche Spielhölle; ihre Filiale in Saratoga steht jedem ersten Besten offen, und diese Spielhöllen sind das Eigenthum eines Senators.

Der Amerikaner posaunt laut seine Verachtung von Ehrenzeichen aus, heftet aber auf seinen Rockaufschlag Emailkreuze, riesige Decorationen; fragst du ihn, welchem Orden diese Bände und Medaillen angehören, so ist es ganz einfach das von seinem Club, oder seiner Körperschaft, am häufigsten von seiner Freimaurer-Loge angenommene Abzeichen. Selbst auf den Ringen und Vorsteckknadeln kreuzen Zirkel und Winkelmaß ihre vier Schenkel, halbversteckt, um desto mehr aufzufallen. Der

Amerikaner glänzt in der Kunst, diese Sachen so zu verbergen, daß sie in die Augen springen.

Die fieberhafte Thätigkeit des Amerikaners, sein frühzeitiges Hinaustreten ins Leben, berauben ihn jedes sorgfältigen Schliffs: von Natur etwas kräftig angelegt, zeigt er sich ungehobelt. Der Reiche weiß sich nicht seines Luxus' zu bedienen, er fühlt sich darin unbehaglich, wie ein Bauer in eleganten Kleidern; er besitzt ein prächtiges Hôtel, reiche Villen, all dem zieht er das armselige, schlecht erleuchtete Büreau vor, wo er wieder der habsüchtige, filzige, geldgierige Banquier wird; er hat glänzende Equipagen, doch zur Herfahrt hat er den car benutzt, gleich dem geringsten seiner Commis. Er ist ein Soldat, gut für den Kampf, schlecht für die Parade.

Er zeigt sich gegen Fremde empfangbereit und gastfrei; er bemüht sich, höflich zu sein, ist aber grob, ohne es selbst zu ahnen; wenn der Amerikaner seinen Anlagen Zwang auferlegt, so thut er nichts mit Anstand; er bietet Champagner an, wird aber für sich und seinen Gast nur ein Glas haben.

Im Westen besonders ist das Ungeschliffene in den Manieren anstößig: die Ungenirtheit ist ein wahres Fabrikzeichen; bequeme, aber gemeine Stellungen sind die gewöhnlichsten; die Orientalen lieben die horizontale Lage, der Amerikaner hat die Ferse gern höher, als den Kopf; er ist der Mann dafür, seine beiden Füße auf deine Stuhllehne zu legen und dir das Gesicht

zwischen seine Stiefel einzurahmen; übrigens beansprucht er auch nicht die Rücksichten, die er verweigert, er wird nicht böse werden, wenn du ihn im Vorbeigehen anrennst. Sehr geschickt gespritzte Speichelstrahlen kommen aus seinem Munde; der Unglückliche! er priemt! Bisweilen — Verzeihung wegen dieser Einzelheiten — schnäuzt er sich ohne Hülfe des Taschentuches. Bei Tische bedient er sich aus der gemeinsamen Schüssel mit seinem Messer, seiner Gabel, seinen Fingern; er bemächtigt sich einer Schüssel Spargeln, schneidet diesen alle Köpfe ab und reicht die Enden ernst seinem Nachbar. Verlange niemals von diesem Geschäftsmanne, ein Weltmann zu sein; kratze den Amerikaner herunter, und du wirst auf den Yankee stoßen.

Gemein in seinem Benehmen, ohne Anstand in seiner Kleidung, über alles Kleinliche erhaben, das ist der Mann; aufs Detail achtend, von ausgesuchter Eleganz, vornehm bis zur Ziererei, das ist die Frau; eine seltsame Verbindung des Gewöhnlichen mit dem Feinen.

In den tramways, in den Sprechzimmern der Hôtels, vor den Läden, kurz überall, wo sich ein Spiegel und eine Amerikanerin zusammenfinden, kannst du sicher sein, die eine vor dem andern zu überraschen: sie studirt sich das kindliche Aussehen, das Schönthun, die Blicke ein, welche sogleich die Leute entzücken sollen; ist ihr Profil von der rechten Seite verführerischer als von der linken, so sei versichert, daß sie ihren vornehmsten Besuch sich zur Rechten setzen wird.

Ihre etwas auffallenden Toiletten sind stets bezaubernd; sie liebt besonders Zierrath, wie breite Stahlschnallen, phantastische Nadeln, schweren Schmuck; ihre tolle Locken-Frisur bedeckt sie mit einem Hute voller Firlefanz, und aus all diesem übertriebenen Detail, aus diesen Contrasten, macht sie ein elegantes Ganze. Sieh sie nur mit ihrem entschiedenen und feinen Gesichtchen an dir vorübergehen; ihr Schritt ist anmuthig; die Formen sind weich und tadellos; Abends freilich werden diese harmonischen Conturen, diese reizvollen Rundungen mit der Robe fallen; denn mit den Mädchen in den Vereinigten Staaten geht's ähnlich, wie mit Buben: besser in der Ferne, als in der Nähe! Mit dem Verlieren seiner Illusionen gewinnt man wenigstens, daß man weiß, wie weit die modernen Schneiderinnen es in der Kunst der Plastik gebracht haben, und was für anatomische Kenntnisse das Fabriziren einer Amerikanerin erfordert; wenn auch in keinem Lande der Rock den Mann macht, hier macht das Kleid die Frau.

Das Ausgesuchte, das Vornehme ist besonders hervorstechend bei den unteren Klassen: auf den Farmen z. B. erscheinen manche Paare kläglich zu einander passend; der Mann mit dem Arbeitswams, der Hand mit den schwarzen, kurzen Nägeln, dem schlecht gekämmten Barte, spielt eine traurige Figur neben seiner elegant gekleideten Frau; der Bauersmann hat eine Coquette zur Gefährtin; sie ist nicht wie er frühzeitig bei der Arbeit in die Lehre gegangen; sie hat Zeit gehabt, sich

zu verfeinern; ihr Mann würde übrigens davor erröthen, sie Feldarbeit thun zu lassen, und die Tagelöhnerin ist in den Vereinigten Staaten auf dem Lande fast unbekannt.

Von dieser Ueberlegenheit in der Erziehung rührt die Achtung des Amerikaners vor den Frauen her, eine Achtung, auf die er sich so stolz zeigt; dieser Cyniker unterliegt hier wider seinen Willen dem Einfluß der Formen; eine Amerikanerin kann von New-York nach San-Francisco reisen, kann allein auf ihrem buggy durch die Straßen einer Stadt, oder auf den Pfaden der Prairie kutschiren, ohne irgendwo Beleidigungen ausgesetzt zu sein; da, wo wir bisweilen einen unverhofften Fund sehen würden, sieht der Amerikaner nur ein Weib, und für dieses Weib ist jeder Yankee fähig, sich in einen Don Quichote zu verwandeln.

Diese Ueberlegenheit ist auch der Ausgangspunkt der Theorien, welche so nachdrücklich auf die Emancipation der Frau hinarbeiten; die Amerikanerin besitzt wirklich eine große Thatkraft und große Stärke: wenn der Mann, bleich und erschöpft von den Aufregungen des Geschäfts, nach Hause kommt, ruht er an der Schulter seiner Frau aus; geht er mit ihr aus, so ist er oft der, welcher sich auf ihren Arm stützt; seine Frau ist nicht ein schwaches Wesen, das er beständig schützen muß, sie ist ein tapferer Kamerad. Ist Amerika nicht das Vaterland der Rifle-Women? Schon hat Wyoming die Frau als dem Manne gleichberechtigt an-

erkannt; es bewilligt ihr die politischen Rechte und gestattet ihr selbst, auf der Richterbank zu sitzen. Frauenwille ist Gottes und der Amerikaner Wille; wer weiß, ob wir nicht eines Tages den Präsidenten der Vereinigten Staaten seinen Stuhl höflichst einer Präsidentin werden abtreten sehen.

Das junge Mädchen genießt in den Vereinigten Staaten völlige Unabhängigkeit; es geht allein aus; es läßt sich von den jungen Leuten ins Restaurant oder ins Theater begleiten; es ladet sie zu sich ein und empfängt sie selber im Salon. Die Eltern zählen gar nicht; man kann Hausfreund werden, ohne sie zu kennen; fragst du gelegentlich bei einer Abendgesellschaft das junge Mädchen nach dem Namen des und des Herrn, so antwortet sie nachlässig: „Es ist mein Vater.“ In New-Orleans wurde eines Tages ein sonderbarer Club von fünfundsechszig Mitgliedern gegründet: fünfundzwanzig Mädchen und vierzig jungen Leuten. Der Club hatte einen wirklichen Zweck: er hatte sich die Aufgabe gestellt, den Walzer zu verdrängen und ihn durch den boston zu ersetzen. Allabendlich wurde gelooſt, um festzustellen, bei wem man sich versammeln sollte. Strenge Statuten verpflichteten das getroffene Mitglied, einen Ball zu improvisiren. Man kann sich leicht die Bestürzung der Eltern denken, wenn sie bei sich die jugendliche Fluth ankommen sahen, welche die sofortige Ausführung der Statuten forderte. Das junge Mädchen, welches mir von dieser Verschwörung

erzählte, hatte selber der fanatischen Gesellschaft angehört, und lachte von ganzem Herzen, als sie sich der Ueberraschung Papas und Mamas erinnerte, an dem Tage, wo sie durch's Loos zur Veranstalterin des Festes bestimmt worden war.

Das junge amerikanische Mädchen bedarf übrigens keines Führers; sie weiß sich vollkommen selbst zu leiten; sie schreitet ohne Gängelband und thut keinen Fehltritt. Durch die für eine Europäerin so gefährlichen Versuchungen der Flirtation geht die Amerikanerin Dank ihrem Temperament und ihrer Erziehung ungestraft hindurch.

Flirtation! welch reizende Komödie, wenn sie nicht den Fehler hätte, gar zu oft öffentlich gespielt zu werden; an Bord der Dampfboote, die den Hudson und den Mississippi hinauffahren, in den Hôtels von Saratoga und Newport, auf den Spazierwegen am Niagara trifft man häufig Liebespärchen: der junge Mann geht, den Arm um die Taille des Mädchens, dieses lehnt schmachtend den Kopf an die Schulter des Verlobten oder des Freundes; in Zärtlichkeit, in kleinen Aufmerksamkeiten, in sehnenden Blicken übertreffen die Amerikaner selbst die verzückten Deutschen, welche ich so oft den Rhein habe hinabfahren sehen, Hand in Hand und Auge in Auge. Auf den Bällen, auf den Soireen, fliehen die Paare das Getreibe, sie flüchten sich in die Nischen, selbst auf die Treppen; Mädchen und junge Leute mischen sich, plaudern, lachen und amüsiren sich. Welch

ein Unterschied gegen unsere Salons, die ohne Erbarmen in zwei Lager getrennt sind: das eine schwarz, das andere weiß und rosa und alle beide stumm.

Das junge Mädchen kennt in dem Liebes-Duett die Stimme vortrefflich, die es zu singen hat. Ach! die Flirtation ist, wenn auch immer reizend, nicht immer vorwurfsfrei; die Amerikanerin hat das Lebens-Alphabet schon frühzeitig buchstabirt; sie sieht das Dasein klaren Blickes an; sie kennt des Feindes schwache Seite und weiß sich das ausgezeichnet zu Nutze zu machen: zärtliche Blicke, Händedrücke, verstohlene Küsse, nach und nach gewährt sie diese reizenden Vertraulichkeiten; sie ist alles zu geben bereit, was sie geben kann, ohne sittlich zu versinken; ebenso praktisch wie die Männer, ist sie mit ihrer Schamhaftigkeit wohlfeil, wenn nur ihre Keuschheit gewahrt bleibt. Ihr Entgegenkommen sind ebenso viel Köder, ebenso viel Anreizungen zur Heirath, und gleichzeitig während sie sich von einem jungen Manne den Hof machen läßt, weiß sie mit einer Geschicklichkeit, der ich alle Achtung zolle, das Verfängliche: „Wie viel bringst du ein?“ mit ins Spiel zu bringen. Der Verliebte argwöhnt nicht die Falle; er fährt tapfer fort, wie er begonnen hatte; eines schönes Morgens sieht sich das Wild in den Netzen gefangen. Sucht es sich ihnen zu entziehen, so wird die Jägerin vielleicht die zwingende Vermittlung des Vaters anrufen; dieser erscheint im geeigneten Moment, den Revolver in der Hand, durchhaut den Knoten, und macht aus dem

Flirteur den Ehemann. Offen gestanden ist diese letztere Lösung eine Ausnahme: die Amerikanerin ist geschickt genug, ihre Zwecke zu erreichen, ohne zu diesem rohen Mittel Zuflucht zu nehmen: und fast niemals wird ihre Komödie zum Drama.

Kurz, sie ist nun verheirathet, ohne Mitgift, denn die Väter zahlen nichts, um ihre Töchter los zu werden; für sie ist die Heirath durchaus keine Emancipation, ein Schritt zur Freiheit; es ist eher ein Rückschritt; im Gegensatz zum Schmetterling ist ihre letzte Verwandlung die wenigst glänzende.

Sie wird eine gute Gattin, und ihr Leben fordert große Entsagung; sie hat kein Familienleben: den ganzen Tag ist der Mann auf dem Büreau; oft hat sie keinen Haushalt, da sie im Hôtel logirt; sie hat keine Familie, denn selten ist es ihr vergönnt, unter den ihrigen zu leben an dem Orte, wo sie geboren ist, oder zu sterben wo sie gelebt hat: ihr Mann führt die Städte an, welcher er bewohnt hat, wie wir die Städte anführen, welche wir durchreist haben; er zeigt gegen die Hausgötter eine vollkommene Verachtung; sein home ist der Ort, wo er seinen Hut aufhängt.

Trotz der Entwickelung des Familienlebens unter so wenig günstigen Umständen bleibt die Amerikanerin stets etwas fast und liebt den Schmuck, die Toilette, den Glanz, die Welt. Diese Neigung für Eleganz schadet bisweilen der gemeinsamen Kasse; aber wenn die Amerikanerin ihren Mann gern ruinirt, so zeigt sie sich auch im

Unglück muthig; tapfer macht sie mit ihm die Zeiten der Armuth durch; sie wird ihm selbst im Nothfall helfen und an seiner Arbeit Theil nehmen, oder sie wird auch als Blaustrumpf (der Fall ist häufig) einige Bände den Sitten- und Kinder-Schriften hinzufügen, welche in Amerika in so großer Zahl dem weiblichen Gehirn entspringen.

Selten wird sie außerm Hause Trost suchen; man kennt in New-York allerdings Frauen, deren Männer wenig Geld verdienen; gleichwohl tragen sie die reichsten Toiletten und den kostbarsten Schmuck; die Lösung eines solchen Problems ist einfach; doch sind solche Thatsachen außer in den großen Städten nicht häufig.

Weder Mann noch Frau kümmern sich um die Kinder; die Familien sind wenig zahlreich, und die Bevölkerung würde rasch abnehmen, wenn nicht das alte Europa durch beständige Einwanderung dem jungen Amerika alljährlich neues Blut zuführte; es scheint, daß diese seltsame Race, wie alles Regelwidrige, unvermögend ist sich fortzupflanzen. Die Amerikaner vermehren sich nur durch Steckreiser.

Die Landesbevölkerung besteht zum größten Theil aus neu Hinzugekommenen. Einige wollen ihre Nationalität wahren; der eine sagt: „Ich bin Deutscher"; der andere: „Ich bin Irländer". Alle beide sind gute Yankees: sie merken selber nicht, wie assimilirend die amerikanische Atmosphäre ist, und mit welcher Leichtigkeit sie alle diese verschiedenen Elemente auflöst, um sie

zu einem gleichartigen Ganzen wieder herzustellen: von einer Generation zur andern vollzieht sich die Wandlung: die Söhne gleichen nicht den Vätern; man findet nicht mehr die Männer mit den breiten Schultern, mit den kräftigen Gliedern, die Amerika gegründet haben: der Bau ist gänzlich geändert, und der Typus wird gleichförmig; der Wuchs ist hoch, aber der Körper ist hager, das Gesicht abgezehrt: die Zähne fallen frühzeitig aus, die Schultern beugen sich, Brustkrankheiten sind zahlreich, und das übermäßige Arbeiten macht die Gehirnleiden häufig.

In seiner Moral wird der Fremde bald mehr Amerikaner, als die Amerikaner selbst; es genügt ihm eine Vergleichung der Einrichtungen seines neuen Vaterlandes mit denen des eben verlassenen Vaterlandes. Zu allererst an der Yankee-Rohheit Anstoß nehmend, erkennt er, ist dieses erste Gefühl einmal abgestumpft, sehr bald, daß, wenn in den Vereinigten Staaten der Einzelne selten sympathisch, die Nation als solche doch von einem großen und mächtigen Geiste beseelt ist.

In keinem Lande der Welt kann er auf so leichte und dabei so lohnende Arbeit hoffen; jeder thätige Mensch ist in den Vereinigten Staaten sicher, nicht nur nicht Hungers zu sterben, sondern auch Geld zu verdienen; der Aermste findet leicht Credit, ohne eine andere Garantie als seinen Verstand dafür zu bieten; hat er kräftige Arme, so leiht man ihm gern ein Werkzeug. Für alle Auswanderer hat die Regierung ein

rieſiges Hôtel erbaut, Castle-Garden, wo ſie dieſelben aufnimmt und umſonſt beherbergt; ſie liefert ihnen Kleidung, Geld, Geräth, und übernimmt ſelber, ſie nach dem Stück Land zu befördern, das ſie ihnen bewilligt.

In Amerika ſind die erſten Häuſer jeden Dorfes ſtets die Schule und die Kirche, oft eine Schule und zwei rivaliſirende Kirchen.

Die Schule, weil Unwiſſenheit für eine Schande gilt und weil die Bürger gewiſſe geiſtige Pflichten gegen einander haben; nirgends iſt die allgemeine Bildung ſo verbreitet, und der amerikaniſche Bauer weiß weit mehr, als die größere Zahl unſerer Bürger; dafür allerdings iſt die höhere Bildung allzuſehr vernachläſſigt; die erſten Perſönlichkeiten der Republik beſitzen nicht Kenntniſſe im Einklang mit ihrer hohen Stellung; von der oberſten Geſellſchaftsſtufe bis zur unterſten iſt jeder in derſelben Weiſe ausgerüſtet; ſo erklären ſich die in Europa unmöglichen, in den Vereinigten Staaten natürlichen, plötzlichen Aenderungen in der Stellung. Von dieſem Wechſel der Stellung und von dieſer Gleichheit im Wiſſen leitet ſich die Gleichheit in den Beziehungen her; ein armer Teufel ſieht ſich für ebenſo viel an, wie einen Millionär. Wer weiß, ob nicht morgen die Rollen gewechſelt ſind!

Die Kirchen ſind zahlreicher noch, als die Schulen; Amerika iſt religiös; die großen Principien hält man über allen Streit erhaben, und Gleichgültigkeit in dieſer

Hinsicht wird für Verderbtheit angesehen. Während wir über gewisse Lehren spotten, bleibt der Amerikaner ernst; er schätzt einen überzeugten Mormonen, doch er verachtet einen Skeptiker. Er hat aber auch eine beträchtlichere Auswahl an Kirchen, und es erscheint bei solcher Quantität unmöglich, nicht die Qualität zu finden. Von den Freidenkern bis zu den strengsten Puritanern genießen alle Sorten Bürgerrecht; jeder kann seine Kirche haben und im Nothfall ein Handelsgeschäft daraus machen; der Staat überläßt es dem gesunden öffentlichen Urtheil, über gewisse Verirrungen zu richten. Giebt es aber viele Kirchen, so giebt es wenig Priester, und man findet in Amerika weder Mönchs- noch Nonnen-Klöster.

Das Monopol, dieses Willkür-Princip, diese schwere Kränkung der Freiheit, existirt in Amerika nicht. Weder der Staat, noch die Gesellschaften zwingen dich, ihre Erzeugnisse zu brauchen, ihre Eisenbahnlinien zu nehmen, ihren Glauben zu bekennen; kurz, keiner hat das Recht, persönlichen Vortheil aus einem allgemeinen Nachtheil zu ziehen.

Die Freiheit ist eine absolute: das Princip der allgemeinen persönlichen Rechte war es, welches die ersten Ansiedler haben heilig halten wollen, als sie der Verfolgung des Mutterlandes entflohen; das ist das Princip, welches ihre Nachkommen treulich gewahrt haben. Während zwischen Nachbarn in Europa die Auslieferung ebenso leicht bewilligt als gefordert wird, zögert man

in Amerika lange mit der Vollziehung einer solchen Verletzung der Person. Ist Jemand angeklagt, so wird ihn das Gericht nicht im Voraus gefangen halten, besonders wird man ihn nicht zwingen, sich für früher Gethanes zu verantworten; man wird nicht in seinem Privatleben nach Beweisen gegen ihn suchen; man wird einfach seine jetzige Straffälligkeit prüfen; mit einem Worte, der Angeklagte wird niemals präsumtiv verurtheilt werden.

Die Freiheit für alle, und jeder für sich! Das ist die Grundlage des self-government. Der Amerikaner schützt sich selber; er nimmt nicht jeden Augenblick seine Zuflucht zu jener Vorsehung, die Degen und Dreimaster trägt und die wir Polizeidiener nennen. Jeder macht sich sein eigenes kleines Gesetzbuch, das er in Anwendung bringt; frage, wer ihm das Recht gegeben hat, so zu handeln, und er wird dir antworten: „Ich allein! und das genügt!“ Der Einzelne wird hier nicht beständig in der Lage eines Blinden gehalten, dem ein Führer unentbehrlich ist. Du wirst durch eine Tafel gewarnt, daß die und die Handlung gefährlich ist; thu sie, aber kein Beamter, keine Gesellschaft wird die auf dich allein fallende Verantwortlichkeit übernehmen. Kurz, der Amerikaner hat sich gehütet, zwischen dem Willen des Einzelnen und dem zu erreichenden Ziele jene tausend kleinen Schranken aufzurichten, die ihre Zahl unübersteigbar macht; er ist groß geworden wie ein Kind,

das sich ohne Windeln auf der Matte wälzt; er hat so eine vollkommene Entwickelung nehmen können.

Die Regierung kümmert sich nicht mehr um den Einzelnen als der Einzelne sich um die Regierung kümmert: ein Präsident wird als unfähig erkannt, ein Minister, der weniger für's Allgemeininteresse als für sein eigenes Vermögen sorgt, bereichert sich gar zu schnell; einige Zeitungen erheben Einspruch, doch die Regierung läßt gewähren, der Einzelne läßt geschehen; wird der Mißbrauch allzu schreiend, so tritt das Strafgericht, aber nicht Gewaltthätigkeit ein. Ein solches System entwickelt in ausgezeichneter Weise die Privat-Initiative; sie herrscht in der That in den Vereinigten Staaten, durch sie entsteht alles, gedeiht alles; sie allein ist die Beschützerin der Künstler und Gelehrten; durch sie werden die Entdeckungen und Erfindungen bezahlt, durch sie gemeinnützige Arbeiten angeordnet und durch sie die größten Unternehmungen in die Hände von Privat-Gesellschaften gelegt. Der Bürger ist alles, der Staat ist nichts.

Dieselbe Gleichgültigkeit besteht zwischen den Regierungen der verschiedenen Staaten und der Central-Regierung in Washington: jeder Staat wird, sich selbst regierend, gleichzeitig durch alle andern regiert: für die Local-Interessen die Local-Behörde; für die allgemeinen Interessen die Allgemein-Behörde. Doch die Allgemein-Behörde macht sich kaum fühlbar, und jede Provinz nimmt Gesetze an oder verwirft sie, ganz nach ihrer

Weise. Der eine Staat emancipirt die Frau, der andere bewilligt einem Verurtheilten das Recht, seine Todesart zu wählen; dieser gewährt die Ehescheidung, jener endlich sanctionirt die Vielweiberei.

Amerika politisirt wenig; wenn auch bisweilen die Wahl-Clubs das Volk spalten, wenn auch die Politiker schamlos eine Abstimmung fälschen, die ihre Reden als den schönsten parlamentarischen Mechanismus darstellen, wenn auch die Kehrseite ihrer Fahne die Devise trägt: „Alles für mich und die Meinigen!“ während sie auf die andere Seite schreiben: „Alles für's Volk!“ so ist die Achtung des Bürgers vor der vollendeten Thatsache, selbst vor einer gefälschten Wahl gleichwohl eine derartige, daß Unruhen selten und Aufruhr fast unbekannt ist. Kommt es zum Kampfe, so ist der Kampf blutig — denn der amerikanische Charakter geht in allem ins Extreme — aber er dauert kurz; am Wahltage wechselt man vielleicht Revolverschüsse, am folgenden Tage werden Händedrücke gewechselt; der Augenblick ist ja nicht fern, wo der Besiegte Rache nehmen kann; die demokratische Gleichheit gestattet nicht, daß derselbe Mann gar zu lange die gesetzliche Gewalt behält: die gesetzliche Gewalt soll nicht Sache eines einzelnen sein, sie soll Sache aller bleiben.

Politisirt Amerika nicht viel, so discutirt, philosophirt und poetisirt es noch weniger; es treibt wenig Forschungen auf sittlichem Gebiete; es bedarf unmittelbarer Resultate. Es zählt Millionäre und Erfinder,

aber keine Künstler! Kaum einige wenige Namen sind über den Ocean gedrungen. Musik? . . . . Wer hat wohl je von einem amerikanischen Componisten eine Ahnung gehabt? Sculptur? . . . . Sie fälschen die von Europa kommenden Muster. Malerei? . . . Oh! in der Malerei haben sie die amerikanische Landschaft erfunden! Sie tragen Sinn für Gemälde zur Schau und bezahlen dieselben sehr hoch; sie schätzen sie um so mehr, je mehr sie gekostet haben. Für bunte Bilder haben sie besseres Verständniß: was genug sagt, Amerika ist überschwemmt mit Farben-Drucken.

Der Amerikaner läßt sich bisweilen zu dem Geständniß bringen, daß es um die Kunst bei ihm nicht ebenso glänzend wie in Europa steht. Er entschuldigt sich mit dem Vorwand, daß sein Land noch jung ist; ein falscher Grund: er ist nicht zum Künstler geboren; er wird es nie werden. Trotz des ihm fehlenden Sinnes für die Schöpfungen des Geistes nennt sich der Amerikaner den civilisirtesten Menschen auf der Welt. Das ist richtig, wenn man unter Civilisation einfach versteht, daß sich der Mensch die verschiedenen Naturkräfte dienstbar macht, kurz, wenn die Civilisation ein rein mechanisches Resultat ist; unrichtig aber ist es, wenn man unter Civilisation die regelrechte Entwickelung aller menschlichen Fähigkeiten versteht. Ein Volk kann sich nur dann vollen Lebens rühmen, wenn es der Industrie und den Künsten gleichen Aufschwung verleiht.

Die Seite, von der sich die Amerikaner mit Vorliebe

sehen lassen, ist die praktische Seite; stolz zeigen sie ihre täglich zahlreicheren Maschinen, ihre immer regeren Werkstätten, ihre immer besser ausgestatteten Rüstkammern; sie führen ihre Entdeckungen und Erfindungen an, denen täglich neue Entdeckungen und Erfindungen folgen; sie gebrauchen ihre speculativen Fähigkeiten nur zur Mehrung ihrer materiellen Macht und ihres Wohlbefindens; sie suchen und sie finden. Schnell im Unternehmen, setzen sie das begonnene Werk bis zu Ende fort; rasch fassen sie ihren Entschluß und schrecken dann nicht mehr zurück; man verliert zu viel Zeit mit dem Rückwärtsgehen.

Sie glauben nicht an Gefahr und ihr Selbstvertrauen verdoppelt ihre Kraft; im Stande, aus Interesse alle Thorheiten zu versuchen und Erfolg zu haben, sind sie die Helden für große Unternehmungen geblieben: fordere von einem Ingenieur, daß er eine Gürtelbahn den Aequator entlang baue, und er wird auf seiner Manschette Ziffern aufreihen und wird dir antworten: vierzehn oder fünfzehnhundert Milliarden. Aufs Unmögliche versessen, enragirter Utilitarier, praktisch bis zum Wahnsinn, wird der Amerikaner stets jener großdenkende, kühne Narr bleiben, der davon träumt, die vertheilte Wärme des Gulfstream aufzuspeichern, den Stürmen eine Nützlichkeit anzuweisen, die Erdbeben nutzbar und jene ungeheure Kraft endlich dienstbar zu machen, die zwei Mal täglich auf der ganzen Erde verloren geht, die Ebbe und Fluth des Oceans.

Mit vollem Rechte ist der Amerikaner auf sein Vaterland stolz, und für ihn ist New-York, Philadelphia, Chicago, Boston, die „Stadt", die urbs der modernen Zeit. Mit Fug und Recht rühmt er sich, das Jahrhundert gut ausgefüllt zu haben, das sein ganzes Dasein ausmacht, und Städte gebaut zu haben, wie wir Häuser bauen. Er glaubt an die Zukunft; er hofft sie der Vergangenheit ähnlich; wenn er sich mit den noch von ihren einschränkenden Gesetzen behinderten Völkern vergleicht, erschienen ihm seine Einrichtungen als die sicherste Bürgschaft ewigen Gedeihens; in der That verdankt er seine Größe diesen Einrichtungen weit mehr, als dem Genie und dem Verstande seiner Staatsmänner. Wieviel große Dinge in Amerika! Wie wenig große Männer!

Sein Gebiet bildet heute ein fest verbundenes Ganze; Eisenbahnen und Telegraph haben die entferntesten Staaten in tägliche Berührung mit einander gebracht; Dank der Electricität ist San Francisco zwei Secunden von Washington entfernt; das Blut pulsirt in allen Arterien gleichzeitig.

Trotz der Unendlichkeit seines Bereiches fühlt sich Amerika in seinen Grenzen beengt; es kauft die russischen Besitzungen; Canada im Norden, Mexico im Süden würden kaum genügen, seinen Hunger auf Zuwachs zu stillen. Die Insel Cuba wird vielleicht amerikanisch werden, ohne Kampf, ohne Kosten; die Birne fällt, wenn sie reif ist; an jenem Tage werden die Amerikaner

unter dem Baume sein. Erstreckt sich der Koloß einst vom Pole bis nach Panama, dann wird die Durchstechung des Isthmus aus jener Riesenmacht einen völlig amerikanischen Continent machen.

Nichts kann diese Herrscher-Race in ihrem Aufschwung aufhalten; Amerika wird das ausschließliche Besitzthum der Weißen; der Chinese ist nur ein vorübergehender Arbeiter; der Neger verschwindet, sich durch Vermischung verschmelzend; der Indianer wird von der Civilisation getödtet; vorwärts — oder untergehen ist das Gesetz! Dieses mächtige Volk zögert nicht, seine kranken Glieder selber zu amputiren: die Süd-Staaten haben zurückbleiben wollen; sie sind gerichtet. Untergang dem Süden ist mehr als ein Princip!

Amerika ist vortrefflich gelegen. Seine ungeheure Ausdehnung giebt ihm alle Klimate und alle Erzeugnisse; es treibt mit Allem Handel wie auch England, holt sich aber nicht wie dieses seine Reis- und Zucker-Ladungen aus Indien. Seine weiten Ebenen des Westens erzeugen genug Korn, um Chicago zum ersten Getreide-Hafen der Welt zu machen. Das Felsen-Gebirge sendet ihm von Tag zu Tage reichlicher sein Gold. Es hat Pittsburg und seine Eisen-Schmelzereien, Pennsylvanien und seine Petroleum-Quellen; es hat Maryland mit seinem Tabak, Georgien mit seiner Baumwolle, Louisiana mit seinem Zucker; endlich hat's in Kalifornien alle Reichthümer in einem Staate vereinigt.

Und in diesem wunderbaren Lande hat der Mensch durch seinen Verstand, seine Arbeit, seinen Muth mehr noch für sich zu thun gewußt, als die Natur schon gethan hatte! Wie sollte man also dieses glorreiche Volk der Zukunft, das frei sich zu herrlichster Entwickelung entfaltet, trotz seiner Fehler nicht rückhaltlos bewundern?!

XIII.

Mexiko.

Ankunft in Vera-Cruz. — Zopilotes. — Gelbes Fieber und Tetanos. — Von Vera-Cruz nach Mexiko. — Aloës und Pulque. — Die Viga. — Die Reiter. — Der kleine Hauptmann in Santa Anita. — Die Räuber. — Beschlagnahme der Posten. — Chapultepec. — Die Cedern Montezuma's und der Palast Maximilians. — Guadalupe. — Puebla. — Tlaxala. — „Huevos cocidos." — Allgemeine Betrachtungen. — Die Azteken. — Fernando Cortez. — Zukunft der Republik.

Die Passagiere am Bord der „City of Merida," die uns nach Vera-Cruz bringt, sind schon sämmtlich Mexikaner. Eine neue Revolution hat Mexiko soeben einen neuen Präsidenten gegeben, und unter den Reisenden sind mehrere, die Porfirio Diaz als Freunde schleunig beglückwünschen wollen; zwei oder drei andere sind Gläubiger, die Eile haben, denn die mexikanischen Präsidenten dauern nicht lange.

Unaufhörlich werden wir von einem feinen, durchdringenden Regen durchnäßt. „Pah!" sagt uns der Kapitain, „jenseits des Wendekreises geht alles aufs

Beste auf jenem besten der Meere.“ Wir passiren den heiß ersehnten Wendekreis: das Wetter ändert sich nicht, im Gegentheil, die Wogen werden stärker; die Seekrankheit bemächtigt sich der Mexikaner; sie sind so niedergeschlagen, daß sie nicht einmal mehr den Muth haben, Karten zu spielen.

Wir legen in Sicht von Tampico bei. Tampico war vor dem Bau der Vera-Cruzer Eisenbahn der wichtigste Hafen an der Ostküste Mexikos. Die Brandung ist dort so schlimm, daß der geringste Nordwind jede Verbindung mit dem Lande verhindert; die Contracte der Gesellschaft verpflichten ihre steamer indessen, mindestens acht Stunden in Sicht des Hafens zu bleiben: um nach dieser langen Wartezeit, beliebig wieder abfahren dürfend, die Reisenden, welche in Tampico ans Land wollten, nach Vera-Cruz oder nach New-Orleans zurückzubringen.

Die See geht hoch, doch die kleinen Hafenboote sind gleichwohl durch die Brandung hindurchgelangt und legen eben an der Langseite unseres Dampfers an; sie werden stark geschaukelt, und die mitgebrachten Passagiere sehen sich genöthigt, sich an der kleinen Strickleiter festzuklammern, die vom Deck des steamer herunterbaumelt: viele zögern. Das Ersteigen ist für die Frauen unmöglich; man bindet sie mit Tauen auf einen Stuhl, die Beine in eine alte Flagge gehüllt, um jeder Unart der Brise vorzubeugen, und so zieht man sie mühsam über eine Rolle in die Höhe.

Am folgenden Tag ankern wir vor Tuxpan, wo die Landung ebenso gefährlich ist wie bei Tampico. Wir haben für Tuxpan nur einen einzigen Passagier, einen Handlungsreisenden, der schon zweimal an dem Hafen vorbeigefahren ist, ohne ans Land zu kommen. Der Unglückliche mißt unruhig und mit großen Schritten das Deck des steamer. Der Nebel hindert uns, die Küste zu sehen, und wir fahren nach Verlauf einiger Stunden wieder ab. — „Nur munter! Unglücklicher, du mußt es schon noch einmal versuchen!"

Am andern Morgen klopft ein Mexikaner, einer, der für Mexiko schwärmt, der Finanzminister dieses Landes ohne Geld, um fünf Uhr früh an die Thür meiner Kabine. — „Stehen Sie schnell auf," ruft er mir zu, „und sehen Sie Orizaba." Ich schlüpfe in meine Hose, eile hinauf, sehe nichts. Man zeigt mir am Himmel ein weißeres und spitzeres Wölkchen als die übrigen: es ist das schneeige Haupt des Pic.

Endlich legen wir vor Vera-Cruz bei; die echte Tropen-Sonne begrüßt uns zum Willkommen. Ein großes weißes Gebäude tritt weit ins Meer vor und blendet uns durch seinen Glanz; dahinter einige blaue, grüne, gelbe und rosa Häuser, alle mit flachem Dach, alle nur einstöckig. Zur Rechten fällt die Sierra del Moro steil ins Meer; in mehreren Stufen thürmen die Berge ihre immer farbloseren Gipfel übereinander, während ihnen gerade gegenüber der hohe und spitze Orizaba die Wolken durchbricht.

Die kleinen Fahrzeuge eilen herbei, das Deck füllt sich mit zerlumpten Mexikanern. Wir fahren ans Land. Der Beamte an der Douane zeigt sich äußerst gefällig; als Anerkennung für sein liebenswürdiges Benehmen reiche ich ihm vier Piaster; zu meinem großen Erstaunen zeigt er den Hidalgo und verweigert sie.

Vera-Cruz ist von geringer Ausdehnung. Man durchschreitet es in zehn Minuten. Doch dies befestigte Dorf mit seinen kleinen Wällen und seinen mächtigen Kanonen ist darum nicht weniger reizend. Ein mit Tropengewächsen bestandener square breitet sich vor unsern Fenstern aus. Das Hôtel gleicht durchaus nicht einem Hôtel; zum Speisesaal hat man einen großen Corridor mit Steinfliesen gewählt, wo von allen Seiten her künstliche Zugluft weht und die Hitze der Straße vergessen macht. Unsere erste Sorge ist, alle Früchte der Saison zu kosten: zapotes, Mameys, Chirimoyas u. s. w., die granaditas sind köstlich: ihre gelbe Schale ist mit kleinen Körnern angefüllt, die, zugleich schleimig und säuerlich, überraschend kühlend sind.

Die Sonne ist sengend: wir treffen daher niemand auf den Straßen außer den zopilotes, großen schwarzen Geiern, denen speziell die Reinigung obliegt. Auf den Hausdächern hockend, inspiciren sie die Straßen mit scharfem Blick: wenn irgend ein Hunde- oder Katzen-Cadaver die Stadt verpestet, schießen sie in dichten Schaaren auf ihn herab und lassen gewissenhaft auch die kleinsten Fleischtheilchen davon verschwinden. Diese

ernsten Thiere spazieren phlegmatisch einher, und lassen sich von einem Fußgänger in keiner Weise stören, kaum von einem Wagen. Sie führen ein sehr glückliches Dasein, nur zur Zeit, wo man die öffentlichen Gebäude anstreicht, werden sie durch Abfeuern von Schüssen verscheucht, um die noch frische Farbe vor ihrem Schmutze zu schützen; gehegt und gepflegt, vermehren sie sich derart, daß der Alkalde eines Tages ein Blutbad befahl: man tödtete ihrer Tausende, aber sie scheinen die in ihrer Republik entstandenen Lücken schon wieder ausgefüllt zu haben.

Die Häuser von Vera-Cruz und seine Kirchen sind in den zartesten und von einander abstechendsten Farben angestrichen: das Malerische gewinnt dabei auf Kosten des Harmonischen; doch die vergängliche Tünche bröckelt unter dem doppelten Einfluß der Sonne und der langen Regenzeit ab, und so erscheinen alle Gebäude mit einer Unzahl schwärzlicher Flecken blatternarbig. Sonderbare Aquarell-Kleckserein zeigen sich an jeder Straßenecke; der Hintergrund ist gebührend abgetönt, und die grellen Farben sind gerade schroff genug aufgetragen.

Man räth uns, Vera-Cruz noch am Tage unserer Ankunft zu fliehen: das schreckliche vomito negro hat sich dort gezeigt und flößt den neu Angekommenen allgemein großen Schrecken ein. Ueberdies finden einige Einwohner Vergnügen daran, die Fremden durch Erzählen von Schauergeschichten zu entsetzen, und manche Reisende, welche die Fieber-Städte besucht haben, über-

treiben gern die Gefahr, um ihren eigenen Muth zu übertreiben. Das gelbe Fieber ist in seinem Verlauf sehr launenhaft; im letzten Jahre sind alle Kranken erlegen; das Jahr vorher wurden sie fast alle gerettet. Die Anzeichen sind unfehlbar: große Kreuzschmerzen, Kopfweh, Gefühl allgemeiner Zerschlagenheit. Die Vorsichtsmaßregeln sind zahlreich, doch wenig complicirt: Enthalten starker geistiger Getränke und der Früchte, Abends wenig essen, Feuchtigkeit und die Sonne meiden. Ein Spaziergang im Mondschein wird auch für sehr schädlich gehalten, und will man ohne Sonnenschirm spazieren gehen, so soll man das besser Mittags als um Mitternacht thun. Kurz, es wird empfohlen, so wenig wie möglich auszugehen; man versichert in der That zum Beweis für das Nützliche dieses Rathes, daß in den Gefängnissen unter den Gefangenen niemals ein Fieberfall aufgetreten ist.

Ueber die Ursachen des gelben Fiebers ist sehr wenig bekannt; es steht indessen fest, daß die sittliche Kraft einen großen Einfluß auf diese Krankheit hat; sie fürchten heißt fast sie haben; was die Heilmittel betrifft, so sind dieselben noch unwissenschaftlich, und manche amerikanische Doctoren behandeln ihre Patienten mit Champagner in Eis.

Während das gelbe Fieber den Fremden befällt, wüthet der Starrkrampf unter den Farbigen: sehr viele von ihnen sterben, weil sie ganz leichte Wunden vernachlässigt haben.

Den Abend bringe ich im Theater zu; der Zug nach Mexiko geht erst um Mitternacht ab, und ich habe Zeit, eine ins Spanische übersetzte Operette Offenbach's zu hören. Man spielt Blaubart. Welch ein Vergnügen, eintausendzweihundert Stunden von Frankreich dieser Musik zu lauschen, ein fernes Echo von Paris und den Boulevards.

Im Theater reicht mir die Cassirerin eine Holztafel, die den Plan des Saales zeigt; jeder Sperrsitz, jede Loge ist von einem kleinen Loche durchbohrt, mit dem entsprechenden Billet aufgerollt darin. Man wählt seinen Platz, man zahlt und nimmt sich selber das Billet; durch dieses System fallen die Verkaufsregister und das lange Queuemachen weg. Schleunigst bemerke ich mir diese Verbesserung, um Mexiko wenigstens eine Ueberlegenheit über die andern Länder zuerkennen zu können.

Während der Zwischenacte wird promenirt, oder eine lärmende Unterhaltung geführt. Mexikaner, die sich vor kaum einer Stunde verlassen haben, machen sich beim Wiedersehen wahre Ovationen: sie stürzen einander in die Arme und geben sich gegenseitig tüchtige freundschaftliche Klapse auf den Rücken. Man raucht im Theater, wie überall sonst; soeben frage ich im Hôtel, ob es erlaubt ist, im Speisesaal zu rauchen; mit wohl verdientem höhnischem Stolze antwortet mir der Kellner: „I como no?“ Und warum nicht? Den Augenblick darauf durchschritt er selber mit der Cigarre

im Munde den Saal, indem er die verschiedenen Gerichte meines Diners herbeitrug.

Um Mitternacht verlassen wir Vera-Cruz. Jeder hat die Eisenbahn von Vera-Cruz nach Mexiko rühmen hören; wirklich ist ihr Ruf ein wohlverdienter. Herrlicher Mondschein versilbert die Landschaft. Wir durchfahren zuerst die heißen Ebenen, welche sich zwischen dem Meere und den Vorbergen der sierras ausbreiten. Ueberall ragen große Palmbäume empor, überall sieht man das dichte Dach der Bananen mit ihren mächtigen, vom Winde zerrissenen Blättern. In ihren Schatten gedeiht die Kaffeestaude. Die Erde verschwindet unter einem Gewirr von Grün, die Schluchten sind ganz damit ausgefüllt, Lianen hängen von den Bäumen nieder, und da es ihnen auf dem Boden an Platz fehlt, so blühen sie hoch in der Luft; nicht ein Zweig ist sichtbar, alles ist von Blätterwogen überschwemmt, und diese stets steigende Fluth entwickelt laue, berauschende Wohlgerüche.

Der Tag ist angebrochen; wir fahren unaufhörlich bergan in starker Steigung*). Die Bahn beschreibt Windungen, einer Natter ähnlich; unsere Maschine mit doppeltem Kessel und vierfachen Kolben keucht schnaubend. Die Thalfahrt ist gefährlicher als die Bergfahrt; es wäre unmöglich, den Zug anzuhalten, wenn seine Schnelligkeit zehn Meilen in der Stunde überstiege. Die

*) 4 %; auf kurze Strecken 5 %.

colossale Locomotive wurde von England herübergeschickt, sammt den Maschinisten, doch keiner von ihnen mochte als erster hinabfahren; ein Yankee allein führte den Zug, „nicht ohne Herzklopfen," sagte er mir; ich habe nämlich das Glück gehabt, mit ihm zu reisen.

Tief unter uns sehen wir die Stelle, wo wir vorbeigekommen sind, hoch über uns die Stelle, wo wir vorbeikommen werden. Wir sind von Bergen umringt; die Abdachungen enden in gähnende Schluchten; wir fahren von einem Gipfel zum andern auf leichten Brücken, wahren Strickleitern, die über die Tiefe gespannt sind; die Spalten, in denen weiß schäumende Wasser brüllen, die endlosen Abstürze werden häufiger und erschreckender, in dem Maße, wie wir uns dem Kamm nähern.

Es wird an den Zug ein kleiner offener Wagen angehangen, auf dem die Liebhaber einer Vertical-Landschaft Platz nehmen können; die Wände fallen senkrecht nieder, zwei Schritte von uns gähnt der Schlund; endlich ist die Höhe erreicht; jeder sieht zurück; jener weiße Punkt dort tief unten im Thal ist ein großes Dorf; jener Silberfaden ist ein Fluß.

„Gott sei Dank!" höre ich einen Reisenden neben mir ausrufen, „endlich sind wir oben!"

Von da ab bietet die Fahrt nicht mehr das gleiche Interesse; wir kommen über eine weite, sandige Hochebene von trauriger Dürre; Aloë-Felder ziehen sich an der Bahn hin; es giebt nichts Häßlicheres, Trockeneres und Unangenehmeres, als diese großen Agaven, die

an milch-grün gefärbtes Zink erinnern; abstoßend stehen sie in regelmäßigen Reihen aufgepflanzt, doch ihr Besitzer betrachtet ihre spitzigen Blätter voller Lust; erfreut sieht er, daß die Pulque-Ernte ein reichliche werden wird.

Der Pulque ist ein von der Agave geliefertes Getränk; man nimmt das Herz der Pflanze heraus, wenn sie, nach Verlauf von acht Jahren etwa, entwickelt ist, und dann sammelt sich der Pulque in dem natürlichen Becher; jedes Exemplar liefert täglich drei bis fünf Flaschen, und da es lange in Thätigkeit bleibt, kann es zwanzig bis dreißig Francs einbringen.

Es giebt kein Gebräu, dem Pulque vergleichbar; sein Duft ist schlimmer, als sein Geschmack; gleichwohl ist es das Nationalgetränk. Bei jedem Aufenthalt des Zuges stürzt sich ein Schwarm kurz gekleideter Indianer und Indianerinnen an die Thüren; alle halten in den Händen kleine, rothe Sandstein-Krüge mit jener weißlichen Flüssigkeit. Man behauptet, daß der Pulque sehr gesund ist; er hat den Vorzug, den Magen zu stärken und fest zu machen; man sieht wohl, es ist eine wirkliche Medicin. Seine Entdeckung verdankt man einem aztekischen Großen, der durch seine Tochter einen Becher davon dem Kaiser darbieten ließ. Das Getränk und die Jungfrau gefielen dem Kaziken gleich sehr; nach Verlauf eines Jahres hatte er einen natürlichen Sohn; dieser Sohn kam zur Herrschaft, und von seiner Regierung datirt der Verfall Mexikos. Doch die Mexikaner

haben gegen den Pulque keinen Groll behalten; ihr einziges Bedauern ist, ihn nicht länger als einen Tag aufbewahren zu können. Die echten Liebhaber behaupten sogar, daß man guten Pulque nur trinken kann, wenn man ihn selber aus dem Herzen der Pflanze schöpft. Zum Transport füllt man ihn in Bockhäute. Solch eine wohlgefüllte Bockhaut gleicht vollständig einem Schweine, dem der Kopf abgeschnitten ist.

Der Boden Mexikos, dürr und steinig, mit Sand untermischt, ist für das Gedeihen der Agave, der Feigen-Distel und der Kerzen-Cactus geeignet. Die letzteren, Riesen-Leuchtern ähnlich, werden bisweilen zur Heckenbildung verwandt, um die Felder oder die Wohnungen einzufriedigen; einige messen vier, fünf, ja sechs Meter in der Höhe. Was die Feigen-Disteln betrifft, so werden dieselben an manchen Stellen zu wirklichen Bäumen.

Nach und nach steigen zu uns in die Waggons Mexikaner vom Lande. Ihre Kleidung besteht aus einer völlig auf der Brust offenen Blouse und aus Leinwandhosen von übermäßiger Weite. Wenn den Mexikaner friert, so steckt er den Kopf durch ein in eine bunte Decke gemachtes Loch. Heute hat keiner diesen weichen Schanddeckel übergezogen, denn die Hitze ist erstickend. Die Temperatur fordert zwei Opfer in dem Zuge, zwei Fremde natürlich: ein Amerikaner und ein Engländer, dem Brandy zu sehr ergeben, stürzen vom Schlage gerührt zu Boden.

Viel schmutzige Hemden, viel abgetragene Kleidung,

doch auch viel Schmuck und Brillanten giebt's in unserm Waggon. Die Mexikaner lieben alles was glänzt; es fällt ihnen nicht ein, ihren Reichthum zu Hause zu lassen. Die Männer haben am Goldfinger und an den übrigen Fingern Ringe stecken; einer meiner Reisegefährten trägt unter einem durchlöcherten Wams eine Ballweste mit nur einem Knopfe, so daß ein gesticktes Oberhemd voll sichtbar wird, das drei Diamanten schmücken, ein größerer in der Mitte und zwei kleinere.

Endlich kommen wir in Mexiko an. Der erste Eindruck ist sehr günstig; die öffentlichen Gebäude und einige Privathäuser haben den Stempel eines vergangenen Jahrhunderts bewahrt, das Klima ist gemäßigt, die Gärten sind reich an immergrünen Bäumen. Nach Sonnenuntergang wimmeln die Hauptstraßen von einer heiter belebten, lärmenden Menge und der große Platz ist hell beschienen von den Fackeln der Verkäuferinnen, die ihre Waaren unter freiem Himmel feil bieten.

Der Tag nach unserer Ankunft ist ein Sonntag. In einem so religiösen Lande wie Mexiko müssen alle Frauen der Messe beiwohnen. Wir postiren uns also schleunigst an die Thür der Hauptkirche. Ohne unsere Erwartungen stark einzuschränken, ist es uns aber unmöglich, Figur und Gesicht der Mexikanerinnen zu bewundern; während unseres Aufenthaltes in diesem Lande haben wir eigentlich nur eine wirklich hübsche Frau gesehen .... und das war eine Fremde.

Wir lassen uns nach der Viga fahren: das ist die

officielle Promenade. Einige Equipagen sieht man, doch zumeist in sehr schlechtem Zustande. Die Reiter hingegen sind zahlreich und glänzend; sie tragen einen ungeheuren, schwer mit Silber verbrämten Hut, einen kurzen Rock, eine reich mit Knöpfen besetzte Hose, endlich Sporen aus edlem Metall und von unglaublicher Größe; der Sattel ist mit Jaguar- oder Gazellenhaut geschmückt; in dem rothen Gürtel stecken Revolver oder Pistolen, ein Säbel hängt an der Seite, bisweilen sogar ein Karabiner am Sattelbogen. Das ist freilich kein Promenaden-Anzug; je nun! . . . Die Mexikaner sind Verehrer der komischen Oper und des Prunkes in Fra Diavolo; sie finden, daß das Waffengeklirr und der Kostüm-Flitter gut zusammen passen.

Wenige Reiter auf Erden thun es den Mexikanern gleich; große Freunde alles Aufsehenerregenden, gestatten sie ihren Thieren nie, Schritt zu gehen; sie lassen sie sich bäumen, schnell wenden, seitwärts galoppiren, und das alles auf die natürlichste Weise von der Welt; Pferd und Reiter bilden nur ein Wesen, gleich dem Centaur. Die kleinen mexikanischen Pferde haben den muntern Charakter ihrer spanischen Väter behalten; auch lieben sie das Theatralische und scheinen zum eigenen Vergnügen zu paradiren; voll Feuer und Kraft, zeigen sie sich bei Strapazen zähe; sie legen bequem Strecken von zwanzig oder fünfundzwanzig Stunden zurück. Ein mexikanischer General hat mir versichert, in acht Tagen, ohne das Thier zu wechseln,

einen Weg von zweihundertundvierzig Stunden gemacht zu haben.

Von der Viga begeben wir uns nach Santa-Anita; dieses kleine Dorf feiert heute das Fest seines Schutzheiligen. Die Mexikaner strömen herbei zu den Pulque-Wirthschaften; der breite Spazierweg ist gesperrt von Indianerinnen, die Blumen und Gemüse verkaufen; sie tragen auf ihrem kohlschwarzen Haare eine Doppelkrone aus purpurnen Pfingstrosen. Ihr Haupthandelsartikel besteht in ungeheuren Radieschen, die sie mit großer Geduld zu Blumen ausgeschnitten haben. Auf dem Canal gleiten die flachen Boote dahin, mit einer sonntäglich gekleideten Menge beladen; die Frauen tragen kirschrothe, oder smaragdgrüne Stoffe; die Männer sind mit gestreiftem Hemde und weißer Hose bekleidet, von der jedes Bein die Weite eines Sackes hat. Auch unter all diesen Mestizen habe ich vergeblich ein angenehmes Gesicht gesucht.

Die jungen Mädchen schienen mir besondern Geschmack für die Schaukel zu haben; indessen kommt mir die mexikanische Schaukel wie eine Strafe vor: wenn das junge Mädchen den höchsten Schwingungspunkt erreicht, so werfen ihm zwei Kerle geschickt ein Seil über und reißen es mit gewaltsamem Ruck wieder zurück.

Eben schickten wir uns an, wieder einzusteigen, als wir einen Hauptmann erscheinen sehen, einen jungen Menschen von sehr gutem Aeußern, doch ebenso voll von Pulque, wie die Häute, in denen man diese Flüssigkeit

transportirt; er hält in der Hand, völlig schußbereit, einen prächtigen, funkelnagelneuen Revolver; er kommt auf uns zu und fordert einen Händedruck, den wir ihm bewilligen. Sogleich legt er auf uns an und fragt uns, ob wir Anhänger des Porfirio Diaz sind.

Da wir keinen persönlichen Grund zum Haß gegen den neuen Präsidenten von Mexiko haben, so antworten wir, daß wir ganz bereit sind, seine Freunde zu werden, wenn nur derselbe uns mit seiner Freundschaft gütigst beehren wolle.

Da erbittet sich der Hauptmann mit thränenerstickter Stimme inständig die spanische Umarmung; wir tauschen mit ihm die paar Rücken-Klapse, worin dies abrazo besteht, und unser Wagen fährt ab. Wir hatten keine dreißig Meter gemacht, als wir vier Revolverschüsse knallen hören; der nette kleine Hauptmann hatte eben seinen Mann getödtet. Er wurde erst am folgenden Tage verhaftet.

Dergleichen Vorfälle sind in diesem Lande der Unruhen und Empörungen sehr gewöhnlich; die höchst aufgeregte Bevölkerung bedient sich gern ihrer Waffen. Die Revolutionen folgen sich in Mexiko, wie bei uns die Märzschauer. Selbst der Straßenraub ist weit entfernt zu verschwinden; wenn ein neuer Präsident durch seine Anhänger mit Waffengewalt zur Herrschaft gelangt, so verabschiedet er seine Truppen, wobei er den rückständigen Sold zu zahlen vergißt; diese Ex-Soldaten und diese Ex-Hauptleute werden, im Besitze eines Re-

volvers oder eines Karabiners, ganz natürlich Banditen; sie haben keine weitere Mühe, als sich an den Kreuzungspunkt zweier Wege zu setzen, dann, wenn ein Reisender vorüberkommt, aufzustehen und, den Hut in der Hand, höflich nichts weiter zu begehren . . . als alles, was sie kriegen können.

Ich muß gestehen, daß wir bei unsern kurzen Ausflügen über Land niemals allzu verdächtigen Gesichtern begegnet sind, doch unser Führer vergaß nicht, uns vor dem Aufbruch zu fragen: „Haben Sie Ihre Revolver?" und wir konnten an den Hauptwegen hin und wieder Reiter sehen, den Karabiner quer über dem Sattel. Diese Wächter verdienen indessen nur mäßiges Vertrauen: zwei junge Engländer, die bei einbrechender Nacht nach Mexiko zurückkehrten, werden von vier Räubern attaquirt; einer der Engländer tödtet durch einen Revolverschuß den ersten, der sich zeigt, die drei Kameraden verschwinden; die benachrichtigte Polizei läßt den Leichnam holen und erkennt den Beamten, dem die Sorge für die Sicherheit der Straße übertragen ist.

Der plagio ist ein oft durch Mord erschwerter Raub; er besteht in der Erpressung von Lösegeld für die Gefangenen: zahlen oder sterben. Der Sohn eines wohlbekannten belgischen Botanikers fiel Räubern dieser Art in die Hand; dieselben forderten fünftausend Pesos, um ihn wohlbehalten wieder auszuliefern; die Familie zog sich mit eintausendfünfhundert Pesos heraus; mit Abhandeln kommt man immer am besten fort. Der scharf

verfolgte plagio wird heute weit weniger ausgeübt; in Mexiko sind die Räuber übrigens selten blutdürstig; viele dieser armen Teufel haben selbst etwas Erziehung genossen und plündern Einen in der gehörigen Form. Die Beschlagnahme einer Post ist in Mexiko eine sich so häufig abspielende Tragi-Comödie, daß jeder Mitspielende seine Rolle ausgezeichnet kennt. Beim ersten „Halt!"-Ruf hält der Conducteur seine Maulthiere an; die Banditen treten unter Entschuldigungen heran, wenden sehr geschickt die Kissen um und bitten die Reisenden, ihnen vier oder fünf Pesos auszuzahlen. „Meine Herren, einsteigen!" ruft der Conducteur. Es geht ohne sonderliches Erstaunen weiter.

Was die Bedeckung angeht, welche die Post begleitet, so befindet sie sich stets im Augenblick der Attaque weit vor, oder weit zurück, und braucht nicht zu intervenіren.

Niemand trägt Geld oder Schmucksachen bei sich, jeder setzt seine Baarschaft in Bons der Gesellschaft um und bezahlt seine Ausgaben mit diesen Cheques; bei der Ankunft kassirt man die der Postkasse anvertrauten Summen wieder ein, doch ist es klug, stets einige Silber-Piaster in der Tasche zu haben, um die Räuber nicht gar zu sehr zu ärgern, indem man sie die Post für nichts anhalten läßt. Wenn mehrere Banden denselben Wagen anfallen, so halten die zuletzt Gekommenen, die kein baares Geld mehr finden, sich an die übrigen Sachen; einige Personen, fünf Mal an

fünf Tagen von fünf verschiedenen Banden angehalten, sind am Bestimmungsort ohne Kleider, ohne Hut, ohne Schuhzeug, und warum soll man es nicht sagen, ohne Hemd angekommen.

Zwei Amerikaner, vielleicht ähnliches Mißgeschick befürchtend, bitten uns, beim Durchwandern der Umgegend uns ihnen anzuschließen; immer praktisch, hatten diese Yankees den Vortheil erkannt, den mit der Landessprache vertraute Reisegefährten bieten mußten; da alle beide nur Englisch konnten, eine in Mexiko wenig verbreitete und verabscheute Sprache, so waren sie nicht im Stande, ein Glas Wasser zu fordern.

Nur mit Bangen geben wir den Bitten dieser beiden Amerikaner nach, trockenen, pedantischen, peinlich genauen Menschen; sie haben einige Freunde angeworben; so besteht die Parthie also aus zwei Obersten, einem Doctor, einem General und unserer Wenigkeit, das Ganze in zwei Wagen. Möge Gott mich in Zukunft vor jedem Ausflug in so erlauchter Gesellschaft bewahren!

Wir fahren den Aquädukt entlang, der das Wasser von Chapultepec nach Mexiko leitet. Sogleich bitten mich der Doctor und der General, denen ich als Dolmetscher diente, den Kutscher zu fragen, wie viel Bogen dieser Aquädukt zählt. Der Kutscher weiß nicht, was ein Bogen ist. Meine Amerikaner lassen nicht ab und wollen das genaue Alter der Leitung, die Zahl der gebrauchten Backsteine wissen: ich übersetze die Fragen; der Kutscher sieht mich mit Staunen an, und ich bin

genöthigt, dem Doctor rein erdichtete Antworten zu geben. Nach seiner Verwunderung zu urtheilen, habe ich etwas recht Dummes gesagt.

Wir kommen nach Chapultepec; am Fuße des Hügels, auf dem sich einst der Palast Montezuma's erhob, steht ein prächtiges Cedern-Wäldchen; anmuthige Sonnenschirme von Grün beschatten die ungeheuren Stämme, und das lange graue Moos, welches von den Aesten herabhängt, erhöht ihr ehrwürdiges Aussehen. Bei diesem Anblick erinnert sich der General, daß er eine lady friend hat, und bittet mich auszusteigen, um ihm ein Stück von der heiligen Rinde auszuschneiden. Sodann beauftragt er mich, den Kutscher zu fragen, ob diese herrlichen Bäume von Montezuma selber, oder einfach auf seinen Befehl gepflanzt worden sind. Während er diese wunderliche Frage that, überschlug der Doctor neben ihm die Zahl Bleistifte, die sich aus der dicksten der Cedern würden schneiden lassen.

Von den Bauten Montezuma's ist durchaus nichts übrig; an ihrer Stelle wollte der Kaiser Maximilian einen Sommerpalast errichten. Dem armen Maximilian wurde der blutige Grabhügel von Queretaro zum Throne, und sein zeitweiliger Palast ist zur Schule umgewandelt. Der Director ladet uns zur Besteigung des Thurmes ein, von wo wir das ganze Thal überschauen würden. Der Blick ist ein prächtiger; wir befinden uns inmitten einer großen Ebene, rings von Bergen umschlossen, die wie die Stufen eines riesigen Amphitheaters

ansteigen; der hohe Popocatepelt und die in Schnee gehüllte weiße Frau tragen das Himmelsgewölbe; metallische Streifen am Horizont bezeichnen die Seen und die Lagunen. Der Vordergrund ist trostlos, doch die Ferne schillert Farbenreichthum. Nach welcher Seite man sich auch wendet, das Schauspiel bleibt großartig, und selbst der Doctor bedient sich des Ausdrucks: „A glorious scenery."

Nach der Bewunderung, der unsere Amerikaner recht von Herzen Lauf lassen, beginnen wieder die genauen Fragen nach der Höhe des Thurmes, seiner Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt, dem Flächeninhalt des Gebäudes u. s. w.; ich schwöre, wir haben nicht die dunkelste Ecke, nicht den entlegensten Winkel ununtersucht gelassen; wir haben alle Möbel uns aufs genaueste angesehen; einer der Obersten hat sich an das stattliche Piano gesetzt und stolz eine holprige Tonleiter darauf vorgetragen. Im Augenblick des Wiedereinsteigens vermissen wir den alten General; wir finden ihn endlich in einiger Entfernung, wie er aufmerksam eine alte Mauer betrachtet; bei der Einnahme von Mexiko, wo er nach seiner Aussage mitgeholfen, hatte er auf diese Mauer eine Kugel aufschlagen sehen; und nun suchte er heute ihre Spuren . . . . einige dreißig Jahre später.

Wir frühstücken in angenehmer Weise unter den frischen Lauben von Tacubaya; doch dies Vergnügen wird schwer gebüßt durch die peinlich genaue Besich-

tigung eines Privat-Gartens; der Himmel schuldete mir für so viel Selbstverleugnung wohl eine Entschädigung, er schickt sie mir in Form eines prächtigen Insects, das meine Sammlung vergrößern soll.

Endlich giebt uns die Rückkehr nach Mexiko unsere Freiheit wieder. Die Amerikaner danken uns überschwänglich und bitten uns, sie am folgenden Tage auf einem andern Ausfluge zu begleiten; sie wollen, sagen sie, uns um vier Uhr abholen. Sie haben uns nicht gefunden, wir waren schon nach Guadalupe abgereist. Zum Glück waren wir allein, andernfalls hätten wir vier Stunden damit zugebracht, das Gewicht des massiv silbernen Geländers in der Kirche zu überschlagen, und eine gewisse Mauer in Schiffsgestalt zu bewundern, ein seltsames ex voto.

Die Wirren und Aufstände, welche im Lande herrschen, verbieten uns weite Ausflüge; nachdem wir ganz Mexiko gesehen und wiedergesehen haben, die Kirchen, die Alameda, den Palast, das Museum und die mit aztekischen Hieroglyphen bedeckten Steine, beschließen wir, nach Vera-Cruz zurückzukehren. Unsere Amerikaner, von denen wir Abschied nehmen wollen, mögen von einer Trennung nichts wissen; sie wechseln Stehkragen und Manschetten und schnallen ihr mikroskopisches Bündel.

Puebla hinterläßt im Geiste unserer Gefährten nur das Andenken an ein Hôtel ohne Badezimmer. In Wirklichkeit verdiente Puebla besseres; es ist das Schlachtfeld des Fernando Cortez und das der französischen

Armeen. Was mich betrifft, so werde ich ihm stets eine lebhafte Dankbarkeit bewahren, in der Erinnerung, daß die Einnahme dieser Stadt mir auf dem Gymnasium einen freien Tag eingebracht hat. Gleichwohl ist mein Aufenthalt dort sehr kurz; kaum habe ich Zeit, die Straßen zu durchwandern, ein paar Häuser ganz aus Steingut zu betrachten, einen Blick in die Marmormühle zu werfen, die dort eingerichtet ist, und Cholula, ein kleines Dorf in der Ebene zu besuchen: daselbst ist eine auf einem künstlichen Hügel erbaute Kirche zu sehen. Nach einer indianischen Ueberlieferung müssen die Gestorbenen sich in Berge verwandeln; um ihnen bei Erreichung dieses Zieles zu helfen, wirft jeder Vorübergehende einen Stein auf die Grabstätten; so bilden sich wirkliche Hügel. Der von Cholula zeigt Reste unterirdischer Bauten; doch besonders berühmt ist er durch eine Erscheinung der Jungfrau; Mexiko ist sehr fromm, und Gott und seine Heiligen offenbaren sich dort öfter als irgendwo sonst.

Der kleine Platz von Cholula ist interessanter, als der Hügel und die Erscheinung. Eine Reihe Häuser mit Arkaden, ein großes, düsteres Kloster mit Zimmern, wie eine Festung, ein anderes verlassenes Kloster, eine zerstörte Kirche bilden ein friedlich stilles Bild, weder europäisch noch mexikanisch, ganz mittelalterlich.

Von Puebla geht's nach Tlaxala. Unsere Amerikaner öffnen gleich bei der Ankunft ihr Reisebuch und lesen, daß das Dorf für die älteste Republik der Welt

gilt und daß es heldenmüthige Kämpfe gegen die Azteken bestand; diese Lektüre erfüllt sie mit Bewunderung für Tlaxala. Im Rathhause setzt sich der Doctor mit kindlicher Freude auf den Präsidenten-Platz und sieht von dem curulischen Stuhle stolz auf uns herab; er bemächtigt sich des Siegels der Republik und stempelt seine Visitenkarten; der General konnte nicht verfehlen, einem solchen Beispiel zu folgen; die gestempelten Karten werden sich zwischen seinen Bank-Billets mit dem Stück Cedern-Rinde zusammenfinden.

Die alte Kirche von Tlaxala birgt die erste Taufkapelle und die erste Kanzel der Neuen Welt; sie enthält auch zahlreiche schauderhaft geschnitzte Christusgestalten; diese fratzenhaften Holzfiguren, täuschend mit Leichenfarbe überstrichen, sind erschreckend grotesk: die Kniee zeigen große, rothe Flecke, das Blut rinnt in Strömen von Gesicht und Seite, die Glieder sind scheußlich verzerrt; ein rechter Christus der Inquisition.

Wir verlassen das Hôtel um zwei Uhr Morgens; die Station ist mehrere Meilen entfernt; die schon erschöpften Maulthiere drohen mehr wie ein Mal, uns stecken zu lassen; schließlich kommen sie doch an und wir sehen uns endlich im Zuge.

In Boca del Monte halten wir zum Frühstücken an; der Doctor bestellt dem Kellner weich gesottene Eier, von denen er ein großer Freund ist; der Kellner erklärt ihm, daß die nicht zu haben sind. Ohne zu verstehen

wiederholt der Doctor immer lauter: „huevos cocidos“, zwei Worte, die ich ihn denselben Morgen gelehrt habe.

Der Kellner nickt, die Zeit verstreicht, der Doctor wird ungeduldig.

Jeder ist mit seinem Frühstück fertig, als endlich die weich gesottenen Eier erscheinen; der Doctor klopft sie ängstlich auf, schlägt sie in seinem Bordeaux-Glase, fügt einen Tropfen Essig hinzu und kostet bedächtig.

Ich spazierte auf dem Perron in Erwartung der Abfahrt; plötzlich setzt sich der Zug in Bewegung, wir stürzen hinein; doch der arme Doctor war nicht da. Der General, untröstlich über den Verlust seines Gefährten, will hinausspringen; mir steht völlige Befreiung in Aussicht; leider schlingen sich zurückhaltende Arme um ihn; aber sein Kummer wird zum Zorn, als er erfährt, daß die Ursache des Uebels die huevos cocidos sind. Im Zuge wird das Fehlen zweier weiterer Passagiere bemerkt; der Conducteur hatte die Abfahrt auszurufen vergessen.

Eine Stunde Fahrt trennt Boca del Monte von der nächsten Station; wir bemerken, daß der kleine Wagen, der bisweilen an den Zug angehangen wird, um den Touristen einen bessern Blick auf die Landschaft zu ermöglichen, noch einige hundert Meter entfernt hinter uns her kommt; die Senkung der Bahn verleiht ihm genügende Schnelligkeit, um unsern langen und schwerfälligen Zug einzuholen, der nur sehr langsam bergab fahren darf. Wir erkennen auf dem kleinen

Wagen einen der in Boca del Monte zurückgelassenen Passagiere; er wird auf der ersten Station wieder in seinen Waggon steigen. „Sie sehen," sage ich zum General, „daß selbst in Mexiko manche Leute sich stets aus der Klemme zu ziehen wissen."

Wir erreichen die Station; ein Reisender harrt auf dem Perron der Ankunft des Zuges: es ist der zweite vergessene Passagier; dies Mal haben wir ein Wunder vor uns; seine Erklärung ist einfach. Die Eisenbahnstrecke zwischen den beiden Stationen beträgt dreizehn Meilen, die directe Entfernung nur drei. Der Passagier hat sich ein Pferd besorgt, ist den Berg im Galopp hinabgeritten und . . . erwartet uns. Wir hoffen, daß ein letztes Wunder den Doctor erscheinen lassen werde; eitle Erwartung! wir sollten ihn erst am folgenden Tage in Vera-Cruz wiedersehen.

Ein großes Leben herrscht augenblicklich in dieser Stadt; man ist beschäftigt, alle Häuser wieder zu tünchen; alles Abbröckelnde ist verschwunden, die Blatternarben sind mit Farbe überstrichen, der Aussatz ist geheilt; Vera-Cruz hat eine neue Haut bekommen.

Im Begriff, Mexiko zu verlassen, habe ich lebhaft bedauert, daß die jetzige Gährung mich verhindert hat, dies weite Land genauer zu besichtigen, eins der reichsten und der ärmsten zugleich, die es überhaupt giebt. Das Vermögen des Privatmanns kann sich, jedes Schutzes beraubt, nicht entwickeln; ganze Heerden verschwinden, von den Plünderern bis nach den Nord-

Grenzen hinauf fortgetrieben: der Eigenthümer kann die Regierung nicht um Hülfe bitten; das hieße von einem, der selber wankt, Unterstützung fordern.

Wie viel ungehobene Schätze, und, nach einem alten Worte: welch ein schönes Land dies Mexiko . . . . . wenn die Mexikaner nicht wären. Oft ist der Boden gleichsam rein Silber und Gold; doch auf welchen Wegen das Platina, das Quecksilber, den Schwefel, die Kohle fortschaffen? Wer möchte zu ihrer Gewinnung ein Kapital hingeben, das, kaum angelegt, gleich verloren gehen könnte? Einige haben es versucht; eine Revolution brachte das Unternehmen zu Fall, wie durch ein Erdbeben ein begonnenes Bauwerk einstürzt. Die Sage von dem Eldorado kommt in Vergessenheit, man erzählt sich nicht mehr die Anekdote von jenem Galizier, der, fest überzeugt, daß die Unzen Goldes auf der Straße zu sammeln waren, es verschmähte, sich nach einem Piaster zu bücken, den der Zufall ihn beim ersten Schritte finden ließ.

Trotz der Ermüdung aller Geister, trotz der Sehnsucht nach Frieden, werden die politischen Zuckungen noch lange Jahre andauern. Die Partei-Kämpfe sind allmälig nahe daran, sich in einen Racen-Kampf umzuwandeln. Die Indianer haben gegen die Weißen den Benito Juarez, einen reinen cobrizo, eben so unterstützt, wie sie den Porfirio Diaz, einen ihrer Mestizen, unterstützen. Ihrem unbestimmten Sehnen ist Mexiko indianisch und nicht mehr spanisch. In Wirklichkeit ist

es weder das eine, noch das andere; seine wirkliche Bevölkerung sind die Mestizen; die Zahl der Weißen ist in der That eine beschränkte; sie bilden höchstens ein Fünftel der Bevölkerung; auch in den Familien, die sich blauen Blutes rühmen (san-gue-azul) würde man häufig Tropfen indianischen Blutes finden können. Der reine Indianer ist gleichfalls selten; man muß ihn im Innern, oder an den Grenzen suchen, unter den kriegerischen Stämmen, die vom Raube leben, und all ihre wilden Gewohnheiten unversehrt erhalten; noch heute strafen die Comanchen das ehebrecherische Weib an seiner Schönheit, indem sie ihm die Nase abschneiden. Was das schwarze Element betrifft, so kommt es in Mexiko fast nicht vor.

Die Mexikaner sind ohne Schönheit, ohne Intelligenz im Ausdruck; klein und untersetzt, zeigen sie sich bei Anstrengungen oft ungeschickt: die Bürde, welche unsere Lastträger mühelos heben, nehmen sie zu Zweien, um sie einem Dritten auf die Schultern zu laden. Sind ihre Lenden und Schultern nicht sehr kräftig, so sind ihre Beine von Stahl; auf der Landstraße dahintrottend, einen langen Stock in der Hand, gehen Männer, Frauen, Kinder gleichen Schritt, in einer Weise, die an den Paßgang ihrer Pferde erinnert. Die Mütter tragen die kleinen Kinder auf dem Rücken in einer Tasche von Baumwollenstoff; wie sehr es auch hin und her geschüttelt wird, das Kind schreit niemals.

Der religiöse Fanatismus der conquistadores hat

uns der Belege und beschriebenen Steine beraubt, welche die Geschichte der Vorgänger der Azteken hätten aufhellen können: Cortez in Mexiko, Pizarro in Peru könnten mit gleichem Rechte auf Abstammung von jenem Omar Anspruch machen, der die Bibliothek in Alexandria verbrannte. Man weiß, daß die Azteken, wie alle Stämme Amerika's, aus dem Norden herabkamen; die mörderischen Kämpfe mit den Nachbarvölkern hatten ihre Zahl schnell vermindert; auf einige Familien reducirt, von ihrem Gebiet vertrieben, führte einer ihrer Priester sie an eine vom Orakel bezeichnete Stelle, wo zwischen einigen Felsen eine Feigendistel wuchs, auf der ein Adler eine Schlange verzehrte; noch heute zeigt das mexikanische Wappen dies Bild. Am selbigen Orte bauten die Azteken sogleich elende Strohhütten; bald trieben sie Pfähle in den Schlamm, verbanden sie untereinander durch Flechtwerk und Mexiko gewann dem See täglich mehr Boden ab. Die Kriege hatten wieder begonnen, doch dies Mal blieben die Azteken im Vortheil; unaufhörlich rieselte Menschenblut über den Opferstein; in einem Jahre wurden dem mächtigen Kriegsgotte Huitzilipotli zwanzigtausend Gefangene geopfert. Bisweilen gewährte man einem solchen eine ganz geringe Rettungs-Chance: man gab ihm ungefährliche Waffen in die Hand; gelang es ihm, hintereinander sechs wohlbewaffnete Mexikaner zu besiegen, so sandte man ihn zurück, ohne ihm irgend ein Leid anzuthun; unterlag der Gefangene, so öffneten ihm die Priester mit ihren scharfen Steinmessern

die Brust und rissen ihm das Herz heraus, das zum Weissagen diente. Die Leiche blieb dem Sieger überlassen, der nach seinem Gefallen damit verfuhr.

Der Reichthum des Reiches wurde ein fabelhafter; niemals, sagt man, bediente sich Montezuma zwei Mal derselben Goldschüssel; er überließ sie den Großen seines Hofes. Er liebte sehr frischen Seefisch; täglich wurde an der Küste für die königliche Tafel gefischt; kaum gefangen, wurde der Fisch einem Läufer übergeben, der erst an der nächsten Station anhielt, um ihn einem andern Läufer anzuvertrauen. Der Fisch gelangte so zu Montezuma schneller, als eine Depesche von Vera-Cruz nach Mexiko .... was übrigens Angesichts des gegenwärtigen Zustandes der Telegraphen-Linien wahr sein kann.

Eine alte merkwürdige Ueberlieferung behauptet, daß eines Tages weiße Männer kommen und die Indianer unterjochen würden; diese Weissagung wurde von Fernando Cortez geschickt ausgebeutet. Dieser ehrgeizige Abenteurer, voller Selbstvertrauen, sowie mit unternehmendem und überlegendem Muthe begabt, verdiente allerdings, seine Ziele zu erreichen; man muß wahrhaft staunen über das Schwierige seiner ersten Schritte, seiner Kämpfe gegen die Indianer, gegen seine eigenen Soldaten, gegen die Spanier, die gesandt waren, um ihm den Oberbefehl zu entreißen und den Ruhm seines Triumphes einem andern zu geben. Ohne Zweifel entsetzten seine Waffen die Indianer, die Steinäxte konnten

den Eisen-Rüstungen nichts anhaben, doch er manövrirte auch in unbekanntem Lande, er hatte beim Verlassen der Küste seine Schiffe verbrannt, um seinen Truppen jedes Mittel und jeden Gedanken an Rückkehr zu benehmen; freiwillig hatte er sich zwischen Tod und Sieg gestellt.

Er wäre beinahe unterlegen; wer kennt nicht seinen verzweifelten Rückzug von Mexiko, als er bei einbrechender Nacht zurückweichen und seine Soldaten langsam durch Moräste voller Hinterhalte führen mußte? Diese Nacht, wo er die Frucht seiner Siege verlor, und wo er eine kaltblütige Stirn zu zeigen hatte, während seine Seele voll von Schmerz war, wird sie nicht sehr richtig die Unglücksnacht genannt?

Endlich triumphirte Spanien, und die Verfolgungen begannen. Die Deportationen, die Metzeleien, die Minenarbeit dezimirten die verschiedenen Völker Mexiko's. In dieser großen Hekatombe verschwand die echte aztekische Race gänzlich, denn das Vorhandensein eines Stammes in Tehuantepec, der sich von jeder Beimischung frei gehalten hätte, darf für unwahrscheinlich erachtet werden. Vergeblich versuchten einige edle Männer sich ins Mittel zu legen, ihre Anstrengungen konnten eine stets wachsende Habsucht nicht aufhalten; Spanien hörte wohl die Todes-Schreie eines ganzen Volkes, doch das Gold strömte herbei; Spanien sollte zwei Mal sich mit Schmach bedecken; es hatte Christoph Columbus geopfert, es opferte

seine neuen Unterthanen; nachdem es den eingekerkert, der ihm eine Welt schenkte, entvölkerte es diese Welt.

Mexiko ist jetzt von Spanien befreit und sich selber wiedergegeben, doch es scheint unfähig, sich zu vertheidigen; schon sind Kalifornien, Arizona amerikanisch geworden; werden nicht auch die andern Theile Mexiko's dazu bestimmt sein, dem Banner der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika je einen Stern hinzuzufügen?

XIV.

Eine spanische Colonie.

Havana. — Das Theater Tacon. — Die heilige Woche. — Stier- und Hahnen-Kämpfe. — Matanzas. — Grotte von Bellamar. — Die volantes. — Die Zucker-Siedereien. — Die Chinesen. — Die Sklaverei. — Santiago de Cuba. — Die Bucht. — Die Stadt. — Aufstand auf Cuba. — Erpressungen Spaniens. — Die heilige Jungfrau von Caridad. — Abfahrt nach der Insel Haïti.

La ville de Brest bringt uns von Vera-Cruz nach Havana; langweilige Ueberfahrt: die Passagiere gehören zu jener unangenehmen Kategorie Menschen, die überwältigt ausrufen: „Und sich sagen zu müssen, mein Herr, daß nichts wie eine schwache Planke uns vom Abgrund trennt!“ Einer von ihnen, durch das Log neugierig gemacht, fragt mich nach dem Zweck dieses Manövers; ich erkläre es ihm: „Ah!“ sagt er, „ich glaubte, daß die Matrosen fischten.“ Zum Glück ist die Reise kurz: schon am dritten Tage unterscheiden wir einen großen weißen Punkt an der Küste: es ist die alte Citadelle, der Moro, welcher den Hafen von Havana vertheidigt; eine leichte Aufgabe, denn die Einfahrt ist äußerst schmal; doch hinter derselben öffnet

sich die Bucht, kreisförmig, tief und geräumig, es ist ein prächtiges, ganz in Fels gebettetes Becken. Ein großer Theil der spanischen Flotte liegt dort versammelt; Kriegs- und Transportschiffe, mit Truppen überfüllt, sind herbeigeeilt: in Folge von Ruhr und Fiebern werden sie bei der Rückkehr weniger belastet sein.

Wir kommen genau zur Stunde an, wo die Douane geschlossen wird: die Zollbeamten weigern sich, ihren Dienst auch nur um zehn oder fünfzehn Minuten zu verlängern; wir sind also gezwungen, unser Gepäck im Stich zu lassen; kaum wird uns gestattet, unsere Bürsten und Kämme herauszunehmen.

Um die Stunde des Schlafengehens abzuwarten, begeben wir uns ins Theater: wir wählen das berühmteste von allen, das Theater Tacon. Es ist groß und vortrefflich ventilirt, die Hitze belästigt uns nur mäßig: während der Zwischenacte kann man, ohne das Theater zu verlassen, in einem innern Hofe frische Luft schöpfen. In der allgemeinen Decoration ersetzt Weiß das Granat, die ständige Farbe unserer Säle; die Bogengeländer sind, statt massiv, aus Gitterwerk, und lassen die Toiletten von Kopf bis zu Füßen sehen; keine Loge ist dunkel, selbst die geheimnißvollen Parterre-Logen kennt man nicht. Der Saal bietet viel Leben; die Frauen sprechen mit den coquetten, anmuthigen Gesten der Kreolinnen; ihre Hände führen geschickt den Fächer, daß er wie ein gefangener Schmetterling flattert.

Der Zutritt hinter die Coulissen steht jedem frei; besser aber ist, mit Vermeidung der zahlreichen Menge chulos, die man dort trifft, in den Corridors zu promeniren und die Guckfenster an den Logen herunterzulassen, um sich die Damen drinnen zu betrachten; diese sonst überall unschickliche Handlung ist hier erlaubt, zum großen Vergnügen der Indiscreten, die beschauen, und vielleicht der Damen, die sich beschaut wissen.

Was das gespielte Stück angeht, so kann man tausendmal rathen, ohne es herauszubekommen. Eine Oper? Eine Gaukelposse? Es wird ein geistliches Schauspiel gegeben.

Ein wirkliches mittelalterliches geistliches Schauspiel: das Leiden Jesu Christi! Von seiner Geburt bis zu seinem Tode ist keine Einzelheit ausgelassen. Der Herr wird vor Pontius Pilatus geführt, seiner Kleider beraubt, gegeißelt und mit Dornen gekrönt, während in einer Ecke Pilatus sich die Hände wäscht. Jesus wird mit seinem Kreuze beladen und schließlich zwischen den beiden Schächern angenagelt. Dieser Christus in Tricot, mit Wunden und Blutmalen bedeckt, ist ekelhaft, abstoßend, schlimmer als das, lächerlich; diese Darstellung, der der spanische Katholicismus Beifall klatscht, ruft zugleich Widerwillen und Achselzucken hervor.

Während ich nach meinem Hôtel zurückkehre, tönt mir ein Ruf in die Ohren: „Las once y media . . . y sereno*)!“ Ich drehe mich um und sehe einen

*) „Halb zwölf . . . und schönes Wetter!“

Menschen, der eine kleine Laterne und eine riesige Hellebarde trägt; er verkündet so, wieviel Uhr und was für Wetter es ist; dieser Wächter der Nacht wird sereno genannt, denn sein Ruf: schönes Wetter! der unter dem reinen, tropischen Himmel sich fast nie ändert, ist auf die Dauer sein Name geworden. Ist Mitternacht gekommen, so hüllt er sich in seinen großen, dunklen Mantel, stellt seine kleine Laterne vor sich und setzt sich in eine Thürnische, raucht zuerst eine Cigarette, um dann zu schlafen; auf solche Weise wacht er über die öffentliche Sicherheit.

Mein eisernes, mühsam erobertes Bett — denn augenblicklich ist Havana voll von Fremden — ist ein einfaches Metall-Gewebe, über das man eine dünne Decke und ein Laken gebreitet hat, dessen Größe die meines Körpers nicht überschreitet. Ohne Säumen nehmen wir die havanischen Gewohnheiten an: unsere Besuche für den Morgen und Abend versparend, halten wir von zwölf bis zwei Uhr gewissenhaft Siesta, denn die drückende Hitze hat schon begonnen. Es ist eine Strafe, in der Sonne durch die unsaubern und krummen Straßen Havanas zu gehen; das Begegnen zweier Wagen genügt, um eine Stockung hervorzurufen; die Trottoirs sind derartig winzig, daß, wenn zwei Personen darauf gehen wollen, sie sich gezwungen sehen, den Gänsemarsch anzunehmen.

Die Fenster der Häuser gehen allgemein nach einem

innern Hofe hinaus, wo der Schatten eine beständige Kühle erhält; sie sind so angelegt, daß möglichst viel Zugluft entsteht. Dieser Zugluft-Cultus erklärt das häufige Vorkommen von Lungen-Entzündungen. Die Gesellschaftszimmer liegen zu ebener Erde mit der Straße, sie sind von ihr nur durch ein Gitter getrennt; jeder Vorübergehende kann also sein Gesicht an dasselbe legen, der tertulia von außen beiwohnen, der Musik und der Unterhaltung zuhören; das heißt noch mehr, wie in einem Glashause, das heißt: auf der Straße leben. Andere weit weniger achtbare Häuser sind ganz in derselben Weise gebaut.

Abends sieht man nicht selten einen jungen Mann ans Gitter gelehnt und leise mit einem Mädchen plaudern; die chronique scandaleuse von Havana ist unerschöpflich in pikanten Anekdoten über diese Zusammenkünfte. Uebrigens sind die spanischen Sitten dem Romane sehr günstig. Ein junger Mann, vom Vater abgewiesen, erhebt Klage bei einem Commissar; dieser stellt eine Untersuchung an und prüft, ob die Leistungen oder das Vermögen des novio zur Bestreitung des Haushalts genügen können; sodann begiebt er sich zur novia, fragt das Mädchen, ob sie den oder den heirathen will, den Vater, ob er einwilligt. Bei der Weigerung dieses und der Zustimmung jenes bringt er das Fräulein zu ihren nächsten Verwandten, wo sie bis zum Tage der Heirath bleibt. Es muß hinzugefügt werden, daß der Havanese fast nie aus Berechnung heirathet, er macht

das Wort Heirath nicht zu einem Synonym von Speculation; mag er selber arm oder reich sein, nichts stört ihn, ein Mädchen ohne Vermögen zu heirathen.

Der Havaneſe beſitzt von Natur viel Einnehmendes, er iſt höflich und mittheilſam; er hat einen ſehr lebhaften Geiſt und viel Stolz. Man macht ſeiner Freigebigkeit den Vorwurf, daß ſie nur in Worten vorhanden ſei, und proſaiſche Leute pflegen ſein berühmtes „à la disposicion de usted“ zu belächeln, womit er einem alles anbietet, und wobei ihm als Zeichen ſchlechter Erziehung gilt, wenn man nichts annimmt. Seine guten Eigenſchaften beziehen ſich namentlich auf alles Aeußere, doch iſt er auch ritterlicher Geſinnung fähig; er iſt der letzte Erbe des Cid. Dieſe ſpaniſchen Abkömmlinge ſind ſtreng katholiſch; nicht daß ſie von der Religion eine geſunde, beſtimmte Vorſtellung hätten, ihr ganzes Denken richtet ſich vielmehr darauf, das Vergnügen mit den Geſetzen der Kirche im Einklang zu bringen, ſie wiſſen vortrefflich ſich mit ihnen abzufinden: Escobar iſt in Spanien geboren.

Trotz der ſchwierigen Verhältniſſe, trotz der kaum gedämpften Empörung und der erdrückenden Steuern, iſt die Stadt ſehr luſtig und kümmert ſich nicht um die rebelliſchen Provinzen. Für den Abend giebt man ſich Rendezvous zum Concert auf dem Platze Iſabelle la Catholique. Die Männer tragen trotz der Wärme den Ueberrock übereinandergeſchlagen und zugeknöpft; die Frauen, dem Herkommen gemäß tief ausgeſchnitten,

und ebenfalls dem Herkommen gemäß sehr hübsch, lauschen dem Orchester, in ihren leichten, offenen Wagen sitzend, denn die Mode verbietet ihnen zu Fuß zu gehen; jede Havanesin, die sich auf Eleganz etwas zu gute thut, kann sich auf der Straße nicht anders zeigen, als nachlässig in ihren Wagen gelehnt. Indessen giebt's zwei Tage im Jahr, wo man von dieser Regel abweicht, am grünen Donnerstag und am Charfreitag. Ich bin so glücklich gewesen, diese beiden außerordentlichen, für den Fremden höchst merkwürdigen und interessanten Tage, in Havana zuzubringen.

Ich versäume nicht, am grünen Donnerstag der Messe in der Kathedrale beizuwohnen, einer der zahlreichen Kirchen, die sich um den Ruhm streiten, die Ueberreste des Columbus zu bergen; alle Damen der Stadt sind in Ball-Toilette erschienen; Hüte kennt man nicht, die Schleiertücher fallen in weißen oder schwarzen Wolken auf die entblößten Schultern. Die Havanesinnen verdienen ihren Ruf der Schönheit mit Recht; was für anmuthige Gesichter! was für ein weißer, matter Teint! und was für schöne, große, dunkle Augen! In Ermangelung von Stühlen in der Kirche hat jede Dame einen kleinen krausen Neger hinter sich, der ein Betpult und einen Teppich trägt. Beim Herausgehen entfaltet sich der volle Glanz und Luxus; der Gouverneur besteigt seine Staats-Carrosse, „où tant d'or se relève en bosse", umringt von Reitern in weißen Kniehosen und silberbesetzten rothen Röcken; zum letzten Male bis

Sonnabend nehmen die Damen wieder in ihren Equipagen Platz; da von Mittag ab der Wagenverkehr streng verboten ist, sind die Straßen voll von Spaziergängerinnen, die in Ball-Toilette und zu Fuß die Rundreise durch die Kirchen machen.

Am Abend ist Rendezvous auf dem Place d'Armes: es ist unmöglich, sich zu bewegen. Die Frauen verdoppeln ihre Eleganz und rivalisiren in den Toiletten. Alle Welt plaudert lebhaft und unter lautem Lachen; die entzückenden Frommen wissen also nicht, daß die Leidenszeit schon begonnen hat! Nicht das leiseste Wölkchen am Himmel; der Mond strahlt in vollem Glanze, in seinem Lichte erscheinen die schon so lieblichen Gesichter noch lieblicher, und wenn überhaupt kein Weib im Mondschein häßlich ist, so sind alle Havanesinnen entzückend. In den angrenzenden Straßen spazieren die Negerinnen; auch sie haben ihre prächtigsten Kleider angelegt, und um das Festliche dieses Tages zu feiern, ziehen viele den Rauch einer puro ein.

Am folgenden Tag, dem Charfreitag, eilt dieselbe Menge von neuem nach dem Place d'Armes, doch die Frauen sind in Trauer gekleidet. Am Sonnabend endlich verkünden Kanonenschüsse die Wiederaufnahme der Arbeit; man holt die Wagen aus den Remisen, und die faulen Kreolinnen haben ein ganzes Jahr vor sich, um von den beiden beschwerlichen Geh-Tagen auszuruhen.

Palm-Sonntag ist durch zahlreiche Prozessionen kenntlich; eine derselben ist eigenthümlich; zwei Puppen,

Christus und seine Mutter vorstellend, kommen aus zwei verschiedenen Kirchen heraus, um sich an einem bestimmten Punkte zu begegnen; so bald sie sich von weitem gewahren, stürzen sie unter Freudengeschrei auf einander zu und umarmen sich: eine ebenso kindische Aufführung, wie das geistliche Schauspiel im Theater Tacon.

Die während der stillen Woche aufgehobenen Vergnügungen und Feste dürfen wieder aufleben; wir haben nur die Mühe der Wahl; wir wählen für denselben Tag ein Stiergefecht, einen Hahnenkampf, eine Taschenspieler-Vorstellung, eine Oper und einen Maskenball!

Man hat den Spaniern oft die Barbarei der Stiergefechte vorgeworfen; der Anblick des Blutes macht auf zarte Seelen Eindruck. Ein schlecht geführtes Gefecht ist sicherlich ein blutiges Schauspiel; wenn der espada sein Schwert zwei oder drei Mal in das Thier versenkt und Schlächter- statt Matadorenarbeit thut, so ergreift man gegen den Menschen für das Thier Partei. Ist aber der Stier tapfer und geht kühn auf seinen Feind los, stößt der Matador das Schwert ihm gerade ins Herz und streckt ihn zu Boden, kurz, wird der Kampf nach allen Regeln einer schwierigen und gefahrvollen Kunst geführt, so hat das Schauspiel nichts Herzloses, und Begeisterung ergreift die Rebellischsten, man kann selbst nicht umhin, die Zeit zurückzusehnen, wo die vornehmen Herren in die Arena hinabstiegen und diese aufregenden Kämpfe adelten.

Die Versammlung bietet kein minder interessantes Schauspiel, als die Arena. Ist ein Stoß gut geführt worden, so giebt's Geschrei und Stampfen mit den Füßen; die Aufregung steigert sich bis zum Delirium: es regnet Hüte, Taschentücher, Blumen, Cigarren, Fächer in die Bahn; es fehlt wenig, daß die echten Liebhaber sich selber hinabstürzen.

Der Kampf-Präsident (die Ehre der Präsidentschaft wird irgend einem Würdenträger ertheilt) muß hier wie im Theater allmächtig sein: vor seiner Ankunft kann das Schauspiel nicht beginnen; er wirft hoch von seinem Platze herab in den Hut des Alguazils den Schlüssel zum toril, wo das Thier eingeschlossen ist; er giebt das Zeichen für die Lanzenstöße und die banderillas; an ihn endlich wendet sich der espada, wenn er um das Recht nachsucht, den Stier zu tödten, „zum Vergnügen des Publikums, und, fügt er lustig hinzu, auch des Thieres.“ Wenn aber dieser allmächtige Präsident nicht dem Willen des Publikums nachgiebt, so bricht ein wahrer Sturm los: Beleidigungen und Drohungen regnen auf ihn nieder.

Die Hahnenkämpfe sind grausamer, als die Stiergefechte; keinem fällt indessen ein, sich gegen ihre Barbarei zu erheben; etwa weil das Thier kleiner ist? Die Havanesen lieben diese Belustigung sehr; ein kleiner besonderer Circus ist dafür reservirt. Als wir eintreten, hat der Kampf schon begonnen; die Anwesenden gehören im allgemeinen der untersten Volksschicht an;

diese Arbeiter sind zum Wetten gekommen und wagen beträchtliche Summen. Niemand merkt sich seine Einsätze schriftlich; man verläßt sich aufs Gedächtniß und auf die Ehrlichkeit eines unbekannten Gegners. Hüte dich, als Nichteingeweihter, dein Glück zu versuchen; so lange dein Hahn den Kürzern zieht, weicht dein Wetter nicht von dir; er verschwindet in der Menge, wenn dein Kämpe kräftig wieder zum Angriff übergeht. Dies kleine geschickt zu meinem Nachtheil ausgeführte Manöver hat mich drei Unzen Gold gekostet.

Die beiden Hähne werden in zwei Säcken herbeigebracht und auf Wagschalen gesetzt; sie müssen gleiches Gewicht und gleiche Spornlänge haben. Sie kommen aus dem Sack ganz kampffertig; man hat ihre Schlacht-Toilette sorgfältig bereitet; ihr Scharlach-Kopf ist von Federn entblößt; man hat selbst Rücken und Steiß rasirt; die Sporen sind geschärft.

Den Hals vorgestreckt, den Schnabel halb offen, beobachten sie sich in prächtiger Haltung. Die Schlacht beginnt: der eine weicht einem tödtlichen Stoße aus, indem er über seinen Gegner wegspringt; der andere macht mit einem plötzlichen Flügelschlag eine halbe Wendung und zeigt den scharfen Schnabel dem Feinde, der ihn von hinten zu treffen glaubte; jeder gut ausgeführte und gut parirte Angriff, jeder wackere Gegenstoß wird von Bravos begrüßt. Einige Minuten verstreichen; plötzlich ertönt Beifallsklatschen und lautes Geschrei: einer der beiden Kämpen hat seinem Gegner das Auge

ausgestoßen; der Ausgang des Kampfes ist nicht mehr zweifelhaft; der Sieger verfolgt den Besiegten aufs äußerste. Dieser, blind, dreht mehrmals zu neuem Kampfe um. Jeder der Eigenthümer ergreift seinen Hahn, trocknet ihm mit einem Taschentuch das Blut ab, womit er bedeckt ist, und um ihn neu zu beleben, bläst er ihm einen Mund voll Wasser in Staubform über den Kopf; man stellt die beiden Kämpfer sich wieder gegenüber, denn der Kampf ist nicht beendet; man sieht die unwahrscheinlichsten Glückswechsel voraus; der Kurs folgt den Schwankungen des Gefechts und schließlich wettet man eine Unze gegen ein Real (achtzig Francs gegen zehn Sous). Die Erbitterung dieser Hähne ist unglaublich; bisweilen richtet sich einer von ihnen, drei Viertel todt, wieder auf, um mit einer letzten Anstrengung seinen Gegner tödtlich zu treffen; mein Nachbar erzählt mir traurig, wie solch ein unvorhergesehener Sieg ihn eines Tages vier Unzen Gold hat verlieren lassen. Dieses Mal fällt der arme Blinde sehr bald kraft- und leblos nieder, mit durchlöcherter Brust und offenem Schädel; man trug den Sieger weg, der seinen Triumph vielleicht mit dem Leben bezahlen wird, denn er hat in der Seite einen langen und tiefen Riß erhalten. Andere Hähne werden herbeigebracht, und neue Kämpfe beginnen.

Sobald wir Havana kennen, verfehlen wir nicht, die Landschaft zu durchstreifen; noch sind wir nicht abgestumpft gegen den anmuthigen und doch so sonder-

baren Anblick der Tropen-Bäume, der Palme, der Banane und des Kokosnußbaums, deren Schattenbilder sehr gut die verschiedenen Besen-Arten darstellen, Federwische oder dergleichen; der Stamm der Palmen, in der Mitte oder am oberen Theile angeschwollen, nimmt abwechselnd die Form einer großen Spindel oder eines riesigen Radieschens an. Diese Bäume zeihen die Natur allgemein einer Sinnwidrigkeit, denn unter einer Gluthsonne gewährt keiner von ihnen Schatten, und es ist Grausamkeit von einem gewissen großen Schriftsteller, (hat er sie absichtlich begangen?) seine Helden im Schatten einer Palme ruhen zu lassen.

Die Havanesen bringen einen Theil des Jahres in den pueblos de temporada zu; das ist der Name, den man den Seebädern giebt. Marianao ist das bekannteste und nächste, doch Marianao ist nicht hübsch. Matanzas ist weit vorzuziehen; diese Stadt, die bedeutendste der Insel nach Havana, besitzt eine Grotte, die zwar sehr klein, doch mit Stalaktiten von köstlich feiner und künstlicher Bildung angefüllt ist; an einigen Stellen verschwinden die Wände vollständig unter den Stein-Nadeln mit ihren sich kreuzenden Spitzen. Diese Grotte von Bellamar ist ein wahres Wunder.

In Matanzas lassen wir, um uns nach dem Thale Yurumi zu begeben, eine volante anspannen. Dieses National-Gefährt besteht aus zwei ungeheuren Rädern und einer sehr langen und sehr elastischen Gabeldeichsel. Der Wagenkörper, auf dem zwei Personen Platz nehmen

können, liegt vor der Achse, welche die beiden Räder verbindet; Federn sind nicht vorhanden, die Elastizität der Scheere vertritt ihre Stelle. Das Ganze wird von zwei Pferden gezogen; das eine geht in der Scheere, das andere daneben, und zwar an übermäßig lange Zugstränge gespannt, ein wenig voraus; das letztere besteigt der Postillon, der calecero. Der calecero ist stets ein Neger; seine Jacke ist nach mexikanischer Art kurz abgeschnitten, sein Hut ist breitkrämpig und seine Beine verlieren sich in ungeheuren Stiefeln. Der Gang seines Pferdes ist der pasitrote oder Paßgang, d. h. ein höchst ungraziöser und lächerlicher; man begreift indessen, wie in einem Lande, wo die Hitze jede Bewegung zu einer Beschwerde macht, dieser Gang ersonnen ist, der den Reiter auf seinem Sattel ebenso unbeweglich läßt, wie in einem Sessel. Die volante ist anmuthig, und vor allen Dingen unentbehrlich: eine volante, sagt man, kommt überall durch; ein gewöhnlicher Wagen würde in der That auf den Wegen zerbrochen sein, die wir befahren haben.

Einige Zuckersiedereien sind auf der Havana angelegt. Die Einrichtung einer Zuckersiederei ist sehr kostspielig, denn alle Maschinen werden von Europa herübergebracht, doch der Betrieb ist kein sehr complicirter. Das Rohr wird einfach gewalzt; der Saft fließt in einen großen Behälter ab, wo er herausgepumpt und in weite Kessel geleitet wird; dort läßt man ihn kochen und sich concentriren. Sobald er condensirt und kry-

ſtalliſirt iſt, befreit man ihn von der Melaſſe, indem man ihn in kleine Gitternäpfe bringt, welche ſich ſehr raſch drehen; die Melaſſe wird ſo durch das Gitterwerk durchgeſchleudert, das zu fein iſt, um den Zucker durchzulaſſen. Der körnige Zucker wird in Fäſſer verpackt und nach den Vereinigten Staaten oder nach Europa geſandt, um dort gereinigt zu werden; es giebt keine Raffinerie auf der Inſel, und der dort conſumirte weiße Zucker hat, auf Cuba fabricirt, zweimal den Ocean überſchritten, ehe er an den Ort der Herkunft zurückgelangt.

Unter den Arbeitern finden ſich öfters Chineſen: dieſe in ihrem Lande ſo unglücklichen Gelbhäute haben ſeit lange begonnen, ſich über die ganze Erde auszudehnen; ſie breiten ſich langſam aus, ſie ſind der Oelfleck der neuen Welttheile. Ihre Ausdauer und Geduld gehen über alles Maß; trotz ihres lächerlich geringen Lohnes (ein Piaſter die Woche) bringen ſie ſchließlich ſtets eine genügende Summe zuſammen, um in ihr Land zurückzukehren und dort von einem kleinen Handel zu leben, oder, wenn ſie in der Fremde ſterben, um die Heimſchaffung ihrer Leiche zu bezahlen, denn ſie legen beſonderes Gewicht darauf, in der Erde ihrer Väter zu ruhen. In Havana werden die Chineſen wie Weiße geachtet; an Bord der Dampfboote, auf den Eiſenbahnen verbannt man ſie nicht in die ſtreng für die Farbigen beſtimmte Abtheilung; doch auf den Plantagen, fern von jeder wirkſamen Controlle, werden ſie wie die

Schwarzen behandelt: bei einbrechender Nacht werden sie wie diese in den barracon eingeschlossen; manche arbeiten mit Fesseln an den Füßen; man peitscht sie endlich ohne die geringsten Umstände oder Bedenken; der von ihnen unterzeichnete Contract, welcher zu der ersten Strafe berechtigt, verbietet die zweite. Diese Chinesen, Sklaven auf Zeit, außerdem geduldig und gelehrig, müssen über alle Maßen mißhandelt worden sein, daß sie zuletzt die Reihen der Insurgenten verstärkt und das himmlische Reich zu Reclamationen veranlaßt haben.

Der mühsamste Theil der Arbeit in den Zuckersiedereien ist der, welcher den Heizern obliegt: unaufhörlich schaffen sie in die großen Oefen das von der Mühle zerquetschte Rohr, das fast allein verwandte Brennmaterial. Um diese Zeit des Jahres drängt die Arbeit und die Heizer sind von vier Uhr Morgens bis Mitternacht beschäftigt; am Tage haben sie zweimal eine Stunde Ruhe; dies übermäßige, barbarische Arbeiten dauert jährlich drei Monate.

Die Sklaverei besteht noch in den spanischen Colonien und in Brasilien; in Nordamerika hat sie seit wenig Jahren aufgehört; in seltsamem Widerspruch nämlich werden Spanien, das auf den Namen einer streng katholischen Nation Anspruch macht, und die Vereinigten Staaten, die sich als sehr freisinnig betiteln, unter den letzten Staaten gewesen sein, welche den Menschen,

welche auch ihre Farbe sei, ihre Grundrechte zuerkannt haben.

Die Sklaverei hat zu den heftigsten Angriffen Anlaß gegeben: ein berühmtes Buch, das seine Reise um die Welt gemacht hat, „Onkel Tom's Hütte", hat alle Scheußlichkeiten gesammelt, die ein Besitzer von Schwarzen begehen konnte, und hat sie fälschlich als Normal-Ausdruck der Sklaverei hingestellt; das Interesse des Romans und sein Absatz gewinnen dabei auf Kosten der Wahrheit. Der ruhige Beobachter wird sich vor Uebertreibung hüten; statt sich über dies für Rhetorik wunderbar geeignete Thema Deklamationen hinzugeben, wird er sich an die Thatsachen halten und nicht verkennen können, daß die Lage der Schwarzen keine so beklagenswerthe ist, wie die Freunde von Gemeinplätzen es behaupten. Im Interesse des Pflanzers selber liegt es nicht, seine Arbeiter zu tödten, oder sie zu verkrüppeln und sich so eines einträglichen Kapitals zu berauben; die körperlichen Züchtigungen sind auf den Pflanzungen allerdings in Kraft; doch seit wie lange sind sie im englischen Heere abgeschafft? sind sie es im preußischen Heere? und legt man auf der französischen Marine keinen Matrosen in Fesseln? Die guten Leute stellen sich, auf lächerliche Bilder hin, gar zu leicht den Pflanzer als einen stets weiß gekleideten, mit großem Hute bedeckten Menschen vor, der eine mächtige Peitsche in der Hand hält; diese guten Leute wollen nicht glauben, daß die Pflanzer ohne Besinnen

ihre Neger pflegen, die Epidemien nicht achtend; ihre Gattinnen und Töchter selbst trotzen der Ansteckung; ich habe persönlich mehrere dieser muthigen Frauen gekannt, die sich nicht scheuen, den barracon zu betreten, um den Cholera-Kranken Arzeneien zu bringen; und haben einige aufrührerische Schwarze ihre Herren ermordet, so haben andere sie durchaus nicht verlassen wollen, und die Freiheit von sich abgewiesen, die man ihnen anbot.

Der Sklave ist übrigens durch besondere Bestimmungen geschützt; will er sich frei machen, so begiebt er sich zu einem besonderen Richter, der das Amt eines vereidigten Taxators hat; dieser Richter zieht die Wünsche des Negers und sein Streben frei zu werden in Erwägung und schätzt ihn stets unter seinem Werthe: dann genügt es, daß der Neger eine Abschlagszahlung giebt, um damit jedes Recht zu benehmen, ihn zu verkaufen, oder selbst zu versetzen; mit den Abschlagszahlungen fortfahrend, kommt er oft dahin, die sieben oder achthundert Piaster seines Lösegeldes zu decken. Diese Ersparnisse rühren von den wöchentlichen Extra-Vergütungen her, die ihm sein Herr gewährt, von dem Ertrage des ihm bewilligten Stück Landes, und namentlich von den zahlreichen Diebstählen, die er hat begehen können. Noch mehr, kann ein Neger sich nicht loskaufen, so hat er das Recht, sich einem Herrn seiner Wahl zu geben; sein Eigenthümer kann ihm nicht drei

Tage Freiheit verweigern, um diesen neuen Käufer zu suchen.

Das Haupt-Argument der Sklavenhalter besteht in dem Hinweis darauf, daß sie, weit entfernt, den Schwarzen herabzuwürdigen, im Gegentheil seinen physischen und moralischen Zustand verbessert haben; sie behaupten, daß seine Intelligenz, günstigeren äußern Einflüssen ausgesetzt, schon weniger unausgebildet ist; die in ihrem Vaterlande freien Neger tödten und fressen einer den andern; als marrons, d. h. Flüchtige, kehren sie in wilden Zustand zurück, wie auf der Insel Madeira; als Freigelassene haben sie ihre ganze Ohnmacht nöthig, um nur keine Rückschritte zu machen, wie auf Haïti: wohingegen sie, an unserer Civilisation sich reibend, von ihr einen gewissen Schliff erhalten. Endlich sind die Neger die einzigen Arbeiter, welche gewissen Klimaten widerstehen können, die selbst den Chinesen schädlich und für den Weißen tödtlich sind. Als die Pflanzer diese Knechte kauften, waren sie durch die Gesetze gesichert; heute aber können sie die Aufrechterhaltung dieser schlechten Gesetze nicht beanspruchen; das neunzehnte Jahrhundert muß diese Erbschaft heidnischer Gesellschaftszustände von sich weisen. Wie kann einem Menschen das Recht zuerkannt werden, Körper und Seelen zu besitzen, Negerinnen an öffentliche Häuser zu vermiethen, oder, wenn er jene zu Maitressen will, sie zur Liebe zu zwingen, als einem wesentlichen Theile ihres Dienstes, endlich, auf den Märkten Mulatten zu

verkaufen, die seine eigenen Söhne sind?! Die Kirche befiehlt die Taufe der Schwarzen, denn sie bezieht davon Gebühren; aber welche Religion diese Christen lehren? wird ihr Herr ihnen die Gleichheit rühmen? wird er Bildung bei denen verbreiten, die er aus eigenem Interesse in Unwissenheit halten muß? kann er die Freiheit Sklaven predigen, Sittlichkeit Wesen, die er paarweise in eine Hütte treibt, nicht als Mann und Weib, sondern als Männchen und Weibchen? Dieses Mischleben, das er begünstigt, um seine Heerde zu vermehren, wird für ihn selber verhängnißvoll; seine Kinder werden dem verderblichen Beispiel einer vor ihren Augen auftretenden unbewußten Schamlosigkeit kaum widerstehen; der Anblick der Laster des Heloten bewahrt nicht, er verdirbt, und die Knechtschaft, die den Sklaven erniedrigt, entwürdigt den Herrn. So wird die vom Gefühl verurtheilte Sklaverei auch durch die Vernunft verurtheilt.

Wir schiffen uns nach Batabano auf dem Dampfer ein, der sich mit Berührung der verschiedenen Häfen der Südküste nach Santiago de Cuba begiebt; unser Unstern läßt uns in Gesellschaft von Soldaten fahren, die man auf dem Boden des Oberdecks untergebracht hat; die Unglücklichen haben die Seekrankheit; dazu ist ihnen verboten hinabzugehen; und so kommen von da oben häufig Ergüsse herab, die mit den Wassern des Himmels nichts gemein haben.

Da liegt Cienfuegos, eine von Franzosen gegründete Colonie, im Hintergrund einer großen, prächtigen

Bucht verborgen, dann kommt Caſilda, der Hafen von Eſpiritu Santo, und las Tunas, der Hafen von Trinidad. Dieſe kleinen Städte ohne Leben ſind kaum eines Blickes werth. Meerſchweine machen unſere Begleitung. Bisweilen ſchießen fliegende Fiſche, einem unſichtbaren Feinde entſchlüpfend, aus dem Waſſer heraus und klatſchen auf die Wogen zurück; ihr kurzer und unſicherer Flug, ihre weißen, perlmutterglänzenden Flügel geben den kleineren das Anſehen von Heuſchrecken. Wir fahren zwiſchen zahlreichen, mit Wurzelbäumen bedeckten Inſelchen hin; wir umſchiffen Caps, wir kommen durch ſchmale Meerengen; wir begrüßen den Pic Tarquino, den höchſten Gipfel der Inſel, endlich gelangen wir nach Santiago.

Die Bucht von Santiago, weniger maleriſch, ſagt man, als die von Guantanamo, ſteht in dieſer Hinſicht weit über der von Havana; die Stelle der Einfahrt iſt enge, wodurch Wogen und Wind der Weg verſperrt wird; rechts, auf dem überhängenden Berge, liegt das Fort mit ſeinen ſtaffelförmig anſteigenden rothen Wällen. Das enge Fahrwaſſer macht eine Krümmung; die Hügelketten ſchließen ſich hinter uns; die Bucht erhält ſo das Ausſehen eines Sees.

Wie alle Buchten der ſüdlichen Meere iſt dieſer See mit ſeinem prächtigen, ruhigen Waſſer von Haifiſchen bevölkert. Der tiburon, von ſcheußlicher Geſtalt und erſchreckender Wildheit, bevölkert dieſe gefürchteten Bäder; zum Glück iſt er weniger behende

als gefräßig; viele Neger entschlüpfen ihm, indem sie im Zickzack tauchen oder schwimmen. Der Hai, der die Augen auf der Ober- und den Rachen an der Unterseite des Kopfes hat, schwimmt, ehe er sich zur Ergreifung seiner Beute umwendet, zuerst unter ihr her, um sie zu besehen: das ist der Augenblick, den selten kühne Schwimmer wählen, um ihm das Messer zwischen die beiden Augen zu stoßen.

Trotz seiner dreifachen Reihe Zähne kaut der Hai nur die große Beute; ich habe Kinnbacken gesehen, weit genug, daß der Körper eines Menschen hinein konnte, ohne das von scharfen Spitzen starrende Rund zu berühren. Man findet oft im Bauche dieser Haie eine Menge Gegenstände, die gar keine Beziehung zu ihrer Nahrung haben, Stücke Holz, Flaschen, oder Lumpen. Wie der Kaiman hat der Hai seine Lieblingsgerichte: gerathen ein Hund, ein Neger und ein Weißer in seinen Bereich, so wird er zuerst den Hund, dann den Neger verspeisen; der Weiße kommt nur im schlimmsten Falle dran. Viele sind stets von ihren Piloten begleitet, (remoras) kleinen Fischen, denen man ehemals die Macht zuschrieb, die größten Schiffe aufzuhalten.

Santiago ist eine Stadt, weit mehr kreolisch als Havana: auf den Straßen streifen nackte Kinder umher; ein Paar Schuhe bildet ihr ganzes Kostüm. Die Stadt ist schmutzig und von ebenso unangenehmen als verschiedenartigen Gerüchen erfüllt; jede Straße besitzt den ihrigen, und mit etwas Uebung würde es einem

Blinden nicht schwer sein, seinen Weg nach dem Geruch zu erkennen. Das Pflaster besteht aus von Löchern umgebenen Prellsteinen; nur die volantes können diese Schlammpfützen passiren; da die Stadt den Hügel hinansteigt, laufen alle Straßen bergan, und vor dem Theater, wohin wir allabendlich gehen, spaziert man während der Zwischenacte nicht eben auf und ab, sondern aus der Höhe in die Tiefe.

Unsere einzigen Ausflüge außerhalb der Stadt sind ein Besuch der umliegenden Kaffee-Pflanzungen und ein Spaziergang nach den berühmten, heute fast ganz verlassenen Cobre-Minen, die sich an der andern Seite der Bucht, Santiago gegenüber, befinden. Man erzählt über diese Mine eine eigenthümliche Legende: die entdeckten Adern, immer reicher werdend in dem Maße, wie man sie ausbeutete, nahmen alle eine Richtung nach dem Grund und Boden, welcher der heiligen Jungfrau von Caridad gehört; man nahm also an, daß dies Terrain ein ungeheurer Block fast reinen Kupfers wäre, und die Gesellschaft bot dafür bis zu fünf Millionen; außerdem verpflichtete sie sich, die Kapelle am Fuße des Hügels wieder aufzubauen; doch die Bruderschaft lehnte jedes Anerbieten ab, und um klar zu beweisen, daß die Heilige Jungfrau ihr Haus nicht wechseln wolle, brachte man das Heiligenbild an den Fuß des Berges: über Nacht stieg die Heilige Jungfrau ganz allein wieder auf die Höhe hinauf.

Der blutige Aufstand, der die Sklaverei zum Vor-

wand und die Erpressungen der spanischen Beamten zur Ursache hatte, ist schließlich beendet, und heute kann man erkennen, daß in diesem entsetzlichen Bürgerkriege keine der beiden Parteien die öffentliche Achtung sich zu erwerben gewußt hat. Die in Paris ansässigen cubanischen Pflanzer erinnern sich noch der Agenten, welche, von Haus zu Haus gehend, für die Unterstützung der Insurgenten Schaaren sammelten; diese Agenten gaben ihnen klar zu verstehen, daß eine Weigerung ihrerseits die Plünderung und Niederbrennung ihrer verlassenen Besitzungen nach sich ziehen könnte. Was die Spanier angeht, so haben sie kalt überlegte und kalt ausgeführte Grausamkeiten begangen; gleich anfangs ließen sie achtzehn junge Creolen erschießen, von denen der älteste noch nicht zwanzig Jahre zählte. Wieviel persönliche Rache ist gestillt, wieviel feiger, furchtsamer Haß befriedigt worden unter der Maske der Vaterlandsliebe: wen man erschießen wollte, der wurde gefangen genommen: an eine einsame Stelle gekommen, tödtete man ihn. Der Führer der Bedeckung behauptete dann, daß der Gefangene zu entrinnen versucht, und man dem Gesetze gemäß auf ihn geschossen habe: die Erklärung war genügend.

Ein General giebt den Befehl, einen Onkel von uns, Herrn Reygondaud de Villebardet, einen Franzosen, auf seiner Pflanzung festzunehmen und ihn zu erschießen. Der mit der Ausführung beauftragte Officier lockt ihn heraus unter dem Vorwand, verirrten Ochsen nachzu-

spüren; und an der Biegung eines Weges, fern von jedem Zeugen, wird Herr Reygondaud feige ermordet! Was den von dem General Valera geschriebenen und unterzeichneten Befehl betrifft, so war derselbe verschwunden*).

Trotz der Ungenirtheit, mit der Spanien schon mehrere Angehörige fremder Staaten umgebracht, hatte dieser letzte Mord für dasselbe ernstere Folgen. Der Herzog Decazes zwang es, der Wittwe des Herrn de Villebardet eine Entschädigung zu zahlen.

Durch England mußte Frankreich von diesem Attentat auf einen seiner Staatsangehörigen erfahren; und was noch seltsamer ist, durch den Herzog Decazes mußte dieser Mord dem Consul in Havana mitgetheilt werden, als er diesen um die Einzelheiten bat; die Nachricht hatte Europa durcheilt, ehe sie dem französischen Bevollmächtigten der Insel bekannt war.

Die Bemühungen des englischen Vertreters trugen viel zum Ausgleich bei; ebenso war es der britische Consul, durch dessen thatkräftiges Vorgehen der halben

*) Wenn man verschiedenen Berichten glauben darf, so wurde dieser Valera grausam gezüchtigt; er hatte das Unglück, in die Gewalt eines Insurgenten-Corps zu gerathen; diese unterwarfen ihn zur Sühne seiner Scheußlichkeiten einer schrecklichen Todesstrafe: sie kamen auf den Gedanken, ihn in einen Bottich voll Wasser zu tauchen, das sie allmälig warm werden ließen; sein fürchterlicher Todeskampf nahm erst bei einer Temperatur von ungefähr hundert Grad ein Ende.

Mannschaft des amerikanischen Schiffes „Virginius“, das den Insurgenten Waffen brachte, das Leben gerettet wurde.

Im Hinblick auf den von England seinen Staatsangehörigen in allen Ländern gewährten Schutz begreift man den Stolz in ihrem Tone, wenn sie sagen: Ich bin englischer Unterthan. Man wage, ihrer einen anzutasten: sogleich wirft ein Kriegsschiff im nächsten Hafen Anker; der Consul und der Commandant besprechen sich; sie verlangen Genugthuung, nicht mit schüchterner Stimme, nicht in Furcht, von ihrer Regierung desavouirt zu werden; sie fordern sie stolz, ihrer selbst und ihrer Nation gewiß. Daher ist auch das englische Ansehen auf allen Meeren groß, während die vielleicht sympathischere französische Regierung, die aber ihren Consular-Vertretern jedes selbständige Vorgehen verbietet, weder gleiche Furcht noch gleiche Achtung einflößt.

Der Aufstand auf Cuba hat zehn Jahre gedauert; man erstaunt, daß zehn Tausend Rebellen reguläre Armeen so lange haben in Schach halten können, und man fragt sich schließlich, ob die Führer und die Verwaltung sich nicht den Krieg zu nutze machten, um in dem vortrefflich trüben Wasser zu fischen; für gewisse Beamte war der Aufstand eine einträgliche Rente; mit seiner Unterdrückung hatte ihr Verdienst ein Ende. Es wäre für Spanien eine verdiente Strafe gewesen, die Perle der Antillen, die letzte Blume eines entblätternden Kranzes, zu verlieren. Die Ader bis zu ihrer Er-

schöpfung ausbeuten ist das ausschließliche Trachten der Spanier ihrer schönsten Colonie gegenüber. Ist ein am Hofe Wohlgelittener ruinirt, so sendet man ihn nach Havana; er kehrt bald reicher von dort zurück, als er je gewesen war. Dreißig Procent seines Einkommens hat der Cubane dem Mutterlande abzugeben; was den Fremden angeht, so zahlt er für das Betreten der Insel, für seinen Aufenthalt dort, für das Verlassen derselben; und dennoch, wie wenig kommt von all dem den Privatleuten aus der Tasche gezogenen Gelde in die Regierungskasse! jede Unze verliert bei jedem Beamten, durch dessen Hände sie geht, etwas von ihrem Gewicht: wenn sie in den Staatsschatz gelangt, ist sie nur noch ein kleines Stückchen.

Gerechtigkeit ist seit lange eine courante Waare; sie ist theuer, denn sie wird nach falschem Gewicht verkauft. Ein Gouverneur versammelt eines Tages die Notabeln von Havana und erhebt von ihnen eine Zwangs-Anleihe; man stellt ihnen dafür Bons auf den Staatsschatz aus, deren Annahme sodann bei der Steuer-Zahlung verweigert wird. Die schreiendsten Mißbräuche werden von der Verwaltung geduldet, wenn diese Duldung eine genügende Summe einträgt: die Eisenbahn nach Matanzas (Süd-Linie) besitzt einen im Mittelpunkt von Havana gelegenen Bahnhof; seit neun Jahren ist die der Gesellschaft gegebene Concession abgelaufen, aber seit neun Jahren behält trotz der Klagen der Nachbarn, trotz ernster Nachtheile, die Ge-

sellschaft ihren Bahnhof: eine Macht des Goldes, die für die unersättliche Habsucht einer Regierung in verzweifelter Lage zeugt.

Die Willkür der höchsten Beamten tritt oft in komischer Weise zu Tage; das beweist jener dem Spiel stark ergebene Statthalter, dem seine hohe Stellung indessen das Betreten der Spielhöllen verbot, und der nun in einer Nacht alle Spielhäuser schließen ließ, um die Stammgäste zu zwingen, bei ihm zu spielen.

Als die Revolutionen im Mutterlande ausbrachen, erreichte die Unordnung in der Verwaltung der Insel ihren Höhepunkt und führte die spaßhaftesten Verwickelungen herbei. Giebt es etwas Komischeres, als die Geschichte mit den von Madrid nach Havana gesandten Beamten? Während der Ueberfahrt tritt ein Wechsel im Ministerium ein; sogleich wird eine neue Ladung Beamter befördert; die Zufälligkeiten der Seereise lassen diese vor jenen ankommen, so daß die Beamten des ersten Schubs ihre Ersetzung erfuhren, ehe sie überhaupt ihre Stellungen eingenommen hatten. Die Pflanzer machen sich gern über all diese lächerlichen Situationen lustig; vom Spanier bedrückt, rächen sie sich durch Anzüglichkeiten und Epigramme; man könnte auf sie mit einer leisen Aenderung das berühmte Wort Mazarin's anwenden: Sie singen, weil sie gezahlt haben.

Kein Postdampfer nach Port-au-Prince (Haïti) in

den nächsten drei Wochen: wir machen uns auf die Suche nach einem Schiff, das wir zusammen mit Herrn de Villemorin, unserm augenblicklichen Reisegefährten, miethen wollen. Wir würden uns mit einem Schooner begnügen, man bietet uns einen steamer an; es ist selbstredend, daß wir dies kleine Fahrzeug für fünf Louisd'or die Stunde bereitwilligst nehmen.

XV.

Die Schwarze Republik.

Von Santiago de Cuba nach Port-au-Prince. — Ankunft. — Die Stadt. — Unreinlichkeit der Straßen. — Das Pantheon und die Bank. — Gegnerschaft zwischen den beiden Republiken Haïti und St. Domingo. — Ein Blatt Geschichte. — Die Revolutionen. — Reichthum des Landes und Armuth der Bewohner. — Faulheit der Schwarzen. — Menschenfresserei. — Die Brände. — Das Rasirmesser. — Die Vergiftungen. — Die Neger-Familie. — Sittlichkeit der Frauen. — Eitelkeit und Unwissenheit. — Titelsucht. — Das Personal des Hôtel de France. — Ein Ball. — Die Eröffnung der Kammern. — Eine Revue der Armee von Haïti. — Betrachtungen.

Der steamer, den die schlechten Anschlüsse der verschiedenen Postdampfer uns von Santiago de Cuba nach Port-au-Prince zu miethen zwingen, ist nicht ganz so groß wie die bateaux-mouches auf der Seine. Es ist seine erste ernstliche Seereise: noch nie war ihm vorgekommen, die Küste aus den Augen zu verlieren. Wir schiffen uns an einem dreizehnten Freitag ein; doch unsere Matrosen scheinen von diesem doppelt gefürchteten Datum wenig berührt; für den Spanier ist wirklich

nur Dienstag der Unglückstag: el martes no te cases, ni te embarques*).

Die Fahrt der „La Union" wird eigenthümlich verlangsamt durch einen dicken Ueberzug jener Schalthiere, die sich in den südlichen Meeren in großer Menge an den Schiffsrumpf heften, zur Verzweiflung der Gesellschaften, die gezwungen sind, ihre Schiffe alljährlich vollständig abkratzen zu lassen. Eine steife, etwas sehr starke Brise bedeckt das Meer mit plätschernden Wellen. Die grüne, anmuthige Insel Gonave hinter uns lassend, unterscheiden wir endlich die Bucht von Port-au-Prince. Wir hissen das Signal auf, um einen Lootsen zu fordern: keiner erscheint; gleichwohl setzen wir unsere Fahrt fort, auf unsern geringen Tiefgang vertrauend und die auf unsern Karten bezeichneten Riffe zur Linken lassend. Wir treffen in dem engen Fahrwasser einen transatlantischen Dampfer, der nach Colon fährt; dieses Begegnen ist uns sehr nützlich, denn um sicher zu sein, die Hafeneinfahrt nicht zu verfehlen, brauchen wir nur dem Kielwasser des mächtigen Postschiffes zu folgen. Vorn übergebeugt und das Senkblei werfend, folgen wir dieser großen Straße, doch die Nacht bricht herein, schnell wie alle Tropen-Nächte; vergebens suchen wir an der Küste den auf den Seekarten angegebenen Leuchtthurm; ganz erstaunt, sein Feuer nicht zu sehen, und fürchtend, einen falschen Curs einzuhalten, werfen wir Anker, ohne zu wissen, wo wir sind.

*) Dienstags soll man sich weder verheirathen noch einschiffen.

Am andern Morgen erwachen wir einige Kabellängen von der Stadt; der Capitain erstaunt mehr und mehr, daß er den Leuchtthum nicht gesehen hat. Die Erklärung dieser Erscheinung wird uns bald von den Quarantäne-Beamten gegeben: man zündet das Leuchtthurmlicht nicht mehr an.

Der Capitain der „La Union" gedachte sogleich nach Santiago zurückzufahren; er hatte vergessen, daß wir an einem Sonntag ankamen und daß man auf Haïti die Feiertags-Ruhe streng beobachtet. Die Douane und die Hafen-Bureaux sind geschlossen; wir hören, er, daß er nicht vor zwei Tagen expedirt werden kann, wir, daß wir unser Gepäck nicht vor dem andern Tage einführen können. Zum großen Glück treffen wir auf dem Quai einen mächtigen Neger in himmelblauer, goldbesetzter Kleidung; aufs Gerathewohl grüßen wir ihn Excellenz: es findet sich, daß er General ist; er empfängt uns mit großer Höflichkeit und giebt Befehl, unsere Koffer und unsere Personen passiren zu lassen.

Unser Französisch entstellend, um besser verstanden zu werden, erkundigen wir uns nach dem besten Hôtel; wohl zwanzig Schwarze gestikuliren und antworten sogleich auf kreolisch: endlich verstehen wir, daß sie uns das Hôtel de France bezeichnen wollen; alsbald lenken wir unsere Schritte nach diesem Etablissement, von den Schwarzen begleitet, die sich unserer Collis bemächtigt haben. Man quartiert uns in Zimmer ein, durch Verschläge gebildet, die nicht bis zur Decke reichen; man

kann da die geringsten Laute seiner Nachbarn hören; der Besitzer setzt uns umständlich auseinander, daß ein solches System die Zimmer kühler erhält. Ist es ebenfalls der Kühle wegen, daß man statt der Fenster sozusagen Schiffsluken hat? Wir beeilen uns, aus diesen aller Luft beraubten Gelassen hinauszukommen, um schlendernd das zu durchstreifen, was man auf Haïti Straßen nennt.

Man stelle sich zwei Reihen Häuser vor, die einen Raum von zwanzig Meter zwischen sich lassen; in diesem Zwischenraum Haufen von Unrath, Tonnenreifen, die unter den Füßen heftig aufschnellen und einen gegen die Beine schlagen, schlüpfrige Mango- oder Orangen-Schalen, einen Staub, der in dicken Wolken aufsteigt; inmitten von alledem Hunde und Hühner, Ferkelchen und kleine Neger.

Niemals wird der Unrath fortgeschafft; durch die stete Anhäufung ist unmerklich ein künstlicher Damm entstanden, und nun bilden die Rinnsteine, in welche das schmutzige Wasser der Stadt fließt, auf jeder Seite eine kleine, mehrere Fuß tiefe Schlucht. Das Wasser wird in seinem Lauf oft durch einen Kehrichthaufen aufgehalten; es breitet sich dann zu kleinen Lachen aus, welche in der Regenzeit zu Seen werden; das Wegspringen über diese Seen bildet eine an Unfällen reiche Gymnastik. Das von der Oberstadt herabstürzende Regenwasser reißt so viel Dünger mit sich fort, daß bisweilen längs des Quais für die Küstendampfer nicht

Wasser genug bleibt. Ueber die Gräben und Rinnsteine hat man als Brücken schnell verfaulende Bretter gelegt: man darf sie stets nur mit Mißtrauen betreten; diese Bretter bilden lauter verrätherische Fallen; sie kippen um, oder brechen. Ein Fall bietet hier allerdings weniger Gefahr, als überall sonst, da er stets durch einen Kehrichthaufen gemildert wird.

Trotz der gänzlich fehlenden Straßen-Reinigung entwickeln sich in denselben eigenthümlicher, fast wunderbarer Weise durchaus keine schlechten Gerüche; ohne sich viel um die Ursache zu kümmern, begnügen sich die Insulaner mit dem Genuß der Wirkung; und die ist, daß ihr Land das gesundeste der Welt ist: ohne Seuchen, ohne gelbes Fieber, ohne giftige Schlangen; der Europäer darf sich dort ungestraft alle Früchte schmecken lassen, darf baden, sich ermüden, sich dem Regen aussetzen, ohne daß ihm, wie auf den Nachbar-Inseln, jede Minute ein anderer Rathgeber wiederholt: „Heute Abend bist du todt.“ Wenig Städte auf den Antillen sind so gesund wie Port-au-Prince; die Hitze ist sehr stark dort, doch von früh morgens an weht der Landwind; kaum hört er auf, so erhebt sich der Seewind. Die Regelmäßigkeit dieser beiden Winde das ganze Jahr hindurch ist merkwürdig; nie bleiben sie den Fischern aus, die mit der Morgenröthe hinausfahren, um mit der Nacht heimzukehren.

Den Tag über wird die Stadt glänzend von der Tropen-Sonne beleuchtet; Nachts hat der Mond dafür

zu sorgen. Man weiß wohl im Lande, und man wiederholt es sich mit Bewunderung, daß auf Jamaika und St. Thomas die Straßen Gasflammen besitzen; hier aber wird selbst die alterthümliche Laterne verschmäht. Ohne Zweifel werden die Haïtier Port-au-Prince niemals beleuchten; das wäre eine Neuerung; jede Neuerung ist eine Arbeit, jede Arbeit ist Unsinn. Zu was würde ihnen ihr Frei-sein dienen, wenn sie genöthigt wären, etwas zu thun? Die Straßen-Namen und die Nummern sind wie das Gas den Einwohnern unbekannt, die es einfacher finden, die Häuser nach ihrer Farbe oder dem Namen des Eigenthümers zu bezeichnen.

Auf unsern Spaziergängen entdecken wir zwei öffentliche Gebäude: ein Panteon und eine Bank, alle beide aus Eisen, alle beide mit großen Kosten aus den Vereinigten Staaten hergebracht. Das Pantheon, dazu bestimmt, den Ruhm der großen Haïtier unsterblich zu machen, wurde einem Yankee in Auftrag gegeben, der das Unternehmen schleunigst im Stich ließ, sobald er sich auf Kosten des Staates bereichert hatte. Die Bank, deren Schöpfung in dieselbe Zeit fällt, wurde von dem vorigen Präsidenten Domingue gegründet, einzig um Kapitalien heranzuziehen, die er sich dann anzueignen gedachte. Die Gelder wurden in der That eines schönen Tages fortgeschafft; schon waren sie eingeschifft und im Begriff, die Insel zu verlassen, als das Volk noch rechtzeitig ihr Verschwinden bemerkte;

der Präsident wäre beinahe auf der Straße getödtet worden; er verdankte seine Rettung dem Rechte, das auf Haïti die fremden Consulate zu Zufluchtsstätten macht; dies schrankenlose Recht, summum jus, bildet vielleicht summa injuria. Während ein Theil des Volkes den Spitzbuben verfolgte, bemächtigte sich der andere, besser berathene, des unterschlagenen Geldes, und indem es die mit klingender Münze gefüllten Kassen plünderte, bestahl es den Dieb.

Die Insel Haïti ist in zwei Theile geschieden: der eine ist die Republik Haïti, der andere die Republik St. Domingo; die erstere erklärt sich für französisch, die zweite nennt sich spanisch, doch alle beide sind unabhängig. Während die Republik Haïti, deren Hauptstadt Port-au-Prince ist, ausschließlich Schwarze und Mulatten bilden, halten die Bürger St. Domingo's auf ihrer Abstammung von den Weißen und den eingeborenen Indianern, und weigern sich stolz, zuzugeben, daß ein einziger Tropfen Negerblut in ihren Adern fließen könnte; es haben sich so zwei Strömungen gebildet, die nach den beiden Polen der Insel gehen: alle Nüancen des Schwarz haben sich in den Westen geflüchtet, die zweifelhaften Färbungen werden nach Osten hingezogen.

Der Haß St. Domingo's gegen Port-au-Prince ist ein lebhafter und tiefer: der St. Domingo'sche General Baëz wollte die Republik lieber an Mexiko ausliefern, als ihre Verschmelzung mit der Republik Haïti zulassen;

im Jahre 1871 bot derselbe General Baëz aus demselben Grunde sein Vaterland den Vereinigten Staaten an. Wir hatten das Original eines vom Gouverneur von St. Domingo an den Minister des Auswärtigen von Haïti gerichteten officiellen Schreibens zu lesen Gelegenheit; es schloß mit den kategorischen Worten: „Nous serons tout, tout, tout, excepté Haïtiens.“

Die Zeit-Geschichte der Republik Haïti wäre sehr merkwürdig, hätten die einander folgenden Regierungen sich nicht die Gewohnheit vererbt, jedes sie bloßstellende Document zu vernichten. Die allgemeine Geschichte ist bekannter. Die gesammte Insel gehörte zu Spanien, als sich die französischen Boucaniers, Banditen, bei denen sich der Geschmack für Raub-Abenteuer erhalten hatte, nach und nach im westlichen Theile niederließen; von Schmuggel und Plünderung lebend, hatten die Boucaniers nicht einmal Hütten; sie schliefen in den Wäldern, allen Unbilden des Wetters ausgesetzt; um den Stichen der Moskitos zu entgehen, einer ganz unerträglichen Pein, hüllten sie sich in grobe Leinwand-Säcke ein; die spanischen Soldaten überraschten sie bisweilen im Schlaf, und den Sack mit ihrer Lanze durchbohrend, durchbohrten sie gleichzeitig den Boucanier. Die Hälfte der Insel blieb in der Gewalt Frankreichs; der Sklavenhandel übernahm es, dieser reichen Kolonie zahlreiche Arme zuzuführen; doch Dank Toussaint Louverture sollte auch dieses Sklaven-Volk im Jahre 1804 sein Dreiundneunzig haben. Die Schwarze Re-

publik war wie die französische Republik dazu verurtheilt, an einem Staatsstreich zu sterben. Soulouque läßt sich unter dem Namen Faustin I. zum Kaiser proclamiren. Dieser neue Kaiser vermochte dem Vergnügen nicht zu widerstehen, den Souverainen Europa's, nunmehr seinen Vettern, nachzuahmen; er umgab sich mit einer Aristokratie und ließ selbst Münzen mit seinem gekrönten Bildniß schlagen; seine Regierung wurde für das Land eine Zeit des Glanzes und Ruhmes. Nach Faustin indessen wußte ein einfacher Präsident, Petion, sich einen aus der römischen Geschichte hervorgezogenen Titel zu verdienen: man nannte ihn „Vater des Vaterlandes". Im Verlauf von hundert Jahren zählt Haïti ebensoviel und noch mehr Revolutionen wie Frankreich. Die Aktien Law's und die Assignaten werden von den Noten der Salnave-Bank übertroffen, die für sechstausend bis auf ein fielen. Handeln die Haïtier so aus Nachahmungssucht? Fast wäre man versucht, es zu glauben, denn sie ehren die Franzosen aufs höchste; wie ja einer von ihnen sagte: „Im Jahre 1804 haben sie sie als Herren ermordet; als Freunde achten sie sie unendlich." Oft haben wir diese Schwarzen einen Satz überzeugt mit den Worten beginnen hören: „Wir, die Nachkommeu von Franzosen . . . ."; und die jungen Leute der Stadt, wenn sie der vom Besitzer des Hôtel de France veranstalteten Bälle, der im Saale seines Café's gespielten Billard-Parthien und der kleinen hölzernen Häuser gedenken, wo sie Nachts ihre Liebes-

Abenteuer suchen, sagen in völlig gutem Glauben: „Port-au-Prince ist ein klein Paris.“

Als sehr natürliche Folge ihrer Vorliebe für die Franzosen suchen sie etwas im Deutschen-Haß; diese Antipathie ist übrigens keine gemachte; sie erinnern sich noch des Herrn Batsch, eines Offiziers der deutschen Marine, der eine seinen Landsleuten nicht gezahlte Entschädigung reclamirte; da er vergebens reclamirte, bemächtigte sich Herr Batsch, ohne einen Kanonen- oder Gewehrschuß im Hafen selbst der Hälfte der Flotte von Haïti, eines Schiffes, und machte Miene, damit im Schlepptau abzufahren, wenn die Regierung nicht zahlte. Die Regierung zahlte.

Giebt es auf Haïti — „en Haïti“, wie man hier sagt — viele Revolutionen, so hat St. Domingo deren noch mehr. Eine Thatsache genügt zum Beweis: in Port-au-Prince sind nicht weniger als drei mit der Vertretung der Republik St. Domingo beauftragte Consuln; ein einziger von ihnen ist wirklicher Consul; aber in Folge der beständigen Regierungswechsel kommen die beiden andern, welche den rivalisirenden Parteien angehören, so häufig wieder an die Reihe, daß sie es für unnütz halten, während der Zwischenzeit wieder in ihr Land zurückzukehren, sondern sich hier bleibend niedergelassen haben.

Die Insel Haïti ist von der Natur reich ausgestattet; mehr als Cuba und Jamaika verdient sie, die Perle der Antillen genannt zu werden; der Boden ist von

unerhörter Fruchtbarkeit: kaum einige Meter vom Ufer tragen die drei bis vier Meter dicken Humus-Schichten mächtige Kräuter und Wälder. Was für einen köstlichen Ausflug haben wir nach Kinkoff und nach Fort-Jacques gemacht! Die Steigung beginnt mit dem Verlassen der Stadt, denn die Hügelketten springen so zu sagen aus dem Meere; hinter uns entrollt sich das prächtige Panorama der Bucht: eine azurne See und friedlich auf diesem blauen Teppich ruhend, Gonave und die grünen Eilande mit den Würzelbäumen; zur Linken die Ebene und die beiden großen Seen mit süßem und salzigem Wasser. Bisweilen kommen wir an tiefen Schluchten, an steilen Abgründen vorüber; ganz in der Tiefe bildet das Sammet-Laub der Bananen eine Art hellen Baches zwischen zwei dunkeln Wänden. Die mit Grün und mit von Fern malerischen Hütten gekrönten rundlichen Hügel erheben sich gleich Zuckerhüten. In einem Bache verstecken sich lachende Negerinnen, die ganz nackt sind, ohne es zu scheinen, denn die schwarze Haut gleicht einem Kleide. Ueberall flüchten sich von unserm Vorbeikommen erschreckte große Eidechsen in die Bäume, deren Kleid sie sogleich annehmen, ein grünes im Laub, ein graues am Stamm. Jasmin-Bäume mit ihren duftenden Blüthen stehen am Wege; dann erscheinen die riesigen Kaffeebäume; diese hundertjährigen, ehrwürdigen Bäume tragen immer noch Frucht; „verwünschte Feigenbäume" schlingen ihre Dintenfisch-Arme um sie und ersticken jene, die unklug genug sind, in ihrem Bereich zu

wachsen; endlich folgen den wilden Weinstöcken und Orangenbäumen die Fichten! Unsere wackern kleinen Pferde, die mit ihren unbeschlagenen Hufen sich an den Felsen anklammern, tragen uns bis an eine elende Bambus-Hütte, wo man uns Gastfreundschaft gewährt. Unsere erste Sorge ist, Feuer anzünden zu lassen: eben noch erstickten wir in der Ebene, während wir jetzt in unsern durch einen Regenguß uns anklebenden Leinwand-Kleidern vor Kälte zittern; der Klimawechsel ist ein vollständiger; während die Ebene der Tropen-Flora angehört, haben wir hier alle unsere französischen Früchte und Gemüse vorgefunden: Apfel- und Pfirsich-Bäume stehen in Blüthe, man führt uns an prächtigen Kohlköpfen und herrlichem Salat vorüber.

Was für unbenutzte Hülfsquellen auf dieser bevorzugten Insel; was für Reichthümer in diesem Lande, wo jedermann arm ist! Aber der Schwarze verabscheut die Arbeit; jeder Haïtier ist ein Faullenzer, der eher vor Durst sterben, als die drei Schritte thun würde, die ihn von einem Glase Wasser trennen. Solch ein Neger von Haïti lag eines Tages am Rande eines Weges ausgestreckt, beide Hände in den Taschen; da kommt ein Amerikaner vorüber, der ihn nach dem Wege fragt; ohne seine Lage zu ändern, hebt der Neger den Fuß nach der zu verfolgenden Richtung: „Ich gäbe einen Dollar darum," ruft der Amerikaner wüthend, „könnte ich einen noch fauleren Menschen sehen!" Der Neger rückt etwas die Hand bei Seite und zeigt eine

seiner Taschen offen; der Amerikaner verstand und ließ den Dollar hineinfallen.

Ganz im Anfang hatten wir diesen armen Schwarzen eine lebhafte Sympathie nicht versagen können; diese Sklaven-Söhne, die nach eroberter Freiheit sich nun selber regieren, flößen ein gewisses Interesse ein; aber ihre Schlaffheit und Trägheit werden auf die Dauer unerträglich. Zum großen Glück für sie ist Dank der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens äußerste Armuth hier niemals äußerstes Elend: der Müssiggang tödtet nicht. Hauptsächlich während der Mango-Zeit macht sich dieser allgemeine Hang zum Nichtsthun bemerklich: der Markt der Stadt ist verlassen; die Landleute sind zu Hause geblieben; wozu einige Stunden Wegs machen, um einige Sous zu verdienen? haben sie nicht Mangos, sich zu nähren? Im dichten, kühlen Schatten des Wurzelbaumes ruhend, so verbringen die Schwarzen den ganzen Tag, so den folgenden Tag, so Wochen und Monate. Es wäre wahrlich Zeit, die Redensarten aufzugeben: arbeiten wie ein Neger. Wenn einmal die Früchte nicht gerathen, so wird, statt daß man sich an die Arbeit macht, die Regierung gestürzt; in dem Wirrwarr wird man sich wohl Ersatz für die Mangos holen; daher heißt es auch ganz richtig: „Ein Jahr ohne Mangos: ein Revolutions-Jahr".

Leider beschränken sich die Schwarzen nicht immer auf diese unschuldige Nahrung; mehrere haben versucht, im Geheimen zur Menschenfresserei zurückzukehren:

Doctoren haben constatirt, daß auf den Märkten Haïtis Menschenfleisch, Fleisch von Kindern, verkauft worden ist. Der Präsident Jeffrard ließ an einem Tage sieben dieser Elenden erschießen, vier Männer und drei Frauen, die überführt waren, ihre Nächsten stückweise verkauft zu haben. Vor der Vollstreckung ließ man sie photographiren, um das Andenken an ihr Verbrechen wachzuhalten.

Ehrlichkeit existirt fast nicht auf Haïti; es herrscht weder Treu noch Glauben. Der überall sonst so nützliche und so mächtige Credit ist hier nur eine Ursache zum Verderben; jedes Bank- oder Handelshaus, das Credit auf Ziel gewährt, ist verloren. Die kleinen Kaufleute müssen mit äußerster Härte verfahren, wollen sie nicht Gefahr laufen, das versprochene Geld niemals zu sehen zu kriegen. Daher verkünden auch in jedem Laden in echtem Haïti-Französisch abgefaßte Anschläge, daß der Credit aus Port-au-Prince verbannt ist. Hier war uns auch vergönnt, bei einem Branntwein-Verkäufer, der gleichzeitig ein Bade-Etablissement besaß, groß und deutlich jenen Jedermann bekannten Satz zu lesen: „Je vendrai à crédit demain".

Die Haïtier wissen sehr wohl, daß die Insel aufhörte ihnen zu gehören, wollten sie den Weißen gestatten, sich dort anzusiedeln; sie haben also ein förmliches Verbot erlassen, wonach Ausländer kein Land besitzen dürfen; lieber wollen sie die Insel unbebaut lassen, als sich durch die Arbeit anderer gezwungen

sehen, selbst zu arbeiten. Einige Europäer haben indessen Handelshäuser gegründet; sie haben wenig Grund, sich dessen zu freuen: außer dem Nachtheil der zweifelhaften Zahlungen laufen sie noch eine große Gefahr. Haben die Mango-Bäume keine Frucht getragen, scheint eine Revolution schwierig, so wendet die Bevölkerung ihre Blicke nach den Waarenlagern jener: irgend einer legt dort heimlich Feuer an; alles umdrängt die weite Brandstätte; man erbietet sich, den Opfern zu helfen, und was gerettet werden kann, in Sicherheit zu bringen; nach dem Brande findet sich von dem in Sicherheit Gebrachten nichts wieder. Vor Kurzem hat man in Port-au-Prince das Spritzenwesen eingeführt, doch das niedere Volk hat schnell das Mittel gelernt, jene unbrauchbar zu machen: es weiß, daß ein Schnitt mit dem Rasirmesser in den Gutta-Percha-Schlauch genügt, die Spritze zu zerstören; so dient der Untergang eines Privat-Waarenlagers zur allgemeinen Bereicherung.

Die Haïtier tragen stets ein Rasirmesser in der Tasche. Sie haben den Waffenwahnsinn, und da ihnen meistens das Geld fehlt, einen Revolver zu kaufen, so haben sie ein Toiletten-Zubehör zur Nationalwaffe umgewandelt. Sie bedienen sich derselben sehr geschickt: das Rasirmesser wird derart in der Hand gehalten, daß der Gegner sich nicht des Heftes bemächtigen kann. Ein sehr vornehmer junger Mann von Haïti hat uns höchst gefälliger Weise die drei Arten gezeigt, das Rasirmesser zu halten, um den Gegner zu verwunden, ohne

daß man Gefahr läuft, sich selbst zu schneiden. Diese Wunden, die übrigens selten tödtlich sind, brennen schrecklich und hinterlassen eine nie verschwindende Narbe. Der Neger hat eben von Muth nicht dieselbe Vorstellung wie wir; er nimmt die Beschimpfung ohne Stirnrunzeln hin und schiebt die Rache bis zu dem Tage auf, wo er den Beleidiger von hinten treffen kann. Es haben nicht einmal alle diesen Halbmuth; daher liefert auch das Gift das beste und sicherste Mittel, sich eines Feindes zu entledigen. Es wäre schwierig, alle die Vergiftungsgeschichten, die man uns erzählt hat, auf ihre Wahrheit zu untersuchen; wenn man aber den tausend Erzählungen glauben darf, die auf der Insel in Umlauf sind, so würden hier die Borgias bloße Stümper sein. Ein heimlich in ein aufgetrenntes Kopfkissen geschüttetes Pulver, eine auf den Rand eines Glases geriebene Pflanze, ein einfacher Händedruck genügen diesen Negern, um den Tod zu geben. Auch überliefern sie einander die mannigfaltigsten Beherungskünste und treiben die seltsamsten Beschwörungen. Auf dem Lande behalten viele Schwarze, selbst unter denen, welche zum Christenthum übergetreten sind, ihre alten abergläubischen Gebräuche bei: sie halten hartnäckig daran fest, ihre Amulette um den Hals zu tragen und sich zu ihren voudous zu versammeln; diese Ceremonien werden von einer eigenthümlichen Musik begleitet; Lärm, Gesten, Verdrehungen, Schweiß auf den brennenden Gesichtern, lassen unwillkürlich an den Hexen-Sabbath

denken. Die katholischen Missionäre machen lobenswerthe Anstrengungen, ihren Aberglauben zu vertilgen und die Grund-Elemente der Sittlichkeit bei ihnen einzuführen. Wir haben mehrere dieser Priester gesehen; es ist zu bedauern, daß ihre Bildung keine ausgedehntere, daß sie selber nicht freisinniger sind; die Protestanten dagegen verbessern, statt sogleich an die metaphysischen Fragen heranzutreten, die materielle Lage des Schwarzen, sie wenden sich an den Körper und schaffen sich so häufiger Chance zu Erfolgen.

Einige Vertheidiger der Sklaverei behaupten, daß die Neger seit ihrer Unabhängigkeit auf Haïti „wie die Fliegen sterben". Wie bleibt denn von ihnen noch eine so große Menge? Es wäre schwierig, ja, es ist unmöglich, ihre Zahl genau festzustellen; ohne Zweifel werden sie durch die Kriege und Revolutionen decimirt, doch sie sind fruchtbar genug, die Lücken schnell auszufüllen; sterben sie wie die Fliegen im Herbst, so entstehen die jungen Geschlechter wie Fliegen im Frühling. Es ist nichts Seltenes, eine Negerin zwölf Kinder besitzen zu sehen; dafür ist es selten, daß zwei darunter vom selben Vater sind. Das Temperament dieser Race ist eben danach: die Negerin verweigert ihre Gunst keinem Manne; die, welche sich nicht verkauft, giebt sich hin; doch Dank der größeren Empfindlichkeit des Weißen gehört, wenn auch die Frauen alle sich hingeben, ein gewisser Muth dazu, sie zu nehmen. — Heirath und Ehescheidung existiren; doch um die Förm-

lichkeiten der einen und die Kosten der andern zu vermeiden, „placirt man sich“ lieber, statt zu heirathen; auf diesen feinen Unterschied wird gar kein Gewicht gelegt; wir haben einen armen Teufel gekannt, der sich rühmte, eine bedeutende Persönlichkeit Haïtis zum Schwager zu haben, einzig weil der Betreffende die Schwester des armen Teufels mit einer seiner Nächte beehrt hatte. Selbst die Blutschande hat auf Haïti nicht entfernt die Bedeutung, welche wir ihr beilegen; haben wir nicht auf einem unserer Ausflüge unsern Führer als ganz selbstverständlich mit seiner Tante das Bett theilen sehen?!

Wenn es durchaus nicht erwiesen ist, daß die Bevölkerung abnimmt, so steht fest, daß sie durch die seltene Vermischung mit Weißen dunkler wird; die Mulatten, welche den intelligenten Theil der Bevölkerung von Haïti bilden, verschwinden mehr und mehr, um zum Urtypus zurückzukehren; doch man hüte sich, vor ihnen die brutalen Ausdrücke Neger oder Mulatte zu gebrauchen; beim Streite werfen sie selber sie sich als schwere Beleidigung an den Kopf; es giebt hier nur schwarze gentlemen, farbige junge Leute und haïtische Damen.

Die Eitelkeit der Haïtier vermag allein erfolgreich sich mit ihrer Trägheit zu messen; sie schmeicheln sich, civilisirt zu sein, drei Kanonen, zwei Kriegsschiffe, eine Zeitung — eine Sammlung wunderlicher Phrasen — zu besitzen, sie haben das alles, doch sie haben keine

Schulen; sie haben weder eine Bank, noch einen Telegraphen, noch den Anfang zu einer Eisenbahn. Vielleicht wäre es sogar gefährlich, diese modernen Erfindungen jenen großen Kindern in die Hände zu geben; man würde bis zum geringsten Arbeitsmann das gesammte Personal einführen müssen. Wie könnte man zum Weichensteller einen Haïtier machen, der auf seiner Weiche einschliefe! Folgende Thatsache ist eine unter hundert und vom Besitzer des Schiffs selber erzählt, dem folgendes Mißgeschick begegnete: seine Familie schiffte sich in Kingston auf seiner Yacht ein, um in Port-au-Prince mit ihm zusammenzutreffen; es ist eine Ueberfahrt von ungefähr drei Tagen, aber der Steuermann war ein Schwarzer, der, nach dem Beispiel seiner Landsleute, den Compaß verschmähend, sich nur nach den Gestirnen richtete; er schlief oft an der Ruderpinne ein und ließ das Schiff ohne Zweifel manchen vollständigen Kreis beschreiben, denn man blieb dreißig Tage außer Sicht von Land: am dreißigsten Tage endlich entdeckt man es: das ist Haïti! das ist Port-au-Prince. Man kommt näher; ach! nein, es ist nicht Haïti, es ist Cuba; der arme Steuermann hatte sich in der Insel geirrt.

Die Sucht nach Würden, nach Titeln, nach Ehrenzeichen jeder Art erreicht bei den Haïtiern die äußerste Grenze des Lächerlichen. Die Zahl der Commandanten in der Armee ist unberechenbar: unser Koch ist nichts mehr und nichts weniger als Stabsoffizier. Auf Haïti wird jenes Kinderwort zur Wahrheit: „Ich will mich

schildern, die sich täglich in unserm Hôtel abspielen; es ist eine beständige Comödie, der wir beiwohnen, ohne unser Logis zu verlassen. Oft ertönt ein fürchterlicher Heidenlärm in dem großen Gesellschaftssaal; wir kennen die Ursache und lassen uns nicht einmal mehr stören; es ist Herr Fontaine, der seine Dienstboten durchprügelt, oder der mit Knüttelhieben zwei Weiber trennt, die im Zuge sind, sich das Mobiliar seines Salons an den Kopf zu werfen; wir sind gegen dieses Schauspiel abgestumpft. Zur Stunde der Mahlzeiten setzt sich Herr Eduard, der Sohn des Herrn Fontaine, zu uns an den Tisch und beehrt uns mit seiner Unterhaltung; dieser dienstfertige junge Mann, der vom ersten Abend an uns bei unserm Vornamen anredet und uns wie ein alter Freund duzt, besitzt das Geheimniß einer noch geschraubteren Ausdrucksweise, als die seines Vaters. Herr Eduard übt, wie die meisten Neger, denen ihre Vermögenslage Dienstboten zu halten gestattet, gegen sie eine oft komische Tyrannei aus. Die jungen Neger sind beim Mittagsessen, Herr Eduard ruft sie: „Coleus, Israël, kommt her!“ Coleus und Israël thun, wie ihnen geheißen; Herr Eduard betrachtet sie lächelnd: „Setzt Euch wieder!“ sagt er ihnen. Dies erbärmliche Treiben wiederholt sich alle zehn Minuten.

Die Bedienung auf unsern Zimmern geschieht durch drei oder vier junge Neger, die ihren Tag sitzend oder liegend verbringen. In Indien, wo ein Hausherr eine große Menge Diener besitzt, hat jeder von ihnen sein *besonderes* Amt, über das er nie hinausgeht. Auf

Haïti haben alle dasselbe Amt, nämlich nichts zu thun. Sie waren es werth, Haïtier zu sein, jene beiden Bedienten, die ihr Herr fragte: „Jean, was machst du da?“ — „Ich warte auf die Befehle meines Herrn!“ — „Und du, Peter?“ — „Ich, Herr, ich helfe Jean.“

Sie zeigen sich übrigens von völliger Ungenirtheit: sie treten ins Zimmer, bringen jeder einen Stuhl mit und pflanzen sich unserm Tische gegenüber auf. Einer von ihnen namentlich, der oben erwähnte Coleus, verbrachte ganze Stunden damit, uns beim Schreiben zuzusehen. Sein Streben war, unser Diener zu werden und uns nach Frankreich zu folgen. Da sein dringendes Bitten lästig wurde, antworteten wir, daß wir über Havana zu reisen gedächten: sogleich rief er mit Schrecken: „In Havana ist ja noch Sklaverei!“ und seit dem Tage hielt er sich in der Reserve.

Ein anderer schwarzer Bursche bereitete uns eine andere Ueberraschung: er bringt uns mit breitem Grinsen ein Glas Limonade und fordert ein kleines Trinkgeld. Es ist, sagt er, sein Namenstag. Unmöglich kann man ihm eine so passend angebrachte Bitte abschlagen; doch unser Erstaunen ist groß, als acht Tage später dasselbe Schwarzgesicht ein Glas Limonade bringt und seine Bitte erneuert. „Wie, auch heute ist dein Namenstag?!“ — „Ja, Herr.“ — „Dein Namenstag ist also alle acht Tage?“ — „Ja, Herr, ich heiße Dienstag.“

Poutoute will uns besonders ehren: er ladet in den großen Saal seines Hôtels die jeunesse dorée Haïtis und die schwarze Halbwelt ein, die hier die

Söhne aus den guten Familien ruinirt. Der Saal hängt voller Fahnen. Eine große Füllung an der Musiker-Estrade zeigt das Wappen von Haïti; zur Rechten und Linken des großen Palmbaumes, der auf einer Kanone mitten aus Fahnen herauswächst, sind ein junger Mulatte und eine schöne Negerin gemalt; eine Inschrift über ihrem Kopfe lautet: Ordnung, Anstand.

Die jungen Modedamen finden sich ein; sie sind mit einem Gewand bekleidet, das unterhalb des Busens beginnt und ohne eine Falte bis auf die Füße hinabfällt; sie halten einen Fächer in der Hand und schwenken ihn unter Schönthun; ihre Kleider sind alle von glänzender Farbe, grellem Grün, schreiendem Roth, oder auffallendem Blau. Einige dieser Damen haben die Koketterie so weit getrieben, sich Arme und Schultern mit einer dicken Schicht Reispuder zu bedecken. So costümirt sind sie scheußlich, halten sich aber für reizend und empfangen unsere Complimente mit sehr gnädigem Lächeln. Wie viel schöner sind sie, wenn sie Morgens in der hellen Sonne mit dem üppigen Busen und den schlanken Hüften die Hauptstraße hinabschreiten, auf dem stolz gehaltenen Kopfe mühelos einen schweren Korb Orangen und Bananen tragend; ihr weißes Kleid steht auf der Brust weit offen; ihr schwarzer Hals, ihre nackten Arme zeigen den Glanz und die Politur der Bronze: lebende Statuen sind es, aus herrlichem Fleische gearbeitet.

Unser guter Stern hat uns vor unserer Abreise *der Eröffnung* der Kammer beiwohnen lassen; der

neue Präsident, Boisrond-Canal, verlas eine Botschaft; die haïtischen Präsidenten sprechen genau so in abgedroschenen Phrasen, wie der unterste General; in dieser Eröffnungsrede konnten wir eine große Menge von Aussprüchen unserer berühmtesten Sachverständigen wiedererkennen. Die Sitzung war wenig interessant; kein komischer Zwischenfall kam vor; wir sehnten jenen historisch denkwürdigen Tag zurück, wo man nach irgend einer neuen und schrecklichen Strafe suchte, die des Verraths überführten Elenden aufzuerlegen sei. Die Versammlung war unschlüssig; plötzlich rief ein Abgeordneter: „Strafen wir sie mit dem Ostracismus!“ Das Wort gefiel der Kammer und die Genehmigung war einstimmig, doch die Enttäuschung sodann groß, als man erfuhr, daß der Ostracismus in der Verbannung der Schuldigen bestand und nicht in ihrer Zerhackung in kleine Stücke.

Nach Eröffnung der Kammer nimmt der Präsident eine Revue ab; nur wenige militärische Scenen spielen sich ab, während die zehn bis zwölf Soldaten und zwei bis dreihundert Obersten sein Herauskommen erwarten; sie saugen Mangos und Orangen aus, mit deren Schalen sie sich werfen; sie gerathen in Zank, erheben den Gewehrkolben in wüthender Haltung, begnügen sich aber damit, sich Zungenhiebe zu geben. Die Uniform ist sehr primitiv; die blauen Zwirn-Röcke, der Knöpfe beraubt, klaffen unmäßig weit auseinander und die breiten Lücken lassen breite, schwitzende Brüste sehen; der Bauch bildet einen bronzefarbenen Wall-

ring zwischen dem Rock und der Hose, die unten ausgefranst ist und über den Knöcheln aufhört. Die Gewehre zeigen Rostfarbe vom Richtkorn bis zur Stange; die Patronentaschen werden durch Behälter jeder Art ersetzt: Cigarrenkistchen und Sardinenbüchsen.

Was die Generale betrifft, die den besondern Stab des Präsidenten bildeten, so strahlten sie in ihren französisch zugeschnittenen, hochrothen, blauen oder grünen Röcken; höher roth, blauer und grüner noch unter der funkelnden Sonne. Das Volk bewunderte rückhaltlos ihre weißen Kaschmir-Hosen und ihre Lack-Stiefel, ihre ganz vergoldeten Parade-Säbel, ihre galonirten Dreimaster, ihre wallenden Federbüsche. Ihre kleinen Pferde schienen die Feierlichkeit dieses Tages zu verstehen; sie tummelten sich um die Wette und bisweilen schienen ihre Sprünge den schwarzen Generalen Verlegenheit zu bereiten; einer derselben klammerte sich an Sattelknopf und Mähne: hat man etwa die Affen bei Franconi gesehen? Jeder war mustergültig geschnürt, doch wie schnell errieth man, wenn man sie in ihrer militärischen Kleidung sah, daß nicht einer Soldat war.

Wir haben auf Haïti Wochen zugebracht, die ohne eine Stunde Langeweile verflossen sind; wir konnten uns einbilden, daß wir, im Theater des Palais-Royal sitzend, eine Reihe komischer Acte an uns vorüberziehen sähen. Doch wenn der Eindruck für den Touristen ein reizender ist, so beklagt der Philosoph, daß bei solchen Vorbedingungen zu Reichthum diese Schwarzen *stagnirend in* der Armuth bleiben, daß sie der Natur alles

überlassen, ohne sich dazu zu verstehen, sich selber zu helfen; nicht allein haben sie niemals etwas erfunden, sondern sie wissen nicht einmal, aus den Erfindungen Anderer Nutzen zu ziehen; einzig das Aeußere ist ihre Leidenschaft; sie ziehen gern den langen Rock an, jene europäische Tracht, doch sie ziehen auch kein Hemd an.

Man hat oft behauptet, daß das geistige Zurückstehen der Schwarzen von der systematischen Verdummung herrührt, in der die Sklaverei sie gehalten hat; eine sehr edle, doch sehr falsche Theorie. Ohne Zweifel ist der Schwarze vervollkommnungsfähig; ohne Zweifel kann er sich über seinen gewöhnlichen Zustand erheben, in den Ländern, wo er wild und frei lebt, ebenso, wie in den Ländern, wo er Sklave und Hausthier ist; aber er kann nicht neben dem Weißen Stellung fassen und behaupten. Seit der Proclamation der Unabhängigkeit Haïtis sind sich drei Generationen gefolgt; haben diese drei Generationen das Gedeihen der Insel vermehrt? Haben sie die Epoche ihrer Verarmung auch nur verzögern können? Die Kaffeebäume, welche fast ihren einzigen Reichthum ausmachen, sind nicht von den Schwarzen, sondern von den französischen Colonisten gepflanzt worden. Dank der wunderbaren Fruchtbarkeit des Bodens tragen diese Sträucher, nun zu Bäumen geworden, noch fortgesetzt Frucht, und die Neger, statt neue Pflanzungen anzulegen, ziehen es vor, die hundertjährigen Zweige zu schütteln und die gefallenen Früchte zu sammeln.

Wir sind mit den ersten Kaufleuten von Port-au-Prince in Berührung gekommen; wir haben überall liebenswürdige und zuvorkommende Menschen gefunden, denn die von Natur etwas kindlichen Schwarzen sind im Uebrigen sanft und sympatisch; sie ersonnen alles, um uns Vergnügen zu machen und boten ihre ganze Kunst auf, um vor den Europäern zu glänzen. Die Intelligentesten sind einig im Bedauern über den Niedergang der Schwarzen Republik; sie beklagen die täglichen Revolutionen und werfen ihren Landsleuten bitter die Fehler vor, welche sie selber in geringerem Grade besitzen: Eitelkeit, Trägheit, Unwissenheit. Einige von ihnen haben ihre Erziehung in Europa erhalten, am häufigsten in Paris: diese haben bei ihrer Rückkehr ein unbestimmtes Gefühl von der Nothwendigkeit des modernen Fortschritts; doch sie verlieren schnell die Erinnerung an eine höhere Civilisation; haben sie Bildung genug, um zu fühlen, welche Dinge ihnen fehlen, so haben sie nicht genug, um die Mittel zu deren Erlangung anzugeben; sie sind vielleicht die am meisten Beklagenswerthen: ihre begüterten Familien haben sie mit soliden Kenntnissen auszurüsten geglaubt; die Unglücklichen begreifen nicht einmal ihre Unwissenheit. Haben wir nicht alle auf unsern Gymnasien solche arme kleine Schwarze gekannt, Söhne haïtischer Minister, oder zukünftige Könige von Dahomey, die ersten in ihrem Lande, und die letzten in ihrer Klasse?!

XVI.

Rückkehr nach Frankreich.

Ein Umweg. — Das Cap Haïti. — Mayagüez. — St. Thomas. — Rückkehr nach Paris und Abfahrt von Bordeaux.

Der Zufall hat plötzlich unsere ganze Reiseroute umgestoßen. Nach dem ursprünglichen Plane hatten wir uns vorgenommen, Süd-Amerika gleich nach Nord-Amerika zu besuchen; doch wir erfahren soeben, daß, um uns nach Brasilien zu begeben, der schnellste, wenn auch nicht directeste Weg der über Europa ist. Die große Linie von New-York nach Pernambuco mit Anlaufen der Antillen ist nämlich seit Kurzem aufgehoben; was die Fahrt über die kleinen Antillen und Guyana betrifft, so stellt man sie uns als sehr lang und sehr complicirt dar. Wir entscheiden uns für die Rückkehr nach Frankreich und nehmen Plätze an Bord der „Martinique".

Wir halten uns einige Stunden am Cap Haïti auf; die Bucht ist höchst malerisch: wirkliche Berge erheben sich rund ums Meer, wie bläuliche Mauern mit Zinnen. Die Stadt liegt in Trümmern, ein Erdbeben hat sie zerstört, und man hat sich nicht die Mühe gegeben,

mehr als einen Theil wieder aufzubauen; doch die tropische Vegetation hat die Steine, die stürzen wollten, zusammengehalten, hat den Mauern neue Festigkeit verliehen und die Häuser geschmückt; sie bekleidet die von rothen Rissen durchfurchten Wände, sie behängt die Thüren und Fenster mit Laub-Vorhängen. In Ermangelung von Menschen bewohnen Pflanzen diese Ruinen, und ich habe einen kleinen Mango-Baum gesehen, der sich buchstäblich ins Fenster legte; überall hat das Leben über den Tod die Oberhand gewonnen.

Eine lange Allee von Kokos-Palmen am Meeres-Ufer, Bananenfelder, grade Straßen, von schmucken Häusern eingefaßt und einer Pferdebahn durchschnitten, das ist Mayagüez. Die Stadt ist reinlich und gut erhalten, obgleich spanisch. Sie hat viele Schwarze, aber alle sind frei: Spanien, durch den cubanischen Aufstand erschreckt, hat auf Porto-Rico die Abschaffung der Sklaverei dekretirt; um die Besitzer zu entschädigen, wurde den Bewohnern ein besonderer Zoll auferlegt; Spanien erhebt den Zoll und entschädigt Niemand.

Nach vier Tagen gelangen wir nach St. Thomas, einer hübschen Stadt mit weißen, roth gedeckten Häusern, die stufenweise in drei Absätzen ansteigen, ein schmuckes Syra im Kleinen. Die Insel ist von ganz geringem Umfang: in einer Stunde haben die dortigen Pferde uns den Berg hinaufgebracht, von wo man das Meer nach beiden Seiten erblickt. St. Thomas hat Mangel an Trinkwasser; so unwahrscheinlich es auch klingen

mag, man ist bisweilen genöthigt, es von den benachbarten Inseln zu holen.

Die meisten Dampferlinien besitzen auf St. Thomas Kohlen-Niederlagen; die Negerinnen besorgen die Verladung; sie bringen die Kohlen korbweise auf dem Kopfe an Bord; der Kohlenstaub kann ihre Haut nicht beschmutzen; doch sie geht dadurch aus dem glänzenden ins matte Schwarz über.

Alle Postdampfer laufen auf St. Thomas ein; die Insel befindet sich durch ihre besondere Lage an allen Linien des Atlantischen Oceans; diese kleine dänische Colonie ist ein wirkliches Correspondenz-Büreau mitten im Meere. Hier liefen seiner Zeit auch die nach Brasilien fahrenden Postdampfer ein, die uns den ungeheuren Umweg erspart haben würden, zu dem wir uns nun gezwungen sehen.

Gestehen wir, daß wir keine Ursache hatten, diesen Umweg zu bedauern: wir haben Passagiere an Bord gefunden, deren interessantes Geplauder die Ueberfahrt verkürzt hat. Die „Martinique" brachte aus Colon einen Theil der nach Darien gesandten Expedition zurück, die unter der Leitung des Lieutenants zur See L. N. B. Wyse die Anlage eines inter-oceanischen Canals zu studiren hatte. Die Herren Wyse & Reclus, die in einigen Monaten zurückreisen sollten, gaben uns für nächstes Jahr ein Rendezvous in Panama.

Warum mußte uns der Schmerz werden, einen unserer lieben Reisegefährten zu verlieren! Herr Musso,

ein italienischer Ingenieur mit der schönsten Zukunft, der sich die Sympathieen aller erworben hatte, erlag in Sicht von Santander einem Ruhranfall; seine Freunde hatten nicht den traurigen Trost, seine sterbliche Hülle der Familie heimzubringen: einige Meilen von der Küste wurde der Leichnam ins Wasser versenkt! Das ist der zweite Unglücksfall, der diese Ueberfahrt trübt; gleich anfangs hatte sich eine Reisende im Anfall eines hitzigen Fiebers Nachts ins Meer gestürzt. Auf dem Vordertheil konnte man die Matrosen abergläubisch die katholischen Pfarrer anklagen hören, die wir an Bord hatten.

Wir haben uns einige Stunden vor der hübschen Stadt Santander aufgehalten; am folgenden Tage passirten wir Cordova und fuhren in die Gironde ein. Die „Martinique" setzt uns in Pauillac ab; eine Dampf-Schaluppe bringt uns bis nach Bordeaux. Jeder weiß ja, daß seit den Arbeiten der Wegeverwaltung, das Gironde-Bett auszubaggern, die großen Boote bei der Ebbe nicht mehr gefahrlos den Fluß hinauffahren können.

Endlich sind wir ausgeschifft; wir haben gerade Zeit, in den Zug zu springen, in Paris herauszustürzen, einige Freunde zu einem Wiedersehens- und Abschieds-Mahl zu versammeln, nach Bordeaux zurückzureisen und an Bord der „Parana" wieder in See zu stechen, zu einer neuen Excursion nach Süd-Amerika.

Ende.